This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

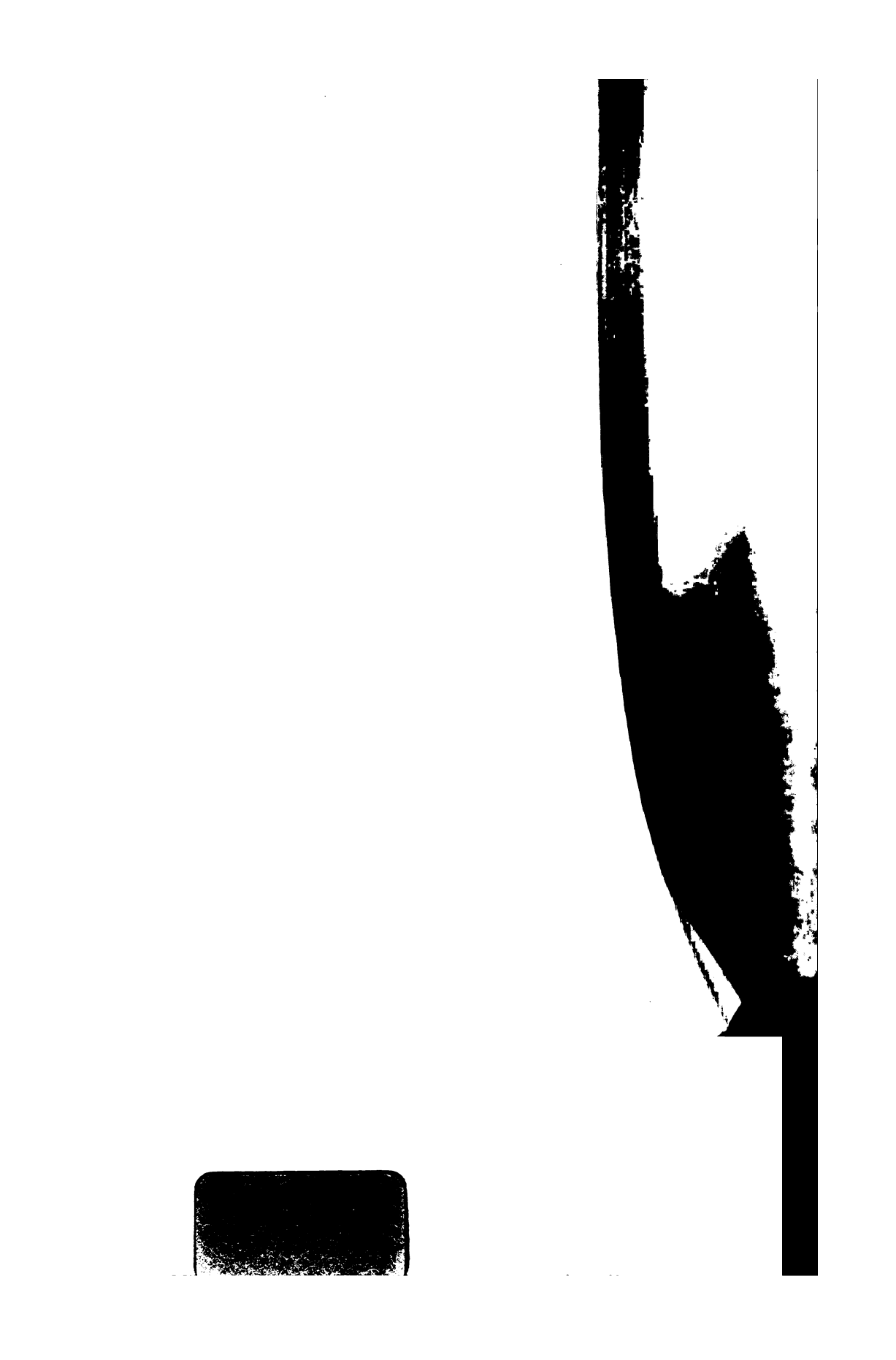
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



STADT

ER

DIE

HEILIGE STADT

UND DEREN

BEWOHNER

in ihren

naturhistorischen, culturgeschichtlichen, socialen und medicinischen Verhältnissen

geschildert

von

Dr. Bernhard Neumann,
ehemaligem Chefarzte des Krankenhauses „Mayer Rothschild"
zu Jerusalem.

Hamburg.
Im Selbstverlage des Verfassers.
1877.

Nachdruck und das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen
behält sich der Verfasser vor.

Den Manen

des verewigten Herrn

MAYER ROTHSCHILD,

Stammvaters der freiherrlichen Familie von Rothschild, dessen Namen das israelitische Krankenhaus zu Jerusalem trägt,

weihet

diese Blätter

in tiefster Verehrung

der Verfasser.

Vorwort.

An keine Stadt knüpfen sich so grossartige und glorreiche Erinnerungen wie an Jerusalem. Keine Stadt hat eine so wichtige Bedeutung für die Welt erhalten wie die Tempelstadt; in ehrfurchtsvollen Gefühlen wenden die Bekenner dreier Weltreligionen ihre Blicke nach den zweitausendjährigen Ruinen. Die Beschreibung der heiligen Stadt, sowie der Begebenheiten, die sich in ihr zugetragen haben und noch zutragen, hat daher ein allgemeines sehr hohes Interesse und ist zu allen Zeiten vielfach unternommen worden. Dennoch kann man selbst in den Schriften der neueren Zeit, so umfassend sie auch sein mögen, noch manche Lücken, besonders in Bezug auf das Leben und die Verhältnisse der Bewohner, wahrnehmen. Die meisten Touristen nämlich entwerfen in ihren Beschreibungen nur ein allgemeines Gemälde von der Stadt, ohne sich mit einer gründlichen Schilderung der Einwohner zu befassen. Andere Schriftsteller haben dagegen über dieselben Urtheile gefällt, welche, ganz einseitig gehalten, der Wirklichkeit durchaus nicht entsprechen. Der Grund dieser Ungenauigkeiten liegt zum grossen Theil in dem Umstande, dass die Autoren bei der Kürze ihres Aufenthaltes den Eingebungen Anderer folgten, ohne die Zustände selbstständig einer eingehenden Prüfung zu unterziehen; theils auch in einer von ihnen schon mitgebrachten

vorgefassten Meinung, durch welche ihre Urtheilskraft zu sehr eingenommen war, als dass sie noch im Stande gewesen wären, einen richtigen Blick in die Verhältnisse der verschiedenen Religionsgemeinden, welche in Jerusalem leben, zu werfen. In medicinischer Beziehung findet man in allen bisher erschienenen Schriften überhaupt nur hin und wieder einzelne Bemerkungen, die keine hinlänglich klare Darstellung dieser Verhältnisse enthalten.

In der Ueberzeugung nun, dass die vorhandenen Quellen dem wissbegierigen Leser keine getreue Einsicht in die Zustände Jerusalems gewähren, versuchte ich in vorliegendem Werke ein Bild von der heiligen Stadt und deren Bewohnern, von ihren naturhistorischen, culturgeschichtlichen, gesellschaftlichen und medicinischen Verhältnissen, sowie von den Sitten und der Lebensweise der Orientalen zu entwerfen. Ein fünfzehnjähriger Aufenthalt in Jerusalem, meine Stellung als Arzt der dortigen israelitischen Gemeinden und später als Chefarzt des Krankenhauses „Mayer Rothschild", nicht minder auch Reisen in die verschiedenen Städte Palästinas setzten mich in den Stand, sowohl die heilige Stadt mit ihren nach Abstammung, Sprache und Religion verschiedenen Bewohnern, wie überhaupt das ganze heilige Land näher kennen zu lernen.

In dem ersten Abschnitte meiner Schrift widmete ich der physischen und historischen Geographie der Umgegend von Jerusalem viele Aufmerksamkeit und gab derselben jene Ausdehnung, welche das Interesse des Gegenstandes erheischt. Wo meine eigenen Forschungen auf diesem Gebiete unzureichend waren, habe ich sie aus den Vorarbeiten Anderer und besonders aus Ritter's „Erdkunde" ergänzt. Die Mittheilungen über die klimatischen Verhältnisse Jerusalems sind nach eigenen Beobachtungen treu gegeben und durch die

Resultate fremder Beobachtungen noch vervollständigt. Darauf folgen Abschnitte, welche eine Darstellung der Flora und Fauna der Umgegend, soweit dieselben bis jetzt bekannt sind, enthalten. Der Abschnitt „Geschichte" schildert die auf die Stadt im Allgemeinen sich beziehenden Begebenheiten seit der Zerstörung durch Titus; das Historische, soweit es sich auf die Bewohner erstreckt, ist den Betrachtungen über dieselben beigefügt. Die Topographie schrieb ich nach eigenen Untersuchungen und completirte sie durch die Resultate, welche die Forschungen Robinson's und Tobler's geliefert haben. Bei der Abhandlung über die Bewohner Jerusalems schickte ich die allgemeine Statistik voraus und liess darauf drei Abschnitte folgen, in welchen die für sich gesondert lebenden Bekenner der drei Hauptconfessionen, die Moslemin, Christen und Israeliten, sowie ihre Cultus-, Unterrichts- und Wohlthätigkeitsanstalten geschildert sind. Ich schrieb mit besonderer Ausführlichkeit die Geschichte der Israeliten in Jerusalem und im ganzen heiligen Lande, seit der Zerstörung der Hauptstadt des jüdischen Reiches bis auf die gegenwärtige Zeit, und benutzte bei der Abfassung sowohl die Quellenschriften aus alter Zeit als die neueste „Geschichte der Juden" des Prof. Grätz. In einem weiteren Abschnitte findet der Leser Kapitel, welche die Lebensweise und die Sitten der Orientalen im Allgemeinen, sowie die Beschneidung und andere Gebräuche der Mohammedaner ausführlich beleuchten. Der zwölfte und letzte Abschnitt bespricht die medicinischen Verhältnisse: den allgemeinen Krankheitscharakter und die einzelnen Krankheiten, die in Jerusalem herrschen; ferner die Leiden, welchen Fremde nach ihrer Ankunft ausgesetzt sind, und die Art und Weise, wie die Acclimatisirung derselben am leichtesten zu Stande kommt.

Ich überliefere hiermit der Oeffentlichkeit ein Buch, in

das ich, sowohl von den Resultaten meiner eigenen Beobachtungen, als von den Ergebnissen aus dem Studium literarischer Quellen, Nichts aufnahm, was mir nicht langjährige Erfahrung und vielseitige Prüfung als wahrheitsgetreu bewiesen hätten. Wenn ich nun auch von der Meinung weit entfernt bin, ausschliesslich Neues über Jerusalem geschrieben zu haben, so bin ich mir doch bewusst, mich stets bemüht zu haben Lücken auszufüllen, Dunkles aufzuhellen, Irriges zu berichtigen und hauptsächlich die Verhältnisse mit aller Unparteilichkeit darzustellen.

In Bezug auf den Druck meines Buches darf ich wohl nicht unerwähnt lassen, dass ich, an einer alten hochgradigen Schwäche der Sehkraft leidend, nicht im Stande war die Correctur selbst zu besorgen. Es mögen sich daher einige Druckfehler eingeschlichen haben, die der geneigte Leser entschuldigen wolle.

Schliesslich halte ich es für meine Pflicht, den Freunden Jerusalems in Berlin für das gefällige Entgegenkommen, mit dem sie die Drucklegung des Manuscripts daselbst befördert haben, an dieser Stelle meinen tiefgefühlten Dank auszusprechen.

Hamburg im Februar 1877.

Dr. B. Neumann.

Inhalt.

I.

Seite

Physische und historische Geographie der Umgegend von Jerusalem 1

Die Centralberge von Judäa 1

Nördliche Gegenden 8

Samaria 8

Nablus, Sichem 9

Ebal und Garisim 10

Die Ebene Isreel 11

Galiläa 13

Der Tabor 13

Zaphet 15

Südliches Bergland 22

Bethlehem 23

Salomo's Teiche 24

Urtas, Etham 25

Hebron 27

Die Doppelhöhle, Machpelah 29

Küstenland am Mittelmeere 35

Die Ebene Saron 35

Jaffa 36

Der Karmel 37

Jordangebiet 39

Der Jordan und der See Merom 39

Der See Kinereth 40

Tiberia 41

Die heissen Quellen 44

Seite

Das Jordanthal 46
Die Oase von Jericho 46
Jericho 48
Das todte Meer 48
Der Berg Usdum 51
Ain Dschidi, En Gedi 52
Sebbeh, die Festung Masada 53
Beschiffung des Jordan und des todten Meeres 54
Niveaumessungen 55

II.

Klimatologie 57
Licht und Wärme 57
Luftdruck 62
Feuchtigkeit 62
Winde 66
Elektricität und Magnetismus 68

III.

Flora 71

IV.

Fauna 80

V.

Geschichte der Stadt 87

VI.

Topographie 102
Lage der Stadt 102
Der Moriah 103
Berg Zion 104
Akra 105
Bezetha 106
Die Mauern 107

Seite

Thore 108
Die Citadelle 111
Die alten Mauern 114
Thürme Hippikus, Phasaelus, Mariamne und Psephinos . . . 120
Alte Thore 122
Strassen 124
Häuser 126
Die Tempelstätte 132
Tempelarea 133
Hallen, Thore und Höfe des Tempels 134
Der Tempel 138
Burg Antonia 141
Die Westmauer, Kothel hamaarabi 143
Tempelbrücke 147
Die Mauern des Haram 148
Thore 150
Das Innere des Haram 153
Die Felsenmoschee 154
Der Felsen Eben Schetiah 156
Die Aksamoschee 159
Unterirdische Gewölbe des Tempels 160
Quelle unter dem Tempel 163
Historische Nachrichten 165
Thäler und Hügel in der Umgebung 171
Thal Hinnom 171
Thal Kidron 172
Oelberg und Scopus 174
Gewässer 176
Wasserbausystem zur Zeit des jüdischen Reiches 177
Cisternen 179
Teich Hiskia 180
Schaafteich 181
Mamillateich 182
Sultansteich 183
Nechemiasbrunnen, Rogel 184

Seite

Quelle Siloah 185
Wasserleitung Salomo's 189
Begräbnissplätze und Gräber 190
Altjüdische Gräber und Grabmäler 194
König David's Grab 194
Zacharia's Grab 197
Absalom's Mausoleum 198
Gräber südlich vom Hinnom 199
Die Gräber der Propheten 200
Die Gräber der Könige 200
Die Gräber der Richter 206
Simon des Gerechten Grab 208
Grab des Propheten Samuel 208
Rachel's Grab 210

VII.

Allgemeine Statistik 213
Volkszahl und Nationalitäten 213
Stadtviertel und Grundbesitz 218
Handel und Gewerbe 220
Regierung, Gerichte und Steuern 225
Consulate 231

VIII.

Die Moslemin 234
Syro-Araber 235
Die alten Syrer und die Phönicier 236
Die Araber 240
Mohammed und der Islam 243
Die Araber in Syrien 254
Osmanen 258
Aethioper, Berber und Neger 266
Moscheen 270
Schulen 271
Hospize und Hospitale 273

Seite

IX.

Die Christen 276
Griechen 276
Armenier 277
Georgier, Syrer, Kopten, Abyssinier 280
Lateiner 282
Protestanten 283
Die englische Mission 284
Kirchen und Klöster 294
Die Grabkirche 294
Das lateinische Kloster 299
Das Kloster der Töchter Zions 301
Die anglikanische Kirche 301
Die griechischen Klöster 302
Das armenische Kloster 303
Das koptische Kloster 306
Schulen 306
Hospize und Hospitale 309

X.

Die Israeliten 313
Geschichte 313
Die Belagerung von Jerusalem 316
Spätere Geschichte 326
Sephardim 366
Aschkenasim 369
Die Karaiten 371
Politische und sociale Verhältnisse 375
Religiöses Leben 379
Synagogen 393
Schulen 397
Die Herz-Laemel'sche Schule 397
Die Blumenthal'sche Schule 398
Die Rothschild'schen Wohlthätigkeitsanstalten 399

Seite

Die Montefiore'schen Wohlthätigkeitseinrichtungen 414
Armenwohnungen und Pilgerhäuser 417
Spenden für die Armen des heiligen Landes 419
Allgemeine Betrachtungen 423

XI.

Lebensweise und Sitten der Orientalen . . 430
Nahrung 430
Betäubungsmittel 435
Hauseinrichtung 443
Kleidung und Schmuck 446
Bäder 453
Familienleben 455
Beschneidung der Mohammedaner 462
Beerdigung 464

XII.

Medicinische Verhältnisse 466
Die Krankheiten 466
Fieber 467
Hautkrankheiten 477
Krankheiten des Verdauungsapparates 488
Krankheiten der Harn- und Geschlechtsorgane 498
Krankheiten der Respirationsorgane und der Blutgefässe . 500
Krankheiten des Nervensystemes 502
Krankheiten des Blutes und der Bewegungsorgane . . . 504
Augenkrankheiten 505
Acclimatisation der Fremden 507

I.

Physische und historische Geographie der Umgegend von Jerusalem.

Das Gebiet, welches wir hier in den verschiedenen Abtheilungen näher kennen lernen werden, ist zwar dem Umfange nach nicht sehr bedeutend, bietet aber, auch abgesehen von seiner grossen Geschichte, ein besonderes Interesse, da ihm schon die Natur solche Züge der Auszeichnung und Eigenthümlichkeit aufgeprägt hat, dass selbst in dieser Beziehung kaum ein anderer Punkt der Erde ihm zu vergleichen ist.

Die Centralberge von Judäa.

Von der Südgrenze des Libanon erstreckt sich südwärts ein langer Gebirgszug bis zum Dschebel Araif in der Wüste, wo der Rücken sich auf einmal zur gleichen Fläche mit der grossen westlichen Hochebene absenkt. Dieser Zug, welcher überall eine Breite von nicht weniger als fünf bis sechs deutschen Meilen hat, ist eigentlich ein hohes unebenes Tafelland. Er bildet im Osten seiner ganzen Länge nach die westliche steile Grenze des grossen Jordanthales, während er nach Westen zu mit einer Reihe von niedrigeren Hügeln, welche zwischen ihm und der grossen Ebene längs der Küste des Mittelmeeres liegen, nach und nach abwärts steigt. Süd-

lich von der grossen Ebene Isreel erhebt sich dieses Gebirgsland allmählig, indem es das von Alters her bekannte Gebirge Ephraim und weiter südlich das Gebirge Juda bildet.

Die Oberfläche der oberen Region des Gebirges ist überall felsig, uneben und von tiefen Thälern und Schluchten durchfurcht, welche nach Osten dem Jordan und nach Westen dem mittelländischen Meere zulaufen. Die Wasserscheide zwischen den Gewässern dieser Thäler zieht längs dem Rücken immer mehr dem Jordanthale zugewandt als der Mittelmeerküste, jedoch derart, dass Thäler verschiedener Richtung im Anfange oft eine Strecke lang durcheinander laufen, schlängelt sich von Süd nach Nord hin und giebt dem Rücken die Gestalt wellenförmiger Höhenzüge, die nur selten von bedeutenden isolirten Kuppen überragt werden. Zu letzteren gehören: die südlichste, in der Nähe von Hebron, mit einer Höhe von beinahe 3000 F., die nördlichste, der Garisim, bei Sichem, 2349 F., und die mittlere, auf einer, vom Nordende des todten Meeres gerade nach Westen gezogenen Linie liegende Kuppe, 2475 F., woselbst dicht bei der Wasserscheide, und zum Theil innerhalb derselben, Jerusalem liegt, und daneben der Oelberg, 2555 F. hoch. Die geographische Lage der Stadt ist. 31° 46′ 43″ nördlicher Breite und 32° 52′ 36″ östlicher Länge von Paris.

Die Berge von Juda sind breit, gewölbt, meist kahl und öde. Majestät und Ernst mit einer Einförmigkeit, die einige Abwechselung nur in der verschiedenen Gruppirung, im Bau und in der Farbe der Felsen, in ihren thurmhohen Wänden und wunderbar gestalteten Klippen bietet, welche nur hie und da durch eingeschobene, engere oder weitere, manchmal etwas angebaute Einsenkungen und Thäler unterbrochen werden, bilden den vorherrschenden Charakter der beim Aufsteigen von Westen zum obern Plateau und beim Absteigen von demselben nach Osten dem Auge sich zeigenden Landschaft. Terrasse über Terrasse bildend, lagert sich der Fels in meist horizontalen Schichten übereinander, nach beiden

Seiten hin durch die Gewalt des Regens tief eingeschnitten, wodurch oben die sanften Undulationen des Bodens, nach der Tiefe aber die wilderen Einrisse entstanden.

Viele Stellen an den Façaden der Felsenterrassen sind, vom Wasser abgespült, entblösst von aller Erde, oder von gelblich braunen Lichenen überzogen, die das abendländische, an dunkelfarbigen Boden gewöhnte Auge mit der Ansicht einer völlig unfruchtbaren Oede täuschen, die aber hier keineswegs vorhanden ist. Denn bei allen gegenwärtigen traurigen Verhältnissen der Bewohner hat die Natur auf diesem Boden nicht gealtert, und wenn derselbe auch meistens nicht cultivirt ist, so tritt doch an manchen geschützteren oder gepflegteren Stellen die üppigste Vegetation hervor, welche einst die Ernährung der sehr starken Bevölkerung möglich machte. Wo die Stecheiche und der Bergwachholder Wurzel fassen konnten, decken sie noch heute weite Strecken. Die Absenkungen nebst der oberen, oft ausgedehnten Tafelfläche dieses Kalkgebirges, welches in anderen Weltgegenden gewöhnlich durch eine besondere Mannichfaltigkeit der Pflanzenformen, so wie durch ein kräftiges Gedeihen derselben sich auszeichnet, könnten vortrefflich bebaut sein, wenn eine fleissige Menschenhand hier wieder thätig wäre, wie sie es bei der alten Bevölkerung des h. Landes war, was auch die zahlreichen Ruinen und Mauerreste auf vielen jetzt verödeten Hügeln und Anhöhen beweisen.

Die Höhen des Gebirges sind auf der östlichen und westlichen Seite einander sehr ungleich. Die relativen Höhen des Gebirgsrückens gegen das tief unter dem Spiegel des Mittelmeeres liegende Jordanthal hin sind überall bedeutender, als die absoluten nach dem Mittelmeere zu; daher sind auf der östlichen Seite die Abfälle steiler und grösser, die Thäler aber kürzer, als die der westlichen Meeresseite, wo alle Senkungen und Thäler lang gestreckter und in milderen Formen sich zeigen. Diese auffallende Bodengestaltung, eine Senkung von mehr als 1000 Fuss unter und eine beinahe

dreifach so grosse Erhebung über die Meeresfläche in einer Linie von nur sieben Stunden Weges, diese Nachbarschaft des Hohen mit dem Tiefen ist eine die Umgegend von Jerusalem auszeichnende Naturerscheinung, welche ihres Gleichen schwerlich findet. Der Unterschied der Erhöhung beträgt zwischen Jerusalem und dem Jordanthale bei Jericho weit über 3000 Fuss. Berücksichtigt man die gewöhnliche Annahme, dass 100 Meter Unterschied in der Höhe einen ähnlichen Einfluss auf die mittlere Temperatur haben, wie die Differenz eines Grades der Breite in der geographischen Lage, so ist daraus deutlich zu sehen, wie sehr die verschiedenen Klimate hier einander nahe liegen. In der Umgebung von Jerusalem reifen alle Getreidearten erst vier Wochen später als im nahen Jordanthale; die Dattelpalme reift dort, obwohl sie noch zum Baum erwächst, niemals ihre Früchte, während die Datteln in der Umgegend von Jericho schon bei den Alten im Rufe der Vorzüglichkeit standen und verschiedene andere Gewächse der heissen Zone daselbst noch jetzt wachsen; dagegen gedeihen in der Gegend von Jerusalem die Olive, die Feige, verschiedene Obstarten und besonders ein vortrefflicher Wein.

Die geognostische Construction des Gebirges Juda beginnt am Gebirge Hebron, wo die Kreidebildungen der Sinaihalbinsel als herrschende Formation enden, mit mächtigen, weit ausgedehnten Jurakalk-Ablagerungen, welche die vorwaltenden Felsgebilde Palästina's charakterisiren.

Der Kalkstein dieser Berge ist nach Russegger arm an Versteinerungen, voll Höhlen, dicht, fest, splitterig im Bruche, mit Neigung zu krystallinischer Structur, weiss, gelblich, röthlich-braun gefärbt. Die Berghöhen haben haubenförmige Auflagerungen von weisser, sehr feuersteinreicher Kreide, die auf dem Wege von Bethlehem nach Jerusalem besonders hervortritt. Mit dem Jurakalk von Jerusalem und dessen Umgebung treten sehr häufig mächtige Massen von Dolomit auf. Dieser Juradolomit ist eisenschüssig mit körnigem Gefüge,

röthlich-weiss, röthlich-braun und voll Poren, die mit Eisenoxyd oder Bitterspath-Krystallen erfüllt sind. Einzelne dieser Jurabänke haben ein mergelartiges Aussehen und gleichen dem Aeussern nach ganz der obern weissen Kreide.

Der Boden in der Umgegend von Jerusalem hat schon von Natur viele Höhlen, und seit alter Zeit haben die Menschen die Zahl dieser Grotten noch vermehrt oder ihren natürlichen Umfang erweitert und zu verschiedenen Zwecken benutzt. An vielen Orten sind die Häuser derart an den Fels gebaut, dass die Höhlen zu Kammern dienen können.

Eine solche natürliche Höhle höchst merkwürdiger Art befindet sich nicht weit von Jerusalem in dem Wady Chureitun. Die Höhle nimmt durch einen engen, langgekrümmten Gang mit kleinen Höhlungen zu beiden Seiten ihren Anfang, worauf eine grosse Kammer mit natürlichen Bogen von bedeutender Höhe folgt; von dieser gehen zahlreiche Gänge aus, welche, nach allen Richtungen hinführend. mit anderen zusammenstossen und ein vollkommenes Labyrinth bilden. Im Innern desselben ist eine interessante Unterwelt mit Gräbern, welche mit noch nicht entzifferten Inschriften versehen sind, mit zertrümmerten Sarkophagen und einer Cisterne. Viele Gänge dieser Necropolis liegen nicht auf einem Niveau, sondern gehen rechtwinklig stockweise übereinander und sind im Allgemeinen vier Fuss hoch und drei Fuss breit. Es finden sich manche Versteinerungen in dieser über 1000 Fuss langen Grotte; sie ist aber frei von Schutt, und ihre Luft ist rein und gut. Nach der allgemeinen Annahme ist dies die Höhle Adulam, in welche David seine Zuflucht nahm, nachdem er Gath im Lande der Philister verlassen hatte.

Eine andere natürliche Höhle, welche die Kunst einst zum Steinbrechen ausgebeutet hat, befindet sich im Nordosten der Stadt; sie war bisher nur Einzelnen bekannt, hat aber in der neueren Zeit die Aufmerksamkeit der Topographen und Archäologen in hohem Grade angeregt. Oestlich vom Bab el-Amud, Säulenthor, liegt in der Felsenwand, auf der

die Stadtmauer gebaut ist, der kleine Eingang zu dieser ausgedehnten Höhle, die einen bedeutenden Theil des unterirdischen Jerusalem ausmacht.

Die Höhle hat eine Länge von etwa 750, einen Umfang von 3000 Fuss und erstreckt sich, immer tiefer gehend, mit einer Senkung, die gegen 150 F. beträgt, bis unter den Moriah. Sie besteht aus vielen Räumen und Gängen, in denen Arkaden, mächtige Bogen und Gewölbe, von riesigen Felsensäulen getragen, Nischen, Grotten und Felsensteige sich befinden. Einzelne gemeisselte, in ihrer Arbeit unvollendete, colossale Felsenblöcke, welche mit denen der Tempelmauer der Grösse nach verwandt sind, liegen auf dem Boden, und an manchen Stellen ist im Felsen noch der Strich des Steinbrechers zu sehen, welcher den Umfang des auszuhauenden Steines bezeichnete. In einer Ecke der Höhle ist ein tiefer Brunnen und in dessen Nähe ein in den Felsen gehauenes Becken, in welches bitteres, unangenehm schmeckendes Wasser von den oberen Wänden tröpfelt.

Man nimmt an, dass diese Höhle mit der im Talmud erwähnten Höhle des Königs Hiskiah identisch sei. Uebrigens ist aus Allem deutlich zu sehen, dass diese weite, stellenweise sehr hohe Höhle in alten Zeiten ein grosser Steinbruch gewesen, und die Vermuthung liegt nahe, dass die daselbst gewonnenen Steine zum Baue des Tempels verwendet wurden.

Mehrere in der Nähe Jerusalems liegende Aschenhügel haben in neuerer Zeit ebenfalls die Aufmerksamkeit der Archäologen in Anspruch genommen. Diese Hügel sind von bläulich grauer Farbe, deren einer eine Höhe von 40 Fuss misst. Eine Ueberlieferung bezeichnete sie als die Aschenhaufen der Brandopfer aus dem Tempel, während viele sie für Ueberreste von Seifensiedereien hielten. Man sandte eine Menge dieser Asche nach München und veranlasste eine Untersuchung derselben von dem berühmten Chemiker Justus Liebig. Dieser zufolge ist die Asche mit Recht als von den Brandopfern herrührend zu betrachten; denn sie besteht vor-

wiegend aus thierischen Bestandtheilen, denen sogar Reste von Knochen und Zähnen beigemischt sind.

Die felsige Gegend von Jerusalem hat, wie das ganze Gebirgsland von Juda und Benjamin, verhältnissmässig nur sehr wenig Quellen und Brunnen. Das Land ist daher heutzutage noch ebenso auf das Regenwasser angewiesen, wie dies früher der Fall war, und wie schon in der h. Schrift erwähnt ist: „Vom Regen des Himmels trinkt es Wasser."

In Jerusalem selbst ist beinahe gar kein Quellwasser zu finden, und in seiner Nähe giebt es nur die unbedeutenden Quellen im Thale Kidron. Doch hat die Stadt, bei allen diesen Nachtheilen ihrer Lage, in gewöhnlichen, nicht regenlosen Jahren, einen ziemlich ausreichenden Wasservorrath in ihren öffentlichen und privaten Cisternen, von denen die ersteren zum Theil vom Regenwasser, zum Theil von der Wasserleitung unterhalten werden, die letzteren aber sich nur durch Regenwasser füllen. Das Wasser fliesst nämlich von den Dächern während der Regenzeit im Winter in die Cisternen und bleibt, bei guter Construction und sorgfältiger Reinhaltung derselben, während des ganzen Sommers und Herbstes trinkbar.

Dasselbe ist auch auf dem Lande der Fall; die Bewohner sammeln während der Regenzeit Wasser in Cisternen in den Dörfern, auf den Feldern und an den Landstrassen zu ihrem eigenen Bedürfniss und dem ihrer Heerden und zur Erquickung der Wanderer.

Allein nicht unter allen Umständen gewähren die Cisternen in Jerusalem einen hinreichenden Wasservorrath bis zur folgenden Regenzeit. Die kleinen Cisternen der Armenwohnungen liefern das Wasser nur ein paar Monate über die Regenzeit hinaus, und auch die grösseren sind in einem regenarmen Jahre nicht alle im Stande, den ganzen Bedarf der Hausbewohner zu decken. In solchen Fällen wird das Wasser in Schläuchen auf den Rücken der Esel aus dem Brunnen Rogel im Thale Kidron herbeigeschafft. Ausserdem

wird während des Sommers aus Quellen zwei Stunden fern von der Stadt Wasser geholt, was man jedoch als Luxus ansieht.

Der fast gänzliche Mangel an Bäumen in der nahen Umgegend von Jerusalem nöthigt die Bewohner, ihren Holzbedarf von anderen Gegenden zu beziehen. Brennholz, wie z. B. das Holz der Baluta oder Gallapfeleiche, das des Kakeb, eine röthliche Holzart, und das des Snober oder Pinie kommt aus der Nähe Hebrons. Bauholz wird von überseeischen Ländern importirt; Olivenholz für Tischler und Drechsler wird jedoch vorzüglich vom Oelberge genommen.

Nach der Betrachtung der Centralberge von Judäa wollen wir einen flüchtigen Blick auf die entferntere Umgegend werfen.

Nördliche Gegenden.

Samaria. Sichem. Ebal und Garisim. Ebene Isreel. Galiläa. Der Tabor. Zaphet.

Wandert man von Jerusalem nach Norden, so sieht man, dass, ungeachtet der Uebereinstimmung in der geognostischen Construction, sich doch ein verschiedener landschaftlicher Charakter zwischen den südlichen und nördlichen Gebirgsgegenden zeigt. Die südlichen Berge von Juda, in der Nähe der Wüste Edoms dem Sonnenbrand, den trockenen Winden, der häufigen Regenlosigkeit ausgesetzt, haben ein wilderes felsenartiges Ansehn, als die nördlichen, der feuchten Meeresküste näher liegenden Berge Ephraim und Samaria.

Die nördliche, mehr freundliche Landschaft Samarias, von der das Gebirge Ephraim einen bedeutenden Theil ausmacht, reicht bis zum Karmel und senkt sich mehr ostwärts zwischen dem Ostrande des Karmelzuges und dem Gebirge Gilboa in die tiefe Ebene Isreel hinab.

In diesem schönen Landstriche entwickelt sich das organische Leben in grösserem Massstabe als in Juda; die Mehrzahl der Gebirge ist mit Waldungen bedeckt, und die Thäler, fast alle durch viele Brunnen und Quellen belebt, sind trefflich bebaut, mit Gärten, Olivenhainen und reichen Obstwäldern geschmückt. Diese Verschiedenheit der Landschaften Judas und Ephraims, und der Umstand, dass das Erbtheil Judas mehr zum Weinbau und zur Viehzucht als zum Ackerbau sich eignet, sind schon vom Erzvater Jakob in seinem Segen angedeutet worden: „Juda bindet an den Weinstock sein Füllen und an die Rebe das Junge seiner Eselin, er wäscht im Weine sein Kleid und im Blute der Trauben sein Gewand. Geschminkt die Augen vom Wein, und weiss die Zähne von Milch.“ Joseph aber, auf dem Gebirge Gilead und Ephraim, „wächst wie ein Reis an der Quelle mit Segnungen des Himmels und der Erde.“

Von den Städten dieser dichter bevölkerten Provinz Samaria ist Sichem, bei den Arabern Nablus, am bedeutendsten. Die Stadt dehnt sich im verengten Thale zwischen den zu beiden Seiten in Süd und Nord liegenden Garisim und Ebal in ziemlicher Länge nach Westen hin aus und liegt, 1500 Fuss hoch über dem Meeresspiegel, von beiden Bergen etwa 800 Fuss überragt, auf der Wasserscheide des Thales, so dass einige ihrer Gewässer gegen Osten zum Jordanthale, andere aber gegen Westen zum Mittelmeere abfliessen. Sie ist von reichen Quellen bewässert und von prächtigen Obstgärten umgeben. Ausser diesen von der Natur ihr gespendeten Vorzügen hat sie noch durch ihre vortheilhafte Lage, als Vermittlerin des Handels zwischen Damaskus und den Städten am Meere, einen ziemlichen Wohlstand. Die Zahl ihrer Einwohner wird auf 10,000 geschätzt, worunter etwa 150 Samaritaner sind.

Diese kleine, in Nablus allein existirende Secte ist, wie bekannt, ein Ueberrest von Abkömmlingen der nach der Zerstörung des ersten Tempels durch Nebuchadnezar in Sa-

maria eingewanderten Heiden (Cuthim oder Cuthäer), welche Einiges von dem mosaischen Cultus annahmen, jedoch nicht Jerusalem, sondern den Garisim verehrten und den Pentateuch in ihren Abschriften durch Einschiebung solcher Stellen, die ihren Ansichten entsprachen, verfälschten. Die Samaritaner haben stark markirte Gesichtszüge, aber keine jüdische Physiognomie; sie treiben kleine Geschäfte, sind sehr rührig und beuten die Neugierde der Reisenden gern durch lächerliche Prahlereien aus, indem sie angeben, dass eine Pergamentrolle, welche sie jedem Fremden zeigen und die sie auch mir vorlegten, 3500 Jahre alt und von Abisua, dem Sohne des Pinchas, Sohn des Eleasar, geschrieben sei u. dgl.

Die steilen Gebirgswände des Ebal und Garisim sind meist nackt und unfruchtbar. Der Ebal, „Berg des Fluches," ist voll alter Grabhöhlen. Der Garisim, „Berg des Segens," zeigt an seinem Fusse, der etwas besser angebaut ist als der des Ebal, eine gut bewässerte und reich mit Bäumen bepflanzte Schlucht. Von da erreicht man nach einer Viertelstunde die Höhe des Berges, die sich als ein weites Tafelland darstellt. Am östlichen Bergrand ist der Platz, wo die Samaritaner am Passah-, Wochen-, Versöhnungs- und Laubhüttenfeste ihr Gebet verrichten und am ersteren dieser Feste Lämmer als Opfer darbringen. Die zu diesem Zwecke bestimmte Stelle, die sie Misbach oder Opferplatz nennen, ist mit zwei Reihen roher Steine bezeichnet; daneben befindet sich eine ausgemauerte Grube, in welcher das Fleisch geröstet wird, das sie mit Brod und Merorim, bittern Kräutern, verzehren. Weiter nach hinten befinden sich weit ausgedehnte Ruinen eines aus der Römerzeit stammenden Kastells, die früher irrthümlich für Ueberreste des alten Tempels der Samaritaner gehalten wurden. Weiterhin liegen die schon von R. Benjamin von Tudela erwähnten grossen, flachen Steine, welche die Samaritaner als die von den Israeliten aus dem Jordan mitgenommenen zwölf Steine betrachten.

Auf der Ostseite der Stadt befinden sich zwei in der

h. Schrift genannte Localitäten, der Jakobsbrunnen und das Grab Josephs, deren Echtheit aber nicht sicher ist.

Der Brunnen, dessen Oeffnung theilweise mit einem Stein bedeckt ist, enthält kein Wasser und ist mit den von Reisenden hineingeworfenen Steinen bis zu einer gewissen Höhe angefüllt. Etwa zweihundert Schritt vom Jakobsbrunnen entfernt erhebt sich ein viereckiges Gebäude, das Grab Josephs. Aus einem Vorhofe gelangt man in einen unbedeckten Raum, der von einer funfzehn F. hohen Mauer umgeben ist. In diesem befindet sich ein weisser Sarkophag, an dessen Enden zwei Säulen angebracht sind. Dem Eingange gegenüber sieht man in einer Nische 2 Marmortafeln, Geschenke eines ägyptischen Juden, welche die auf den Tod und das Begräbniss Josephs sich beziehenden Bibelstellen enthalten.

Sichem oder Schechem hat eine uralte Geschichte und kommt schon in der Patriarchenzeit vor. „Abraham durchzog das Land bis an den Ort Schechem.“ Jakob kam bei seiner Rückkehr von Sukkoth „wohlbehalten nach der Stadt Schechem,“ zog aber von dannen weiter gegen Bethel und Hebron. Von diesem letzten Orte „zogen seine Söhne aus, um die Heerden ihres Vaters in Schechem zu weiden und verkauften hier ihren Bruder Joseph an die Ismaeliten, die mit einer Karavane der Midianiten nach Aegypten zogen,“ wie eben noch jetzt die Karavanenstrasse vom transjordanischen Lande nach Aegypten unweit Nablus zieht. Nach dem Einzuge Israels in Kanaan wurden „die Gebeine Josephs in Schechem begraben, in dem Stücke Feldes, das Jakob von den Söhnen Chamors, Vaters des Schechem, um hundert Kesitah gekauft,“ und in derselben Zeit stand hier Josua mit allen Stämmen zu beiden Seiten der Bundeslade, „die eine Hälfte gewandt zum Berge Garisim, und die andere Hälfte zum Berge Ebal, zu segnen das Volk Israel.“

Tritt man aus dem Bergland Samarias durch das Gefilde Dschenins, En gannim, heraus, so gelangt man in die grosse Ebene Isreel, Esdrelon der Griechen, Merdsch Abu Amer

der Araber, welche im Westen und Südwesten vom Karmelgebirge, im Osten von dem Gilboa, im Nordwesten vom kleinen Hermon und weiter nördlich vom Tabor überragt wird und in ihrer Länge 9 Stunden, von Serain oder Isreel im Südost bis Akka im Nordwest, in ihrer Breite 5 Stunden, von Dschenin im Süden bis nach Nazareth im Norden sich ausdehnt. Die Ebene wird von dem Bache Kison, dem heutigen Nahr Mukata, mit seinen Nebenbächen bewässert und ist mit ihrem schwarzen und rothen Humus die gesegnetste Gegend von ganz Palästina.

Der grösste Theil dieses Bodens, vom nordöstlichen Saume der Ebene bis zu der Höhe von Nazareth, besteht aus basaltischem Tuff, der, in seiner Verwitterung mit Alluvialmassen sich vermengend, die Ursache der grossen Fruchtbarkeit des Bodens ist, welcher die herrlichsten Weizen- und Gerstenfelder trägt und auch zur Cultivirung der Baumwolle dient. Weiter abwärts, auf dem mehr rothwerdenden Boden, bedeckt mannshohe Grasung die unangebaute, durch den Kison bewässerte Fläche. Diese Fruchtbarkeit, welche in so hohem Grade vorhanden ist, dass einige Getreidearten als Nachkömmlinge der ehemaligen Saatfelder wild wachsen, hat von Schubert mit folgenden Worten trefflich geschildert: „Isreel ist ein Feld des Getreides, dessen Saamen keine Menschenhand aussäet, dessen reife Aehren keine Schnitter ernten.“

Den Namen Isreel erhielt die Ebene von der Stadt Isreel im Stamme Isachar, die einst die Residenz der Könige von Israel war und auf den westlichen Vorhöhen des Gilboa lag. Auf der Stätte der vormaligen Hauptstadt, Residenz Isch-Boschets, wo später Achab und Isebel ihren Palast hatten und den Weinberg Nabots an sich rissen, ist jetzt ein verfallenes Dorf mit einigen Dutzend zwischen Ruinen stehenden Häusern, das von den Arabern Serain genannt wird. Die Benennung bezieht sich mehr auf die nahe liegende Quelle (Ain), wo einst ein bedeutender Lagerplatz war. „Die Philister versammelten ihr Heer zu Afek und Israel lagerte sich

zu Ain in Isreel.“ In der Nähe des Ortes fielen Saul und Jonathan in der Schlacht. „Deine Zierde, o Israel, ist auf Gilboa geschlagen,“ rief David schmerzensvoll in seinem Klagegesange aus.

Im Dorfe Serain sind noch heute Grundmauern und Gräber mit Sarkophagen aus Basalt zu sehen, die altisraelitischen Ursprungs zu sein scheinen. Unter den Trümmern erhebt sich noch ein alter viereckiger Wartthurm, dessen Spitze eine Aussicht auf das Mittelmeer im Westen und auf die Gegend jenseits des Jordan im Osten gewährt. Vielleicht ist es derselbe, der im Buche der Könige erwähnt wird: „Der Wächter, der auf dem Thurme in Isreel stand, sah den Haufen Jehus herankommen.“

Ueber die Ebene Isreel erhebt sich Galiläa, die nördlichste Landschaft des gelobten Landes mit dem kleinen Hermon, dem Tabor und den Höhen von Nazareth; sie reicht nordwärts bis zu den Quellen des Jordan zwischen dem grossen Hermon und dem Libanon und wird im Westen durch die Küstenebene von Tyrus, im Osten durch den See Kinereth und die Jordansebene begrenzt.

In Galiläa nimmt die Natur eine noch schönere und mannichfaltigere Gestalt an als in Samaria und Judäa. Die Berge, wenn auch nicht absolut höher, erscheinen grossartiger, in ihren Formen schärfer und kühner, und selbst ihre grössten Höhen sind reicher bewaldet und mit Grün bedeckt, wie der durch seine Naturschönheit gefeierte Tabor, der Dschebel Safed und die riesenhaften Höhen des grossen Hermon, welcher, mit ewiger Schneedecke geschmückt, den Segen des Wassers durch die ganze Gegend verbreitet. Die Thäler sind keine wilden Schluchten mehr, sondern fruchtbare Ebenen, die bis zu den Gipfeln der Berge hinauf angebaut sein könnten. Durch menschlichen Fleiss belebt, könnte Galiläa eines der gesegnetsten und bevölkertsten Bergländer der Erde sein.

Der Tabor, Dschebel Tor, ehemaliger Grenzberg zwi-

schen Sebulun und Isachar, erhebt sich isolirt in der Mitte Galiläas mit seinem schön geformten Kegel über die umliegenden Berge. Obwohl sein Gipfel nur die Höhe von 1775 F. erreicht, so macht er doch durch das Verhältniss zu seiner Umgebung den Eindruck, als sei er zwei Mal so hoch.

Von der Nordseite braucht man drei Stunden, um zu seinem Gipfel zu gelangen. Besteigt man den Berg von der Nordwestseite, so kommt man zuerst über eine Bergebene, welche das breite Fussgestell des abgestumpften Kegelberges bildet, der nun erst sein eigentliches, mit Wald und Gebüsch bekränztes Haupt erhebt. In Zickzackwegen, auf Kalksteinboden, durch Waldungen von Eichen, Wallnuss- und Butumbäumen, erreicht man nach etwa $1^1/_2$ Stunden den Gipfel, bis zu welchem der Baumwuchs hinaufsteigt. Der Gipfel bildet eine Ebene, die $^1/_2$ Stunde im Umkreis hat und theils mit Gras und Gebüsch bewachsen, theils mit Ruinen bedeckt ist.

Die Ruinen gehören verschiedenen Zeiten an. Fast um die ganze Gipfelplatte herum lassen sich die Ueberreste einer dicken Mauer verfolgen, deren gerändert behauene Quadern auf Festungswerke eines sehr hohen Alters hinweisen, welche ehemals auf diesem häufig als Waffenplatz benutzten Berge angelegt waren. Schon zu Deborah's und Barak's Zeiten sammelten sich auf dem Tabor zehntausend Mann von den Söhnen Naftali und Sebulun wider Sissra. Von der Zeit des Antiochus bis auf Josephus waren daselbst Verschanzungen, die bis zur Belagerung von Jerusalem als Festung dienten; die Kreuzfahrer erneuerten die Festungsanlagen, welche die Araber zur Zeit des Sultan Saladdin wieder zerstörten. An dem östlichen und südlichen Bergrande zeigen sich in chaotischem Durcheinander die Ruinenhaufen von eingestürzten Mauern, Bogen, Gewölben, Cisternen und andere Fragmente von Bauwerken, welche Israeliten, Römer, Kreuzfahrer und Araber in verschiedenen Zeiten errichtet haben. Nur ein Spitzbogen eines Festungswerkes aus dem Mittelalter, von den

Arabern Bab el Hava, Thor des Windes, genannt, steht noch aufrecht.

Die Aussicht vom Tabor ist eine bezaubernde und zugleich grosse Erinnerungen erweckende. Nach Osten erblickt man in der tiefen Absenkung den mehr als 700 F. unter dem Meeresspiegel liegenden See Kinereth und jenseits des Jordan die Berge Basan und Gilead. Am entferntesten Punkte im Nordosten ragt der Dschebel es-Scheich mit seinem Schneegipfel über den Hermon empor, weiter westlich der Libanon und vor diesem der Dschebel Safed mit dem von der Stadt gekrönten Gipfel. Nach Westen überblickt man die vom Kison durchflossene grosse Ebene Isreel bis zum Gebirge Karmel. Näher südlich sieht man den kleinen Hermon und an seinem Fusse das historisch bekannte Dorf Endor, Wohnort der vom König Saul befragten Todtenbeschwörerin.

Der Dschebel Safed im nördlichen Galiläa ist die südliche Verzweigung des Hermongebirges und hat seinen Namen von der Stadt Safed oder Zaphet, die am äussersten Südende dieses langen Gebirgszuges, wo derselbe südwärts gegen das Nordende des Tiberiassees abfällt, auf dessen letztem bedeutenden, 2660 F. hohen Vorsprung erbaut ist. Man steigt über meist bebautes Land hinan zu der schön liegenden und von Dörfern umgebenen Stadt, welche vermöge ihrer hohen Lage eine reine und frische Luft im Sommer hat und daher sich eines sehr gesunden Klimas erfreut. Ihre Umgebung hat grosse Weinberge, Olivenpflanzungen und Obstgärten, in denen auch Granatäpfel und Feigen sehr gut gedeihen. Auch die Thäler umher sind sehr fruchtbar.

Die Stadt mit den Trümmern eines auf der Höhe gelegenen Kastells aus den Zeiten der Kreuzzüge ist auf mehreren niederen Hügeln erbaut und hat gegen 12000 Einwohner, von denen mehr als die Hälfte Juden sind. Der ehemals bedeutende Ort gerieth durch das furchtbare Erdbeben im Jahre 1837 in Verfall und hat sich erst in neuerer Zeit durch Einwanderung wieder gehoben. Einige Fabriken, mehrere

Färbereien und stark besuchte Wochenmärkte geben ihm einiges Leben. Die jüdische Gemeinde hat sich von allen erlebten grausamen Schicksalen wieder erholt, zählt jetzt 8000 Seelen und besitzt neun Synagogen.

Der Name der Stadt kommt in der h. Schrift nicht vor. Erst Josephus spricht von einer Stadt Zeph in Galiläa, die wahrscheinlich mit dem heutigen Zaphet identisch ist. Ebenso wird später im Talmud Jeruschalmi Rosch Haschanah die Stadt Zaphet erwähnt. Im Mittelalter finden wir den Namen Zaphet bei dem Historiker R. Joseph Hakohen, welcher berichtet, dass 1187 nach der Schlacht bei Hattin die Christen sich in die Festung Zaphet zurückzogen; ferner bei R. Benjamin von Tudela, der keine Juden dort fand, und in dem Reisebericht des R. Samuel Bar Simson aus dem Jahre 1210. Ende des 13. Jahrhunderts war schon Zaphet von Juden bewohnt. Auf der kaiserlichen Bibliothek zu Wien befindet sich eine Vertheidigungsschrift des Maimonidischen Werkes More Nebuchim, die von Damaskus und Zaphet ausging. Vom Ende des 15. Jahrhunderts an war Zaphet ununterbrochen von Juden bewohnt, und die ausgezeichnetsten Gelehrten lebten daselbst.

Im 16. Jahrhundert befand sich in Zaphet eine hohe Schule in sehr blühendem Zustande, an der die berühmtesten Gelehrten jener Zeit als Lehrer wirkten. An der Spitze derselben stand R. Jacob Be-Rab, ein spanischer Verbannter, der zuerst Oberrabbiner zu Fez und dann zu Zaphet war, wo er als Lehrer und Schriftsteller berühmt wurde und im Jahre 1541 starb. Unter seinen ausgezeichneten Schülern, die auch seine Nachfolger im Rabbinate zu Zaphet wurden, sind zu nennen: R. Mose de Trani aus Apulien, der als Rabbiner und Lehrer 55 Jahre hindurch, von 1525 bis 1580, seinem Todesjahre, segensreich wirkte; R. Joseph Karo von spanischer Herkunft, Verfasser des religiösen Gesetzbuches Beth Joseph, eine der Hauptzierden dieser Akademie von 1545 bis zu seinem Tode im Jahre 1575 und R. Salomo

Alkabez, der im Jahre 1529 anfing, sich als Schriftsteller auszuzeichnen, und 1561 noch am Leben war. (Sein Todesjahr ist nicht mit Bestimmtheit anzugeben.) Ein Schüler und College der beiden letztgenannten Gelehrten war R. Mose von Cordova, einer der berühmtesten Kabbalisten; er starb als Hauptrabbiner zu Zaphet im Jahre 1570. R. Mose Galante, zu Rom gebürtig, lebte etwas später und starb im Jahre 1618. Die Akademie verdankte aber ihren grossen Ruf nicht allein den Ausländern; auch R. Samuel Oseida und R. Mose Alschech, beide in Zaphet einheimisch, trugen während des 16. Jahrhunderts zu ihrem Ruhme sehr viel bei.

Die zahlreichen Werke aller dieser Gelehrten erfreuen sich eines sehr hohen Rufes in der rabbinischen Literatur, und unter der Lehrthätigkeit dieser ausgezeichneten Männer wurde die berühmte Hochschule zu Zaphet von Schülern aus allen Weltgegenden besucht. Es war hier schon zu dieser Zeit eine Druckerei in Thätigkeit; ein Werk von R. Mose Galante unter dem Titel Kehiloth Jakob, ein Commentar zu Koheleth, mit dem Namen des Druckortes und der Jahreszahl „Zaphet 1578“ versehen, ist noch vorhanden. Die jüdischen Einwohner waren damals sehr zahlreich und hatten unter anderen Gebäuden einen sehr grossen festungsartigen und mit Blei bedeckten Chan oder Hof, der Vielen zur Wohnung diente und eine schöne Synagoge enthielt. Ausserdem besassen sie 17 Synagogen, nach der Nationalität der Besitzer benannt, wie die spanische, portugiesische, italienische und andere.

Nach dieser Zeit berichtet die Chronik der jüdischen Gemeinde in Zaphet von schweren Unglücksfällen, welche vielfach die Stadt heimsuchten. Im Jahre 1758 zerstörte ein Erdbeben fast alle Häuser und raubte 200 Juden das Leben; die obdachlosen Ueberlebenden verliessen die Stadt und zerstreuten sich nach allen Richtungen. Ein halbes Jahrhundert später wüthete die Pest und die Bewohner flohen. Verderblicher aber als die Pest war die Empörung der Araber gegen

Ibrahim Pascha im Jahre 1834. Mit ihnen verbanden sich die Beduinen, und es begann eine furchtbare Plünderung. Wer sich dieser widersetzte, wurde erschlagen; es fielen grauenhafte Scenen vor, die das Blut erstarren machten. Die jüdische Bevölkerung war nun arm und hülflos, bis sie ein neues Verderben, das grosse Erdbeben von 1837, ganz vernichtete.

Bei diesem schrecklichen Erdbeben, von dessen Erschütterungen Zaphet am furchtbarsten betroffen wurde, verloren in wenigen Secunden 4000 Juden, 800 Mohammedaner und einige Christen das Leben. Die zahlreichen Mohammedaner hatten das obere Stadtviertel inne und waren in ihren Steinhäusern sicherer geblieben, als die Juden in ihrem unteren Viertel, wo die Häuser an einem steilen Abhange dicht unter dem Kastell in etwa 20 Strassenreihen stufenweise so gebaut waren, dass die oberen Strassen auf den flachen Dächern der unteren Häuserreihen einherliefen. Bei den furchtbaren Stössen, die in wenigen Augenblicken an vielen Stellen die Erde aufrissen, fiel das zertrümmerte Kastell mit seinen Thürmen auf die Häuser, von diesen stürzten die oberen auf die unteren, verschütteten Alles und begruben die Insassen lebendig.

Sobald die Kunde von diesem schrecklichen Ereignisse nach Beirut gelangte, wurden sogleich Beiträge gesammelt, um den noch Lebenden zu Hülfe zu kommen, und man ernannte Männer, die nach dem Schauplatz des Unglücks hineilen sollten, um die Vertheilung der eingelaufenen Gaben zu beaufsichtigen und für die Pflege der Verwundeten zu sorgen. Der Amerikaner Mr. Thomson reiste in Begleitung des Herrn C. mit diesem Auftrage ab und erreichte Zaphet am 18. Januar 1837, 18 Tage nach dem Erdbeben. Er schrieb einen Bericht über die schrecklichen Begebenheiten zu Zaphet, von welchem, als einem authentischen Denkmal dieser Schreckenskatastrophe, ich hier einen Auszug beifüge.

Bis zu diesem Moment hatte ich, berichtet Mr. Thomson,

den Nachrichten keinen Glauben schenken wollen; aber ein einziger grauenvoller Hinblick überzeugte mich, dass es keine Sprache dafür gebe, eine solche Zerstörung zu übertreiben. Es genüge zu sagen, dass diese grosse Ortschaft nicht mehr existirt. Der jüdische Volkstheil, eine Einwohnerzahl von 5 bis 6000 umfassend, hatte seine Wohnungen um und auf einem sehr steilen Berge; und als nun der schreckliche Stoss in einem Augenblicke jedes Haus zu Boden stürzte, fiel das erste auf das zweite, das zweite auf das dritte, dieses auf das nächste, und so bis zu Ende. Und dies ist die wahre Ursache der beispiellosen Lebensvernichtung. Einige der untern Häuser sind hoch bedeckt mit den Ruinen vieler andern, die darüber standen. Aus diesem Grunde geschah es auch, dass viele Juden, die nicht augenblicklich getödtet wurden, umkamen, bevor sie ausgegraben werden konnten, und einige wurden fünf, sechs, und einer, wie man mir sagte, sieben Tage nach dem Erdstosse noch lebendig hervorgeholt. Ein einzelner Mann, welcher Gatte und Vater gewesen war, erzählte mir, er habe seine Frau mit einem Kinde unter ihrem Arm gefunden, während das Kleine die Brust noch im Munde hielt. Er meinte, das Kind sei nicht von den fallenden Ruinen getödtet worden, sondern vor Hunger gestorben, während es aus der Brust seiner leblosen Mutter Nahrung zu ziehen suchte. Eltern erzählten mir häufig, dass sie die Stimmen ihrer Kleinen Papa, Mama immer schwächer hätten rufen hören, bis sie im Tode still wurden; während sie entweder mit der Verzweiflung an ihrer Befreiung kämpften oder sich bemühten, die heruntergefallenen Materialien und Felsen von ihren Kindern wegzuschaffen. Es sammelten sich um uns Gatten, die ihre Frauen, Frauen die ihre Gatten verloren hatten, Eltern ohne Kinder, Kinder ohne Eltern, und nicht wenige, die als die einsamen Ueberreste von grossen Verwandschaften am Leben geblieben waren. Die Leute waren draussen oberhalb und unterhalb der Ruinen in Zelten von alten Brettern, Matten, Reisholz

und Erde zerstreut, und nicht wenige wohnten unter freiem Himmel.

Sobald unser Zelt aufgeschlagen war, erzählt Mr. Thomson ferner, machte ich mich mit Herrn C. auf, die Verwundeten zu besuchen. Indem wir unter eine erbärmliche Bedachung traten, die ein Zelt vorstellen sollte, trafen wir zuerst eine auf dem Boden liegende, ausgemergelte junge Frau mit schmutzigen Kleidern bedeckt. Nach Untersuchung vieler Wunden, die alle schon in Fäulniss übergegangen waren, war ich überzeugt, dass sie nicht den folgenden Tag überleben konnte. Wir reichten ihr etwas Opiumtinktur, um ihr den unerträglichen Schmerz der letzten Stunden zu erleichtern, und wandten uns dann zu andern, ebenso schrecklichen Scenen. Ueber einen Haufen Ruinen kletternd und durch eine Höhle in ein niedriges Gewölbe tretend, fand ich 8 Verwundete unter einer grossen Masse zerbröckelter Felsen zusammengepfropft. Einigen waren die Schenkel an zwei oder drei Stellen zerbrochen, Andere so schrecklich zerfleischt und angeschwollen, dass sie kaum noch die Gestalt von Menschen hatten; während Alle, da sie weder gewaschen, noch ihre Wunden besorgt wurden, sich in einem solchen Zustande befanden, dass es uns unmöglich war, lange genug mit ihnen zusammen zu bleiben, um irgendwie zu helfen. Ueberzeugt, dass in solchem Leichenhause keine Arzenei Linderung gewähren würde, kehrten wir nach unserm Zelte zurück, entschlossen, einen grossen Schuppen aus Brettern und zerbrochenen Thüren zur Bequemlichkeit der Verwundeten zu errichten. Unser Werk ging nur langsam von Statten. Wir fanden die grösste Schwierigkeit in der Erlangung von Zimmerholz und der gehörigen Geräthschaften. Mit der Zeit bekamen wir jedoch das Nöthigste, und so fing vor Einbruch der Nacht des 19. Januar das Resultat an sich zu zeigen. Einige von den Verwundeten wurden herbeigeholt und vor uns hingelegt, weit früher als noch irgend ein Theil des Gebäudes zu ihrer Aufnahme fertig war. Die Erde fuhr fort

zu beben und erschüttert zu werden. Seit unserer Ankunft haben viele schwache und einige sehr heftige Stösse stattgefunden.

Nachdem wir am 20. unser Werk beendigt, die Verwundeten zusammengebracht, Arzenei und reinliche Verbände zum Verbinden der Wunden vertheilt, und einen eingebornen Arzt zur Pflege des Hospitals gemiethet hatten, verliessen wir Zapeth und lagerten nach einem Ritt von $5\frac{1}{2}$ Stunden vor den Ruinen von Tiberias. Die Zahl der Umgekommenen in Tiberias ist im Verhältniss zu der Bevölkerung nicht so gross gewesen als zu Zaphet, was hauptsächlich von dem Umstande herrührt, dass Tiberias auf einer flachen Ebene, Zaphet dagegen auf dem Abhange des Berges gebaut ist. Wahrscheinlich kamen hier etwa 700 von einer etwa 2500 Seelen zählenden Volksmenge um, während zu Zaphet von etwa 6000 Juden und wenigen Christen 4000 ihren Tod fanden, und nicht viel unter 1000 Mohammedaner.

Mit dem vorstehenden Berichte des Mr. Thomson stimmen die Mittheilungen der Geretteten überein, dass die Katastrophe in ihrem vollen Gewichte hauptsächlich die unglücklichen Juden traf und etwa zwei Drittel derselben vernichtete. Der Anblick, welcher sich noch mehrere Wochen lang nach dem furchtbaren Ereignisse darbot, überall Verwundete, Sterbende und Todte, ohne Abwartung, ohne einen Ort, wohin sie ihr Haupt legen konnten, wurde mir von Augenzeugen als grauenerregend und wahrhaft herzzerreissend beschrieben.

Einige Zeit nach dieser schrecklichen Katastrophe kehrte eine kleine Anzahl der Entflohenen zurück, und, durch neue Einwanderungen verstärkt, bildete sich abermals eine zahlreiche Gemeinde, die noch immer im Wachsen begriffen ist.

Zwei Stunden nordwestlich von der Stadt liegt das Dorf Meiron oder Miron, das Beth Meron des Talmud. Hier werden die Gräber mehrerer durch grosse Frömmigkeit und Gelehrsamkeit ausgezeichneten alten Rabbinen verehrt; als jüdischer Wallfahrtsort ist dies jetzt einer der berühmtesten im heili-

gen Lande. R. Benjamin von Tudela berichtet, dass in einer Höhle in der Nähe dieses Ortes die Gräber der berühmten Lehrer Hillel und Schamai, sowie mehrerer ihrer Schüler und anderer Gelehrten sich befinden. Hier ist auch eine sehr alte Synagoge und ausserdem ein Beth Hamidrasch, wo die unterirdischen Gräber des R. Simon Ben Jochai und seines Sohnes R. Elieser gezeigt werden. Rabbi Simon Ben Jochai lebte um das Jahr 120 und war ein Schüler des grossen R. Akiba. Auf dem sehr ausgedehnten jüdischen Friedhofe zeigt man ebenfalls viele sehr alte Gräber und unter denselben das des Propheten Hosea. Alle diese Gräber sind aus dem Felsen gehauen und mit ungeheuren Steinen bedeckt. Zahlreiche Israeliten aus der Umgegend, aus Damaskus, Aleppo, Bagdad, Konstantinopel und Kairo pilgern alljährlich am 33. Tage des Omer, am Sterbetage des R. Simon Ben Jochai, nach dessen Grabe, wo sie eine dem Andenken des Todten gewidmete Andacht verrichten und zur Ehre des R. Simon sehr viele grosse Lampen anzünden, in welche sie kostbare Gegenstände, darunter zuweilen werthvolle Kaschmir-Shawls, zum Verbrennen hineinlegen.

Südliches Bergland.

Bethlehem. Teiche Salomo's. Etham. Hebron, Machpelah.

Das südlich von Jerusalem liegende Bergland ist zwar in geognostischer Beziehung den Centralbergen Judäas gleich, zeichnet sich aber durch eine reichere Bewässerung und deshalb grössere Fruchtbarkeit aus. Die Entwicklung des Pflanzenreichs ist in dieser Gegend weit üppiger und mannichfaltiger als in der Umgegend von Jerusalem; besonders ist der mehr südlich gelegene Boden dem Gedeihen der edelsten Früchte, wie der köstlichsten Trauben und saftigsten Oliven günstig.

Schon in der Umgegend von Bethlehem, nur zwei kleine Stunden von Jerusalem entfernt, ist eine grössere Entwicklung der Vegetation bemerkbar. Diese Gegend ist sehr fruchtbar und reich an Acker- und Gartenland, Olivenhainen, Feigenpflanzungen und Weingärten, welche verschiedene Getreidearten, Oel, Granaten, Mandeln, Feigen und Trauben im Ueberfluss erzeugen. Der von den letzteren gewonnene Wein ist von guter Qualität, aber leicht berauschend.

Die Stadt Bethlehem liegt an dem Abfall eines langen Bergrückens, hat massiv gebaute kleine Häuser und im Osten, auf einer kahlen Kreidekuppe des Jurakalkes, die von Helena erbaute Kirche, welche von einem, den Griechen, Lateinern und Armeniern gehörenden, Kloster umgeben ist. Der Terrassenbau der Jurakalkformation giebt dem Städtchen, dessen Umfang kaum eine Viertelstunde ausmacht, ein malerisches Ansehen. Der Ort hat ein milderes Klima als Jerusalem und eine reichere Bewässerung, da er ausser seinem Cisternenwasser noch durch die grosse Wasserleitung von den salomonischen Teichen frisches Wasser empfängt. Die fast nur aus Christen bestehende Bevölkerung von etwa 5000 Seelen beschäftigt sich mit Landbau, Viehzucht, Weinbereitung und besonders mit Verfertigung der bekannten Rosenkränze.

Bethlehem, Beit Lahm bei den Arabern, auch Ephrath genannt, hat ein sehr hohes Alter, das bis in die Zeiten des Patriarchen Jakob zurück geht, der zu Joseph sprach: „Mir starb Rachel auf dem Wege nach Ephrath; und ich begrub sie auf dem Wege nach Ephrath, das ist Bethlehem.“ Diese Grabstätte ist noch heute zur Seite des Weges bei Bethlehem zu sehen. In der Umgebung von Bethlehem fiel die Scene der Geschichte Ruths vor, welche auf den Feldern des Boas hinter den Schnittern Aehren auflas. David, in Bethlehem geboren, weidete daselbst die Schafe seines Vaters und wurde hier von Samuel zum König gesalbt.

Auf der grossen Strasse von Jerusalem nach Hebron,

etwa eine halbe Stunde von Bethlehem entfernt, liegen die drei Salomonischen Teiche, welche bei den Arabern „el-Borak" genannt werden. Diese drei ungeheuren Wasserbehälter, die von viereckigen Quadern trefflich erbaut sind und Zeichen des höchsten Alterthums an sich tragen, liegen in dem steilen Theile des jetzt ganz einsamen Thales über einander; ihre gegenseitige Lage ist derart, dass der Boden des einen höher ist als die Oberfläche des zunächst darunter befindlichen, so dass sie sich über einander nach Westen zu erheben. Treppen führen an verschiedenen Stellen in alle Teiche hinab.

Robinson mass die Teiche aus und fand, dass der untere den grössten Raum enthält; der obere aber den kleinsten Umfang und die geringste Tiefe hat. Dieser obere Teich ist 380 F. lang, 229 bis 236 F. breit und 25 F. tief, worin aber das Wasser damals nur 15 F. hoch stand. Der mittlere Teich misst 423 F. Länge, 160 bis 250 F. Breite und 39 F. Tiefe; das Wasser stand 14 F. hoch darin. Der untere Teich hat 582 F. Länge, 148 bis 207 F. Breite, 50 F. Tiefe; sein Wasserstand war nur 6 F. hoch.

Das Hauptwasser, aus welchem diese Teiche ihren Vorrath erhalten, ist eine versunkene Quelle, die in der Nähe liegt. Hier steigt man durch die Mündung eines engen Brunnens, der den Eingang zu der Quelle unten bildet, zwölf Fuss zu einem Raum hinab, welcher mit einer kleinern Kammer verbunden ist. Beide haben Gewölbe mit schönen steinernen Bogen von sehr hohem Alter, vielleicht noch ein Werk Salomos selbst. Man findet hier vier Stellen, an welchen das Wasser entspringt, das durch kleine Bäche in ein Becken geleitet und von diesem durch einen unterirdischen Gang abwärts zu den Teichen geführt wird.

Dieser Durchgang, der für den „versiegelten Born" des Hohenliedes gehalten wird, theilt sich in der Nähe des oberen Teiches in zwei Arme, von denen der eine abwärts durch die grosse, längs der Teiche vorbeilaufende Wasserlei-

tung geht, der andere durch eine unterirdische Kammer in den oberen Teich hinabfliesst. Die erwähnte Wasserleitung zieht dann längs der Teiche weiter, giebt aber zuvor auf gleiche Weise einen Theil ihres Wassers an den mittleren und unteren Teich ab, steigt dann einen steilen Abhang hinab und trifft mit einem ähnlichen Kanale zusammen, der vom unteren Teiche ausläuft. Ausser diesem Hauptzufluss zu den Teichen kann man auch noch Spuren von anderen einstigen Zuläufen verfolgen.

Die Wasserleitung, die von dieser Gegend nach Bethlehem und Jerusalem geht, wird also von zwei Hauptarmen gespeist, aus dem versunkenen Quell selbst und durch den Kanal des unteren Teiches; zu diesen kommt aber noch unterhalb der Teiche ein dritter Arm aus einer jetzt verstopften Quelle südlich von Bethlehem. Das Ganze ist ein ungeheures, kunstreich zusammengesetztes Werk. Es scheint, als ob man ursprünglich beabsichtigt hätte, die Wasserleitung in der Regel aus der oberen Hauptquelle zu speisen, während das überflüssige Wasser in die drei Teiche abgelenkt wurde, deren Vorrath in Zeiten des Mangels für die Wasserleitung verwendet werden konnte. Dieser Aquäduct ist noch immer von ausserordentlicher Wichtigkeit für Bethlehem und könnte leicht ebenso für Jerusalem wieder eingerichtet und dauernd erhalten werden.

Steigt man von den salomonischen Teichen südwärts hinab, so gelangt man in das Thal Wady Urtas, welches von einer gleichnamigen Dorfruine seinen Namen erhalten hat. Das Thal ist vier Stunden breit, von beiden Seiten von hohen Bergen umgeben und dehnt sich bis zum todten Meere aus. Zahlreiche Gärten mit Oliven-, Feigen-, Granat-, Paradiesapfel-, Pfirsich- und Birnbäumen, welche die schönsten Früchte tragen, zieren den Boden, dessen Fruchtbarkeit so gross ist, dass überall Gerste wild wächst.

Das in Trümmern liegende und eine Viertelstunde von el-Borak entfernte Dorf Urtas ist noch immer bewohnt, das

Volk haust in Höhlen unter den Felsen des Abhanges. Man findet hier unzweideutige Spuren eines hohen Alters, wie die Grundmauern eines grossen Thurmes, dicke Mauern von grossen Quadern, senkrecht gehauene und bearbeitete Felsen u. dgl. Eine schöne Wasserquelle im Orte liefert einen sehr reichen Vorrath von gutem Wasser und bildet den Boden des Thales entlang einen laufenden Bach, welcher die Gärten bewässert und befruchtet.

Der Wasserreichthum dieses Thales in unmittelbarer Nähe der Teiche, die nicht nur zur Leitung des Wassers nach Jerusalem, sondern auch zur Bewässerung der nahen Gegend dienten, wo König Rehabeam die zusammen genannten Städte Bethlehem, Etham und Tekoa (ein noch jetzt so benannter Ort mit grossen Ruinen, zwei Stunden südlich von Bethlehem) aufbaute, wo ferner nach dem Talmud die Quelle Etham, die den Tempel zu Jerusalem mit Wasser versorgte, auf dem Wege nach Hebron lag, wo nach Josephus König Salomo Gärten mit Wasserströmen anlegte, macht es höchst wahrscheinlich, dass die Ruinen zu Urtas die Stelle des alten Etham oder Etam einnehmen.

Der Segen, den überall im Orient das System der Bewässerung verbreitet, hat sich insbesondere im paradiesischen Etham, an den Gärten Salomos bewährt, welche das Hohelied so schön besingt: „Erwache, Nord, komm, o Süd! durchwehe meinen Garten, dass seine Düfte strömen," und Koheleth so herrlich schildert: „Ich machte mir Gärten und Lustgehege und pflanzte darin allerlei Fruchtbäume. Ich machte mir Wasserteiche, zu bewässern daraus einen Wald, in Bäumen aufspriessend." Josephus erzählt bei der Schilderung von Salomos Pracht und Herrlichkeit, wie der König oft am frühen Morgen mit Anbruch des Tages, auf hohem Wagen sitzend, von reich geschmückten Trabanten seiner Leibwache umgeben, zu seinem lieblichen Garten Etham gefahren sei und sich da erquickt habe.

Der jüdische Pilger R. Isaak aus Arragonien hat im Jahre

1333 den Ort Etham besucht, wo er einige Juden mit einer Synagoge vorfand.

Das Thal Hebron, Wady el Chalil, das eine Stunde nordwärts von der Stadt aus offener Gegend breit beginnt und dann, nach Südost sich erstreckend, bei der Stadt sich verengt, gehört zu den lieblichsten und schönsten des ganzen gelobten Landes. Die ganze Umgebung der Stadt ist voll Kornfelder, Wiesen, Gärten und Weinberge. Die Weingärten der Stadt sind sehr ausgedehnt und bedecken die Seiten fast aller Berge der Umgegend, bis zu einer Entfernung von etwa 2 Stunden; besonders zeichnen sich die reichen Weinpflanzungen an der Nordseite in dem, nach den Trauben zur Zeit der Kundschafter benannten, Thal Escol aus. Das Gewächs dieses echten Weinklimas behauptet noch immer seinen alten Ruhm, und ist, obwohl fast ohne menschliche Pflege, eben so edel, wie reich.

Die grosse Fruchtbarkeit dieser Landschaft wird durch die reiche Bewässerung des Thales Hebron befördert, das zwar keinen fliessenden Bach, aber einen nicht geringen Reichthum von Quellen und zwei Teiche besitzt, welche die Hauptwassermenge für die ganze Stadt liefern, obgleich sie nur Regenwasser enthalten.

Die Stadt Hebron liegt 2842 F. über dem Meere, also etwa 300 F. höher als Jerusalem. Durch die frische und reine Luft in dieser hohen Lage erfreut sich der in einer wasserreichen und fruchtbaren Landschaft liegende Ort eines gesunden und angenehmen Klimas. Die meist stattlich aussehenden Häuser stehen in vier Quartieren zu beiden Seiten des Thalgrundes. Das Hauptquartier, Hart el Kadim, liegt auf dem Abfalle des östlichen Berges um die grosse Moschee. Nördlich von diesem steht eine kleine Häusergruppe, Hart el Harbach, das dichte Quartier, genannt. Am Abfalle des westlichen Bergrandes liegt das Hart es Scheich, das Scheichsquartier, mit einer zerstörten Citadelle, und südwärts von ihm das kleine Hart el Kazar, das Quartier der Seiden-

händler, mit seinem vielwinkligen Häusercomplex, wo in einem wahren Labyrinthe von hin und her laufenden Gängen 800 Juden wohnen, die zwei Synagogen besitzen.

Ausser Gartenbau, Agricultur und Viehzucht ist die Verfertigung von trefflichen Schläuchen für den Wassertransport und die Glasfabrikation das Hauptgewerbe der auf 5000 Seelen geschätzten arabischen Bevölkerung. Zur Glasfabrikation dient die Sodaasche, welche von der Ostseite des Jordan eingeführt wird. Die Feuerung erhalten die Glasöfen aus dem Gehölze Mamres, in der Nähe der Stadt, und von den in der Umgebung Tekoas gegen das todte Meer hin sich erstreckenden Wäldern.

Am südlichen Ende der Stadt liegt der grosse untere Teich, ein quadratförmiger, an jeder Seite 133 F. langer und 22 F. tiefer Wasserbehälter aus gehauenen Steinen von schöner Arbeit. An dem Nordende des Hauptviertels befindet sich ein kleinerer Teich von 85 F. Länge, 55 F. Breite und 18 F. Tiefe. Die Teiche sind von hohem Alter, und der nördliche innerhalb der Stadt ist höchst wahrscheinlich der „Teich zu Hebron," an welchem David die Mörder Isch-Boschets, seines Gegenkönigs, aufhängen liess.

Nordwestlich von der grossen Moschee ragen die massiven Ruinen der alten, durch das Erdbeben im Jahre 1837 zertrümmerten Citadelle hervor. Eine alte Ueberlieferung hält sie für die Burg Davids, seine Residenz während seiner siebenjährigen Regierung in Hebron, die nachher von den Römern in eine Citadelle umgewandelt wurde.

Von den Alterthümern, welche in Hebron gezeigt werden, fand ich das Haus zu Mamre besonders beachtenswerth. Es ist dies eine Ruine, eine Stunde nördlich von Hebron entfernt, mit den Ueberresten eines ungeheuren, aus riesenhaften Steinen zusammengesetzten Gebäudes. Ich mass einen der grössten Steine und fand denselben 15 F. lang und 3 F. dick. Ausserdem zeigt man auf der Anhöhe im Westen der Stadt das Grab Isai's, des Vaters Davids, und in der Stadt das

Grab Abners, des Feldherrn Sauls, einen Kuppelbau mit einem Grabe von 12 F. Länge.

Vor allen anderen Gebäuden der Stadt ragt am unteren Bergabhange an der östlichen Thalseite das burgartig sich erhebende Bauwerk des Haram, Heiligthum, hervor, welches wegen der Grabstätten der Patriarchen, die es in seinem labyrinthischen Innern enthält, allgemein heilig gehalten wird.

Das grosse Haram ist aber nicht nur wegen der Grabstätte der Erzväter, die in das höchste historische Alterthum hinaufreicht, eines der hochverehrtesten Monumente der Welt, sondern es ist auch durch die Grossartigkeit der antiken Ueberreste für die Culturentwickelung das merkwürdigste von den in Palästina noch vorhandenen Baudenkmälern. Obwohl das Grabdenkmal im Laufe der Zeit entstellt wurde, so trägt es doch noch in seinen ehrwürdigen Ueberresten die Spuren einer uralten Grösse, die an die Zeiten der Errichtung der Pyramiden in Aegypten erinnert.

Das Aeussere zeigt sich als ein hohes, festungsartiges Gebäude, in Form eines Parallelogramms, dessen Diagonale von Nordwest nach Südost 200 F. hat, dessen Breite 115 F. und dessen Wände sich 50 bis 60 F. emporheben. Das ganze sichtbare Aeussere ist nur eine Ringmauer um einen innern Hof, in dem die kleinere Moschee sich befindet.

Die Wände der umlaufenden Ringmauer sind aus sehr grossen Quadersteinen erbaut, alle berändert und glatt behauen und den ältesten Theilen der Westwand des Tempels zu Jerusalem aus der salomonischen Zeit ähnlich. Einzelne colossale Quadern sind 38 F. lang und 3 F. hoch. Die Mauern sind von aussen mit viereckigen Wandpfeilern versehen, die keine Capitäle haben, aber durch einen Karnies verbunden sind, der sich längs des ganzen Gebäudes hinzieht. Ueber demselben sind die Mauern von den Mohammedanern in kleinlichem Style etwa 10 F. höher aufgeführt und mit einem kleinen Thurm oder Minaret an jeder Ecke versehen worden. An keinem Theile dieser Wände finden sich Fensterein-

schnitte oder sonstige Auszeichnungen. Die Eingänge sind an den beiden nördlichen Ecken, wo eine lange und breite Treppe nach einer in den innern Hof gehenden Thüre führt. An der Nordwestecke ist der Haupteingang, und neben diesem zur linken Seite ist eine kleine Oeffnung, durch welche man aber in das Innere nicht hineinsehen kann, in der äusseren Mauer angebracht, wo den Juden gestattet ist, die üblichen Gebete zu verrichten.

In dem inneren Hofe, welchen ein Nichtmoslem nicht betreten darf, steht die etwa 100 F. lange und 60 F. breite Moschee. Hier haben die Mohammedaner in verschiedenen Theilen für die Patriarchen Scheingräber erbaut, während die wirklichen Gräber unten in einer geschlossenen Höhle sind, zu welcher nicht einmal die Gläubigen Zutritt haben. Sie lassen nur von Zeit zu Zeit durch eine kleine Oeffnung brennende Lampen hinab, um ein ewiges Licht zu unterhalten.

Die Aehnlichkeit der Architektur des äusseren Bauwerkes mit der in der Westmauer des Tempels zu Jerusalem zeigt offenbar, dass der Bau jüdischen Ursprungs ist und lange vor der Zerstörung des Tempels errichtet wurde. Der untere Theil der sehr antiken Mauer — sagt ein ausgezeichneter Kenner der Architektur (Bartlett) — hat den ganz eigenthümlichen Pilasterstyl und einen sonst unbekannten architektonisch-decorativen Charakter, dem kein späterer Styl gleich ist, der weder in griechischen noch römischen Bauten vorkommt, aber so bestimmt ausgeführt erscheint, dass man die Constructionsart der Tempelbauten zu Jerusalem als eine, später zu Salomos Zeit in Gebrauch gekommene, Modification desselben betrachten muss. Hier zu Hebron liegt die älteste Structur dieser Art vor, als der Grundtypus dieses Styles.

Die Richtigkeit der während zwei Jahrtausende fortlaufenden Ueberlieferung, welche diese Stelle als die in der Bibel mehrfach erwähnte Grabstätte der Patriarchen bezeich-

net, unterliegt nicht dem mindesten Zweifel. In der heiligen Schrift lesen wir: „Abraham begrub sein Weib Sara in der Höhle des Feldes der Machpelah, vor Mamre, das ist Hebron.“ Als Abraham 175 Jahre alt geworden und gestorben war, „begruben ihn Isaak und Ismaël, seine Söhne, in der Höhle Machpelah in dem Felde Efrons, das vor Mamre,“ ebendaselbst ward auch Isaak, als er „im Alter von 180 Jahren lebenssatt gestorben war, von seinen Söhnen, Esau und Jakob, begraben,“ und dort wurde auch Jakob, welcher vor seinem Tode in Aegypten seinen Söhnen geboten hatte, „begrabet mich bei meinen Vätern in der Höhle Machpelah, die da ist Angesichts von Mamre,“ von Joseph bestattet. Nach der Tradition im Talmud ruht ausser den drei Patriarchenpaaren noch das erste Menschenpaar, Adam und Eva, in der Machpelah von Hebron.

Von Bauwerken über der Doppelhöhle findet man in Josephus Erwähnung. Er berichtet, dass Abraham und seine Nachkommen über den Gräbern der Höhle Monumente errichteten, und dass die Gräber der Patriarchen aus dem schönsten Marmor und von vollendeter Kunstarbeit noch zu seiner Zeit in Hebron zu sehen waren. Ein Pilger im Jahre 333 beschreibt das Monument Abrahams als ein aus Steinen von bewundernswerther Schönheit erbautes Viereck. Dies bezieht sich ohne Zweifel auf das gegenwärtige äussere Gebäude, das schon in den Tagen des Josephus vorhanden war. Aus dem Itinerar des Antonius Mart. geht hervor, dass gegen das Jahr 600 eine Basilica dastand, die er als ein Viereck mit einem inneren Hofe ohne Dach beschreibt, in welches Juden und Christen von verschiedenen Seiten eintraten, Weihrauch auf ihrem Wege verbrennend. Arculfus sah gegen das Jahr 700 das Innere der Grabstätte, die Mamre gegenüber liegt, und erzählt, dass die Häupter der drei Patriarchen nach Norden gerichtet waren. Entfernter von den dreien lag Adams Grabstätte. In der letzten Hälfte des achten Jahrhunderts erwähnt Willibald die Gräber der Patriarchen im Kastell Aframia

oder Kastell St. Abraham. Ebenso berichtet Seewulf im Jahre 1103, dass die Monumente der Patriarchen von einem Kastell umgeben sind.

R. Benjamin von Tudela sah im Jahre 1165 das Innere der Machpelah und erzählt, dass zur Zeit der Araber vor den Kreuzzügen die Israeliten daselbst eine Synagoge gehabt hätten. Der Wächter der Höhle, berichtet er, öffnete eine eiserne Thür und führte mich, eine brennende Fackel in der Hand, durch eine erste leere Höhle in eine zweite, gleichfalls leere, aus dieser aber in eine dritte, in welcher die Sepulcra einander gegenüber liegen. Alle haben Inschriften; auf Abrahams Grab stehen die Worte: „Dies ist das Grab unseres Vaters Abraham, über dem Friede sei," und ähnlich bei den anderen. Eine Lampe brennt hier Tag und Nacht und an den Seiten sieht man Sarg auf Sarg mit Gebeinen von Israeliten, denn der Gebrauch ist bis heute, sagt R. Benjamin, den Kindern Israels geblieben, die Gebeine ihrer Väter zu denen ihrer Vorväter zu versammeln. Ebenso hat Rabbi Petachja aus Regensburg im Jahre 1176 freien Zutritt zu dem Innern der Patriarchengräber erlangt.

Dem nächsten jüdischen Pilger, R. Samuel bar Simson, der im Jahre 1210 mit dem berühmten Rabbi Jonathan ben David ha-Cohen de Lunel aus der Provence nach Palästina kam, wurde der Zutritt zu der Machpelah schwer gemacht. Nur durch sein glückliches Zusammentreffen in Hebron mit dem damaligen Resch-Galutha, Oberhaupte der Diaspora, aus Bagdad, wurde es ihm möglich, unter dem Schutze dieser hohen Standesperson seinen Zweck zu erreichen, aber nur verstohlen erst um Mitternacht wurde ihnen durch den Wächter der Eintritt in das Heiligthum gestattet. Sie stiegen auf einer sehr engen Treppe 24 Stufen hinab, erblickten die Monumente der Patriarchen nnd verrichteten daselbst ihre Andacht. Rabbi Isaak Chelo aus Aragonien, der 1332 nach Hebron pilgerte, fand die Glaubensgenossen bei den Gräbern der Erzväter Tag und Nacht in tiefster Devo-

tion, denn damals hatten die Israeliten sich durch Geld Zutritt zu dem Innern verschafft.

Der Geschichtschreiber Makrizi erzählt, dass der Emir Djauli in Hebron die Moschee Chalil erbaute, die heute Haram heisst, unter deren gewölbtem Unterbau eine kleine Thüre zur unterirdischen Grotte führt. Meir ed Din, der 1520 starb, beschreibt die Moschee als versehen mit einer grossen Kuppel zwischen zwei kleineren nach Osten und Westen und spricht von einer Kanzel mit der Jahreszahl der Hedschra 484 (1091).

Ein Spanier Badia hat am Anfange dieses Jahrhunderts unter dem Titel eines Moslem Ali Bey sich Zutritt zu dem Innern des Haram verschafft und dasselbe sehr unklar beschrieben. Alle Gräber der Patriarchen, erzählt Ali Bey, waren mit reichen, goldgestickten, seidenen Teppichen bedeckt, mit grünen über den Gräbern der Männer, mit rothen über denen der Weiber, oft lagen viele über einander, wie über Abrahams Grab neun. Die Sultane von Konstantinopel liefern diese Teppiche, welche von Zeit zu Zeit erneuert werden. Die Räume, welche die Gräber einschliessen, sind ebenfalls mit Teppichen bedeckt.

Auch ein anderer Reisender, Vere Monro, hat bei seinem Besuche in Hebron im Jahre 1833 das Innere beschrieben. Er berichtet, dass zur Seite einer kleinen, etwa 40 Schritt langen und ebenso breiten Moschee die Grabstätten wie kleine offenstehende Hütten mit kleinen Fenstern liegen, dies seien aber nur die von den Mohammedanern errichteten Scheingräber, die wahren Sarkophage lägen in einer tiefen Höhle, deren Eingang zwar durch Lampen erleuchtet sei, in die aber Niemand hinabsteige. Diese letzte Angabe wird von der Aussage der Moslemin bestätigt, welche die eigentliche Höhle mit den antiken Grabstätten als wohl vergittert und verwahrt schildern.

Im Jahre 1862 besuchte der Prinz von Wales nebst Gefolge, mit einem grossherrlichen Firman versehen, das Innere

des Haram. Der Prinz besichtigte den Hof und die Moschee, ohne auf Schwierigkeiten von Seiten der Mohammedaner zu stossen, jedoch nahm er auf ihre Bitten von jedem Versuche, in die unterirdische Höhle zu gelangen, Abstand.

Hebron und Kirjat Arba sind die ältesten in der h. Schrift vorkommenden Namen der Stadt. Edrisi nannte sie Kabr Ibraim, Grab Abrahams, Abulfeda: Beth Hebron, Haus Hebron, die Kreuzfahrer: Castrum Abrahami. Die heutigen Araber nennen die Stadt Beth Chalil, Haus des Geliebten. Sie ist eine der ältesten noch vorhandenen Städte, da sie „sieben Jahre früher gebaut war als Zoan in Mizrajim," San nach Josephus, eine Stadt, die man für den Geburtsort Moses gehalten. Auch berichtet Josephus, dass die Bewohner von Hebron die Stadt nicht nur für älter als alle anderen Städte Kanaans, sondern sogar für noch älter als Memphis hielten, und dass sie zu seiner Zeit bereits 2300 Jahre gestanden.

In Hebron lebten Abraham, Isaak und Jakob. Von hier zogen Jakob und seine Söhne nach Aepypten hinab, um daselbst bei Joseph zu leben. Nach der Rückkehr der Israeliten von Aegypten eroberte Josua die Stadt und gab sie Kaleb, Sohn Jefuneh's, der die Anakim aus der Gegend vertrieb, zum Antheil; später wurde sie zu einer der Freistädte erhoben und den Leviten zuertheilt. Hebron wurde nachher die königliche Residenz Davids, wo er sieben Jahre und sechs Monate über Juda regierte, und ebendaselbst wurde er darauf zum König über ganz Israel gesalbt. Hebron war es auch, wo Absalon die Fahne des Aufstandes erhob und sich zum König von Israel ausrufen liess. Es gehörte zu den durch König Rehabeam befestigten Städten, und nach der Rückkehr aus dem Exil „wohnten wieder Israeliten in Kirjat Arba und den umliegenden Ortschaften." Die Stadt kam später unter die Botmässigkeit der Edomiter, bis sie durch Judas Maccabäus zurückerobert wurde.

Küstenland am Mittelmeere.

Ebene Saron. Jaffa. Berg Karmel.

Der Weg von Jerusalem nach Westen zum Mittelmeere führt durch die Schluchten des Gebirges Juda zwischen Klippen und Steinblöcken, sieben Stunden immer abwärtssteigend bis zu der grossen Küstenebene Saron, welche dreissig Stunden lang, fünf bis sechs Stunden breit, von Jabneh im Süden bis zum Karmel im Norden und von den Gebirgen Ephraim und Samaria im Osten bis zum Mittelmeere im Westen sich ausdehnt.

Saron, die Ebene, deren Fruchtbarkeit und Schönheit in alter Zeit so berühmt war — der Prophet Jesaia preist den Schmuck Saron und Karmel, und das Hohelied singt von der Lilie in Saron und von der Rose in den Thälern — die, gut angebaut, hinreichen würde, die Bevölkerung von ganz Palästina zu ernähren, ist für Menschen eine Einöde geworden; ihre Ortschaften liegen in Ruinen, und der grösste Theil ihrer Aecker und Wiesen ist unbenutzt. Die Schönheit der Natur aber hat sich in dieser Ebene bis heute noch erhalten. Von der am meisten bewohnten Südseite her ist im Frühling ihr Anblick reizend, ihr Boden mit Rosen, Lilien, Tulpen, Narcissen, Anemonen, Nelken und vielen anderen Blumen und stellenweise mit Ackerfeldern bedeckt; alle Dörfer auf ihren Anhöhen von Olivenhainen umgeben, die ganze Strecke mit grünem Weideland überzogen. Im Norden gegen den Karmel hin fehlt es noch heute nicht an Eichengehölzen, die hoch und schön sich erheben, südwärts nach Jaffa zu aber zum niederen Buschwerk degeneriren.

In der Ebene Saron, besonders nördlich von Lydda, bedeckt ein gelockerter tertiärer Sandstein den Boden, der an vielen Stellen eine vortreffliche, fette, schwarze Ackererde

zeigt und überall, selbst an den gänzlich verlassenen Stellen, wo er mit Dornen und Disteln überwuchert erscheint, ein sehr reiches Weideland abgeben würde. Die ganze Reihe der Hügel, welche im Westen der Ebene mit dem Meere parallel laufen, sind nur als Triebsand vom Meere aufgeworfen und von dem überaus fruchtbaren Boden der Ebene selbst ganz verschieden. Der Boden zwischen Jaffa und Ramleh ist eine rothe Sanderde, die gegen das aufsteigende Gebirge mit den horizontalen Schichtungen des Kalksteines allmählig sich verliert.

Unter den Flüssen, welche die Saronebene von Ost nach West durchschneiden, wie Nahr Serka, N. el Achdar, N. Abu Sebura, N. Kanah und N. Audscheh, ist der letztere der einzige von Bedeutung, da er beständig sein Wasser behält; vom Ras el Ain gegen Westen ziehend, ergiesst er sich zwei Stunden nördlich von Jaffa in's mittelländische Meer.

Im Westen der Ebene Saron liegt am Mittelmeere die Stadt Jaffa, der wichtigste Handelsplatz der Küste, ein Hafenort Jerusalems. Der von Nord nach Süd sich ausdehnende Hafen liegt dicht an der Stadt, von Felsen umgeben, hat aber Sandbänke und Klippen, die ihn unsicher machen. Die auf einer Anhöhe in treppenartigen Gassen und mit übereinander in Terrassen aufsteigenden Häusern sich erhebende Stadt ist in ihrem Innern unansehnlich und hat eine Bevölkerung von 5000 Seelen, darunter etwa 600 Juden. Zahlreiche, kunstlose, aber in üppigster Vegetation prangende Gärten, die mit stachligem Cactus spinata umzäunt sind, umgeben Stunden weit die Stadt und liefern einen sehr bedeutenden Obstreichthum, sowie treffliche Gemüsearten. Citronen, Orangen, Granaten, Feigen, Mandeln, Wassermelonen werden von da nach Aegypten ausgeführt.

Jaffa, Joppe, im Buche Josua bei der Bestimmung der Grenze Dan's Jafo genannt, war zur Zeit König Salomo's ein Hafenort, mit dem die Tyrier in starkem Verkehr standen, wie aus der Bestimmung des Königs Hiram von Zor oder

Tyrus, die zum Tempelbau in Jerusalem nöthigen Cedern, Tannen und Sandelholz vom Libanon zur See nach Jafo zu schaffen, hervorgeht. Derselbe Verkehr erhielt sich auch in den späteren Zeiten, da nach der Rückkehr der Israeliten aus dem babylonischen Exil zur Zeit des Cyrus Jafo der Hafen der Phönizier für ihr Holz zum Bau des zweiten Tempels geblieben war. Auch der Prophet Jona bestieg im Hafen von Jafo ein Schiff, das nach der tyrischen Colonie Tarschisch oder Tartessus ging.

Vom Osten der Ebene Saron dehnt sich das Gebirge Karmel, welches diese Ebene von der Ebene Isreel scheidet, nach Nordwest zum Mittelmeere aus, wo es mit dem Berge Karmel am Meere endet.

Der geognostische Charakter des Karmel ist dem des Gebirgszuges von Judäa, Samaria und Galiläa ähnlich. Die Gesteine am Rande der Küstenebene gehören theils der weissen Kreide an, theils einem Kalke, welcher aus den Trümmern der Kreide entstand und dieselbe bedeckt; mit der Kreide sind Feuersteingeschiebe durch ein kalkiges Cement verbunden. Beim Aufsteigen aus der Ebene gelangt man bald in das Gebiet des Jurakalksteins und seiner Dolomite, welche die Hauptmasse der Gebirge von Palästina bilden.

Der über 1200 F. sich erhebende Berg Karmel hat besonders gegen Westen sehr viele Höhlen, deren Zahl auf mehr als 1000 geschätzt wird. Die grösste der Grotten, welche, Eliashöhle genannt, von Juden und Mohammedanern verehrt und von einem Iman bewacht wird, ist 18 Schritt lang und 10 breit mit mehreren Abtheilungen, deren grösste, ein mohammedanischer Wallfahrtsort, von Lampen beleuchtet und mit Fahnen geschmückt ist. Höher als diese Höhle befindet sich eine zweite, welche die Höhle des Elisa genannt wird. In beiden Höhlen fand ich an ihren Steinwänden eingegrabene hebräische und altgriechische Inschriften aus den ersten Jahrhunderten. Am nordwestlichen Abhange des

Berges liegt 580 F. hoch über dem Meere das neue grosse Kloster. Das alte, von den Franzosen im Jahre 1799 zum Pestlazareth benutzte Kloster wurde bald darauf von den Türken zerstört.

Die Flora des Karmel ist eine der reichsten dieser Gegend. Die Pflanzenwelt vereint hier die Formen des Gebirges mit jenen der Thäler und des Seestrandes und bietet daher eine sehr reiche Mannichfaltigkeit dar. Viele Oel- und Johannisbrotbäume und üppiger Lorbeer bedecken den Fuss des mit Blumen überfüllten Berges, und sein Gipfel ist mit einer Eichenwaldung geschmückt. Die aromatischen Kräuter des Berges waren in älteren Zeiten als besonders heilsam so berühmt, dass eine früher hier bestandene Factorei damit beschäftigt war, alljährlich eine Menge dieser Kräuter den Königen von Frankreich zu übersenden.

Den Karmel, dessen Name im Hebräischen „fruchtbares Feld" bedeutet, nennen die Araber wegen der hier zur Zeit des Propheten Eliah getödteten 450 Propheten des Baal, Dschebel Mukata, Würgeberg. Der Berg wird zuerst im Buche Josua als Grenze des Stammes Ascher erwähnt. Seine grosse Fruchtbarkeit dient wiederholt den Propheten als Bild, wenn sie selbst der Wüste Pracht und Herrlichkeit verheissen. Der Prophet Jesaia ruft aus: „Es wird frohlocken Wüste und Wildniss, denn die Herrlichkeit des Libanon ist ihr gegeben, der Schmuck Karmels und Sarons." Jeremia verspricht Israel, „dass es wieder in seine Wohnung heimkehren, dass es auf Karmel und Basan seine Heerden weiden werde." Wenn dagegen Amos traurige Zeiten schildert, so spricht er: „Es trauern die Triften der Hirten, und es verdorret der Gipfel des Karmel." Aber nicht nur Naturschönheit, sondern auch ein Wunder gab dem Karmel seine Berühmtheit. Hier erflehte der Prophet Eliah das Feuer vom Himmel: „und es verzehrte das Opfer, das Holz, die Steine und die Erde, und auch das Wasser im Graben leckte es auf."

Jordangebiet.

Der Jordan. See Merom. Meer Kinereth. Tiberia. Die heissen Quellen. Das Jordanthal. Die Oase von Jericho. Jericho. Das todte Meer. Berg Usdum. En Gedi. Sebbeh, Masada. Beschiffung des Jordans und des todten Meeres. Niveaumessungen.

Den sehr steilen Weg von Jerusalem nach Osten zum Jordan hinabsteigend, gelangt man nach fünf Stunden in eine der merkwürdigsten Gegenden, in die grosse Erdspalte des Jordanthales vom Libanon bis zum rothen Meere, die in einer Ausdehnung von mehr als 60 Stunden eine Einsenkung unter dem Spiegel des Meeres zeigt, welche die tiefste Depression auf dem gangen Erdball ist. Nach weiteren zwei Stunden Weges erreicht man den Jordan.

Der Jordan entspringt am Hermon an der nördlichsten Grenze Palästinas, stürzt zu einem Tiefthal, dessen Steinwände mehr als 2000 F. hoch sind, hinab, und bildet in seinem über 50 Stunden langen Laufe in drei Stufen zuerst den kleinen See Merom, dann den See Kinereth und am Ende seines Laufes auf der dritten Stufe das todte Meer. Der Fluss ist anfangs bei Banias sehr klein, erhält aber von dem grossen Bache Hasbeya und dem kleinen Dan Zuwachs und bildet darauf den Meromsee.

Der See Merom, See Samochonitis, Bachr Chit, Weizensee, liegt 4 Stunden südlich vom Ursprunge des Jordan entfernt, ist zwei Stunden lang, eine Stunde breit und hat im Winter ein trübes, schlammiges Wasser, im Sommer aber ist er ausgetrocknet und nur noch ein Sumpf, der den Beduinen zum Weideplatz dient. In der Umgegend des Sees wird viel Reis angebaut, der von rother Farbe und nicht besonders schmackhaft ist.

Aus dem Meromsee hervortretend ist der Jordan nur etwa 20 Schritt breit, nimmt aber allmählig zu und mündet in das

Nordende des Kinereth. Bis zu diesem See nennen die Araber den Fluss el-Urdan, nach seinem Austritte aus demselben aber esch-Sheriat el-Kebir, die grosse Tränkstelle. Zwei Stunden unterhalb der Stelle, wo er aus dem Meromsee heraustritt, führt über den Jordan eine von Balduin I. im Jahre 1112 erbaute, 60 Schritt lange steinerne Brücke, die von den Arabern, welche diese Stelle als diejenige bezeichnen, wo Jakob mit seinen Söhnen, als er von Haran zurückkehrte, über den Jordan ging, Dschisr Ibne Jakub, Brücke der Söhne Jakobs, genannt wird.

See Kinereth oder Meer Chinereth ist dieses schönen Sees ältester Name, der von einem Orte herrührt, welcher einst an seinem Ufer lag; sein arabischer Name ist Bachr Tabaria, Tiberiasee. Der Kinereth oder Genezareth hat eine Länge von 4, eine Breite von 2 deutschen Meilen und eine Tiefe von 120 bis 150 Fuss. Sein Wasserspiegel hat eine Depression von 722 F. unter dem Mittelmeere. Der Jordan, welcher auf der Nordseite in den See sich ergiesst, durchschneidet die ganze Länge desselben, ohne sich mit dem Seewasser zu vereinigen, und lässt seinen Gang im See deutlich erkennen, bis er auf der Südseite wieder heraustritt, um seinen Lauf fortzusetzen. Das Wasser des Sees ist süss, reich an Fischen, besonders an Karpfen, Binni, und zeigt auf seiner Oberfläche viele Wasservögel, darunter auch Pelikane. Der See wird heutzutage nur sehr wenig befahren, obwohl er in alten Zeiten durch zahlreiche Schiffe belebt war. Als die römischen Legionen die Stadt Tiberia belagerten, begaben sich nach Josephus zahlreiche Juden auf ihre Barken; Vespasian liess sie verfolgen und lieferte ihnen eine Seeschlacht, in der mehrere Tausende fielen.

Nähert man sich dem Kinereth von der Westseite, so gewinnt man den ersten Blick in sein Thalbecken von dem Gipfel des Tabor, von wo sich dessen Umrisse überschauen lassen. Rückt man ihm noch näher, so eröffnet sich dem Auge eine Aussicht über den ganzen See, welcher, in einer Um-

gebung von nackten, schwarzen Klippen, gebräunten, fast baumlosen Bergabhängen, seinen dunklen, glatten Spiegel zeigt, den kein Boot, kein Kahn belebt. Dieser Anblick macht auf den Reisenden einen traurigen Eindruck, der durch den Vergleich der trüben Gegenwart des Landes mit seiner glücklichen Vergangenheit sich noch steigert.

Josephus rühmt nicht nur die Schönheit, sondern auch die Fruchtbarkeit der Ufergegend des Kinereth und die Milde der Gebirgsluft; Bäume verschiedener Art ernährte sie und liess alles Angebaute gedeihen. Palmen, die der Glühhitze bedürfen, nebst Feigen, Oliven, Trauben, welche die milderen Lüfte lieben, und Wallnüsse, die in kühlerer Temperatur gedeihen, wuchsen daselbst in grosser Menge. Zehn Monate im Jahre hindurch gab es hier ununterbrochen vortreffliche, reife Trauben und Feigen, und auch die übrigen Fruchtarten erhielten sich das ganze Jahr.

Aber auch noch heutzutage hat die Natur trotz aller ungünstigen Verhältnisse auf diesem Boden ihre Kraft nicht verloren, wenn sie auch durch die Trägheit der Einwohner gänzlich vernachlässigt wurde. In dem weiten Bergkessel mit seinen Terrassenstufen sind noch heute an manchen Stellen Dattelpalmen, Citronen-, Orangenbäume, Indigopflanzungen, Reisfelder und Zuckerrohrwaldungen anzutreffen und liefern, obgleich fast gar nicht gepflegt, einen reichen Ertrag.

In geognostischer Beziehung bemerkt man in der Nähe des Kinereth einen Wechsel des Kalkgesteins mit dem Basalt. Die Ufer des Sees auf der West- und Nordseite bestehen aus Kalksteinen mehrerer Formationen, vorzugsweise aus Kreidekalk; an den Abhängen hingegen tritt das schwarze basaltische Gestein hervor, welches im Osten des Sees, längs der Ostseite des unteren Jordanlaufes und des todten Meeres das Land fast ausschliesslich beherrscht.

An dem unteren Ende eines grossen Basaltganges, dicht am westlichen Seeufer, liegt die Stadt Tiberia, Tabaria der Araber, deren Ringmauer nebst den unansehnlichen Häu-

sern aus diesem schwarzen Gesteine aufgeführt sind. Die Temperatur erreicht in Tiberia einen sehr hohen Grad, ähnlich wie am todten Meere. Schon im Monat April fand ich eine Wärme von 24° R. im Schatten. Im Sommer steigt die Hitze mitunter höher als 40° und wird bei der im tiefen Becken des Kinereth fast beständig herrschenden Windstille den Einwohnern so unerträglich, dass dieselben im Sommer nicht gehörig angekleidet, sondern nur in ein grosses Hemd gehüllt einhergehen. Das Klima im Orte ist daher der Gesundheit, namentlich der der neu Eingewanderten in den ersten Jahren ihres Aufenthaltes nicht zuträglich. Bei dem grossen Erdbeben von 1837 wurde Tiberia fast gänzlich zerstört, die Stadtmauer stürzte ein, und viele Einwohner, darunter 500 Juden, kamen ums Leben. Das Städtchen ist gegenwärtig grösstentheils wieder erbaut und hat eine Bevölkerung von 5000 Seelen, deren Hälfte aus jüdischen Einwohnern besteht.

Ueber die Stadt Tiberia berichtet Josephus, dass sie im Jahre 110 vor der Zerstörung Jerusalems an dem See Genezareth, nahe bei den warmen Bädern, von Herodes Antipas gegründet wurde, der ihr zu Ehren seines Freundes und Gönners, des Kaisers Tiberius, diesen Namen gab. Nach dem Talmud Megillah nimmt sie die Stelle der ehemaligen Stadt Rakath ein. Herodes verpflanzte Einwohner aus allen Gegenden nach dieser neuen Stadt und bewilligte ihnen viele Privilegien; er erbaute hier seinen prachtvollen Palast und um diesen seine Residenzstadt mit Tempeln, Amphitheatern und Bädern. Am Kriege gegen die Römer nahm Tiberia auch bedeutenden Antheil, namentlich als Josephus den Oberbefehl in Galiläa hatte. Bei der Einnahme der Stadt belief sich die Zahl der Erschlagenen auf 6500, und Zwölfhundert, die entweder zu alt oder zu jung zur Arbeit waren, wurden noch ausserdem ohne Erbarmen hingerichtet. Nach diesen Vorfällen scheint Tiberia von weiterer Beunruhigung verschont geblieben zu sein. Man hat noch Münzen der Stadt

mit dem Namen der Kaiser Tiberius, Claudius, Trajan und Hadrian.

Nach der Zerstörung Jerusalems und der Vertreibung der Juden aus Judäa wurde Tiberia ein Asyl der Gelehrten. Der hohe Rath oder Sanhedrin, der zuerst nach Jabneh verlegt worden war, liess sich nach mehreren Uebersiedlungen in Zippori und später in Tiberia nieder. Dem Sanhedrin folgten die Nassiim, die bis zum Anfange des 5. Jahrhunderts hier ihren Sitz hatten; und so war Tiberia mehrere Jahrhunderte hindurch der Centralpunkt jüdischer Gelehrsamkeit. Hier lehrten die hervorragendsten Männer in den Synagogen und gründeten am Anfange des 3. Jahrhunderts eine hohe Schule, von der die Sammlung und schriftliche Abfassung der traditionellen Gesetze, die Mischna, ausging. Diese Schule blühte während einiger Jahrhunderte fort, obgleich auch in Babylonien Lehrhäuser gegründet wurden. Am Ende des 4. Jahrhunderts wurde in Tiberia der Talmud geordnet, der gewöhnlich Talmud Jeruschalmi, Talmud von Jerusalem, genannt wird, zum Unterschiede von dem Talmud Babli, Talmud von Babylon, welcher später aus der babylonischen Schule hervorging. Tiberia war auch damals der Ort, wo die berühmten Sprachforscher die, unter dem Namen Massora bekannte, grosse kritische Sammlung vollendeten, welche die h. Schriften seit dem 6. Jahrhundert für die Nachwelt in ihrer Integrität erhielt.

R. Benjamin von Tudela fand in Tiberia nur 50 Juden mit einem Rabbiner an ihrer Spitze; er spricht auch von einem jüdischen Friedhofe, auf welchem unter anderen das Grab des R. Jochanan war. Gegenwärtig zeigt man in der Nähe der Stadt mehrere Gräbstätten berühmter Männer und ausgezeichneter Gelehrten: nicht weit vom Thore das Grab des R. Jochanan und die Gräber des Raw Ama und Raw Aschi, etwa 20 Schritte weiter die Grabstätte des Maimonides (Rambam), weiter aufwärts einen Berg, in dem R. Akiba und seine Schüler ruhen, und unweit davon die Grabstätten

des R. Hamnuna Hasaken, des R. Meir Baal-Ha-Ness und des R. Sacharjah Hakana.

Die seit den ältesten Zeiten berühmten heissen Quellen, Hamam, bei Tiberia liegen eine halbe Stunde südlich von der Stadt, etwa 20 Schritte vom See entfernt und sind mit einem von Ibraim Pascha aufgeführten schönen Ueberbau versehen, welcher eine Vorhalle, einen Saal und Badestuben enthält. Aus vier Quellen fliesst das 48° R. heisse Wasser, welches scharf salzig und bitter schmeckt, einen schwefligen Geruch hat und einen röthlichen Bodensatz zeigt. Die vorgenommene Analyse dieses Wassers hat bis jetzt noch kein sicheres Resultat ergeben. Nach Russegger enthält es an Basen: Natron, Kalk, Talkerde und Kali, an Säuren: freie, schweflige Säure, Chlorwasserstoff- und Schwefelsäure. Nach andern analytischen Untersuchungen soll das Wasser viel hydrothionsaures Eisen und auch kohlensauren Kalk enthalten.

In medicinischer Beziehung gehören die heissen Wasser bei Tiberia zu den wirksamsten Mineralquellen. Oft hatte ich in Jerusalem Gelegenheit, die überraschend günstigen Erfolge von dem Gebrauche dieser Quellen in Gicht und rheumatischen Leiden, chronischen Hautübeln und manchen Unterleibskrankheiten wahrzunehmen. Zu diesen Erfolgen trägt auch die in Tiberia während einiger Monate gleichmässig herrschende hohe Hitze bei, die eine bedeutende Steigerung der Hautfunction und mächtige Anregung der Aufsaugung krankhafter Gebilde erzeugt. Es ist nur zu bedauern, dass die gegenwärtigen Communicationsmittel und die sonstigen Verhältnisse des Landes die fern wohnenden Kranken von dem Gebrauche dieser überaus heilsamen Quellen abhalten.

Was den weitern Lauf des Jordan betrifft, so schlängelt sich derselbe nach seinem Ausflusse aus dem Tiberiasee sehr stark und fliesst dann bald in der Nähe der westlichen, bald in der Nähe der östlichen Berge bis vor Sakut, Sukoth,

wo er mehr der Mitte des grossen Thales folgt. Zwischen der Gegend von Jericho westlich und dem Gefilde Moab östlich fliesst er wieder dem östlichen Thalrande, dem Gebirge Gilead, näher und mündet, dem Pisgagebirge mit dem Berge Nebo gegenüber, von welchem Moses das gelobte Land überschaute, in das todte Meer. Etwa 600 Schritte unterhalb des Punktes, wo der Jordan aus dem Kinereth herauskommt, befindet sich eine Furt dicht bei den Ruinen einer römischen Brücke, die auf zehn Bogen ruht. Zwei Stunden weiter sieht man die Ruinen einer anderen Brücke, Dschisr el-Medschamia genannt.

Der Jordan, dessen Wasser von thoniger Farbe, aber süss und wohlschmeckend ist, fliesst in einer starken Strömung, die in der Nähe des todten Meeres noch gewaltiger wird; je weiter der Strom nach Süden gelangt, desto breiter und tiefer wird sein Bett. So ist er unweit vom Kinereth 80 F., in der Nähe von Jericho 100, am Ufer des todten Meeres hingegen 200 bis 300 F. breit. Ebenso beträgt dessen Tiefe am Kinereth nur 6 bis 7 F., unweit Jericho und am todten Meere hingegen 10 bis 12 F. Diese Tiefe erlangt er bei seiner Anschwellung im Frühling, später aber ist er nur etwa 3 F. tief.

Die bei dem Durchzuge der Israeliten durch den Jordan im Buche Josua erwähnten Umstände entsprechen genau den Erscheinungen, die wir heute wahrnehmen. In der Bibel heisst es: Die Israeliten schritten „am zehnten des ersten Monats“ (Nissan) über den Jordan, der „über alle seine Ufer voll war, alle Tage der Erntezeit.“ Damals fand, wie noch jetzt, ein jährliches Anschwellen des Flusses im Frühling statt und damals wurde, wie noch jetzt, die Ernte während des April und im Anfange des Mai gehalten, wobei die Gerstenernte der Weizenernte zwei oder drei Wochen voranging. Was den Ort des Durchzuges betrifft, so entschied man sich in früheren Zeiten für eine bestimmte Stelle oberhalb Jericho und errichtete daselbst eine Kirche und zwölf

Steine, welche man als die von den Israeliten aus dem Jordan mitgebrachten bezeichnete. Die biblische Erzählung gestattet aber nicht, die Stelle so hoch hinauf am Jordan zu suchen, noch irgend einen Punkt zu bestimmen, denn wir lesen im Buche Josua: „Da standen still die von oben herabfliessenden Wasser, aufrecht standen sie, ein Damm; und die hinabflossen nach dem Salzsee, schwanden völlig, und das Volk zog hindurch nach Jericho zu.“ Während also das Wasser oben zurückblieb, floss das untere ab und liess das Bett nach dem todten Meere zu trocknen, so dass das Volk, welches sich auf mehr als zwei Millionen Seelen belief, nicht auf einen einzelnen Punkt beschränkt blieb, sondern an einem Theile des wasserleeren Bettes in gerader Richtung von den Gefilden Moabs nach Jericho hinüber gehen konnte.

Das Thal des Jordan, el-Ghor der Araber, läuft, nach Burkhardt, von Nordost nach Südwest und ist etwa zwei Stunden breit; in der Gegend von Jericho aber beträgt seine Breite vier Stunden. Die grosse Menge von Bächen, die von den Bergen herabkommen und grosse Teiche stehender Wasser bilden, erzeugen zwar an vielen Punkten einen üppigen Graswuchs, aber der grösste Theil des Bodens ist dürre Wüste, und nur einzelne Stellen werden von den Beduinen angebaut. Das Thal trägt nur wenige Bäume in den tieferen Thalrinnen, aber überall, wo Wasser ist, schiessen hohe Binsen und Rohr auf. Wo in der Ebene des Jordanthales tiefer liegendes Gestein sich zeigt, gehört dasselbe der weissen Kreide an; der grösste Theil des Thales ist mit Alluvien von Schutt und Sand bedeckt, zu denen die umliegenden Berge das Material liefern. Der Strand an der Nordküste des todten Meeres ist ganz eben und besteht aus einem von Salzen ganz durchdrungenen Lehmboden.

Mit der Oase von Jericho am Südende des Jordanlaufes zum todten Meere endet das Jordanthal, aber nicht das Ghor der Araber, welche mit dieser Benennung eine Ebene zwischen zwei Bergen bezeichnen und denselben Namen

noch für den Landstrich gebrauchen, der sich vom genannten Thale aus weiterhin durch das peträische Arabien bis nach Paran hinzieht.

Die ausgedehnte Ebene von Jericho, die einst wegen ihrer Balsamgärten und Palmenhaine so berühmt war, ist gegenwärtig zum Theil wüst, aber so beschaffen, dass sie, bei dem Ueberfluss an Wasser und bei der Hitze des Klimas, fähig wäre, durch Menschenfleiss ihre gepriesene alte Herrlichkeit wieder zu erlangen. Die heilige Schrift nennt sie die „Palmenstadt." Josephus schildert die Gegend als eine der fruchtbarsten in Judäa, als einen siebenzig Stadien langen und zwanzig Stadien breiten, mit schönen Gärten und Palmenwäldern bedeckten Landstrich. Unter vielen anderen tropischen Gewächsen war der berühmte Balsambaum, Opobalsamum, hier einheimisch, von dessen Balsam schon Alexander dem Grossen täglich eine Muschel voll gebracht wurde, mit dem Pompejus seinen Triumphzug schmückte, und dessen Schösslinge Cleopatra nach Aegypten bringen liess und zu Heliopolis einpflanzte.

Von allen diesen Gewächsen, welche einst die Ebene von Jericho auszeichneten, sind nur einige noch vorhanden. Die Palmenwälder sind fast ganz verschwunden, und den Opobalsam kennt man gar nicht mehr. Eine Art des Myrobalanum allein, der Zuckumbaum, Elaegnus angustifolius, kommt hier noch vor. Er ist ein dorniger, nicht grosser Baum, aus dessen Frucht der heutige Balsam von Jericho gewonnen wird. Von anderen hier wild wachsenden Bäumen findet man den Nubk oder Dom, Lotusbaum Aegyptens, den Seyal, der Gummi Arabicum hervorbringt, und den Ricinus. Die sogenannte Rose von Jericho ist daselbst nicht zu finden und hat auch nie um Jericho geblüht. Das Zuckerrohr, welches die Sarazenen hier pflanzten, ist auch verschwunden, und die zum Zwecke der Zuckerbereitung damals errichteten Mühlen liegen in Ruinen, die noch den Namen Tawahin es-Sukkar, Zuckermühlen, führen. Von Getreidearten gedeihen

hier der Weizen und die Gerste sehr gut. Die letztere wird schon Mitte April eingesammelt, und die Ernte des ersteren ist Mitte Mai vollendet. Mais wächst hier in zwei nach einander folgenden Jahren, ohne neu gesäet zu werden, aus denselben Wurzeln hervor und reift zur Ernte.

An der Stelle des alten Jericho liegt jetzt das armselige Dorf Ericha oder Richa, die Duftende, mit einem Kastell sarazenischen Ursprungs und mit einer kleinen Anzahl schlechter Hütten, in denen etwa 200 Menschen wohnen. Ausser den Ruinen einer Wasserleitung und dem Bruchstücke einer alten römischen Strasse sind noch viele andere Spuren antiker Bauten sichtbar. Was das Klima zu Jericho anlangt, so herrscht daselbst eine fast tropische Hitze, die im Sommer ungesund und besonders Fremden schädlich ist, die oft schon nach dem Aufenthalte von einer einzigen Nacht vom Fieber befallen werden.

Die alte Palmenstadt Jericho wurde nach der Eroberung durch Josua gänzlich zerstört, aber nachher wieder aufgebaut. Nach dem Exil kehrten ihre Einwohner zurück, und die Stadt wurde später von Bacchides befestigt. Auf seinem Zuge von Scythopolis nach Jerusalem zerstörte Pompeius Jericho. Herodes der Grosse befestigte die Stadt aufs Neue, nachdem er die Ebene Jericho von der Cleopatra, die das Land vom Antonius zum Geschenke erhalten, gepachtet hatte, schmückte sie mit Palästen, Theatern und Rennbahnen aus und beschloss sein Leben in Jericho. Späterhin wurde die Stadt von Archelaus mit noch grösserer Pracht geziert, aber darauf von den Römern während der Belagerung von Jerusalem wieder zerstört.

Von Jericho südwärts bis zum Nordende des todten Meeres schwindet jede Spur von Vegetation bis auf einzelne kleine Kräuter, und der Boden ist an vielen Stellen in der Nähe des Meeres mit einer weissen Salpeterkruste, an anderen wie mit Asche bedeckt.

Das todte Meer, der Salzsee, Asphaltsee, Bachr Lot,

Lots See, hat eine Länge von zehn, eine Breite von drei deutschen Meilen und ist im Osten und Westen zwischen Bergen von 2000 bis 3000 F. Höhe eingeschlossen und am südlichen Ufer von dem Thal Ghor begrenzt. Das Bassin des Meeres besteht aus zwei Theilen, einem grösseren nördlichen, über 1200 F. tiefen und einem kleineren südlichen, sehr seichten Becken, welche auf der Ostseite durch eine Halbinsel, el Mesraah, von einander geschieden und nur durch einen schmalen, seichten Kanal verbunden sind. Eine Furt führt von der Halbinsel durch den Kanal zur Westseite des Meeres.

Das Wasser hat eine grünliche Farbe, einen scharfen, salzigen, widerlich bitteren Geschmack und erzeugt Jucken auf der Haut. Salz, in dieses Wasser geworfen, bleibt unaufgelöst. In den Gewässern des todten Meeres befindet sich kein lebendes Wesen, kein Thier, keine Pflanze, und auf der Oberfläche sieht man keine Wasservögel, da hier Fische und andere ihnen zur Nahrung dienende Thiere gänzlich fehlen. Mikroskopische Untersuchungen zeigten dem Amerikaner Lynch keine Spur einer thierischen Materie, keine Infusionsthierchen.

Eine der Eigenthümlichkeiten des todten Meeres, die tiefe Lage seines Wasserspiegels unterhalb des Mittelmeeres, wurde erst im Jahre 1837, von Moore und Becke entdeckt. Nach ihnen betrug die Tiefe etwa 500 F. Spätere Messungen ergaben sogar einen Unterschied von 1351 F.

Eine . andere characteristische Eigenschaft des todten Meeres, die grosse Tragkraft seiner Gewässer, war schon den Alten bekannt; sie ist so bedeutend, dass auch ein des Schwimmens völlig Unkundiger hier ohne Schwierigkeit schwimmen kann. Diese Eigenthümlichkeit hat ihren Grund in der grossen specifischen Schwere des Wassers, die von der starken Auflösung verschiedener darin enthaltener Salze herrührt. Diese Schwere ist aber nicht in allen Theilen des Meeres gleich und ändert sich auch, je nach der Jahreszeit.

Eine ältere, von Prof. Gmelin in Tübingen vorgenommene, sehr genaue Analyse des Wassers ergab folgendes Resultat. Das Grundmass für das specifische Gewicht ist destillirtes Wasser zu 1000.

Specifisches Gewicht 1212.

Chlorcalcium	3,2141
Chlormagnium	11,7734
Brommagnium	0,4393
Chlorkalium	1,6738
Chlornatrium	7,0777
Chlormangan	0,2117
Chloralumium	0,0896
Salzsaures Ammoniak	0,0075
Schwefelsaurer Kalk	0,0527
	24,5398
Wasser	75,4602
Summa	100.

Das Wasser aus dem todten Meere ist daher das schwerste und salzigste auf der Erde.

Andere analytische Untersuchungen zeigten einen noch grösseren Salzgehalt. Die Differenz in den Resultaten lässt sich durch die Verschiedenheit des Ortes, aus dem das Wasser entnommen und der Jahreszeit, in der es geschöpft wurde, genügend erklären.

In dem tiefen Kessel des todten Meeres, der von hohen Klippen nackter Felsen umgeben und acht Monate im Jahre hindurch den unumwölkten Strahlen einer brennenden Sonne ausgesetzt ist, herrscht überall Unfruchtbarkeit und Todtenstille der Natur, und nur in den bewässerten Theilen, wie an den Quellen bei Jericho und anderen einzelnen Stellen, trifft man eine reichliche Vegetation an. Die Masse der Gebirge besteht aus Kalkstein; eine Ausnahme macht der Berg Usdum, der ganz von Steinsalz gebildet ist. Am nördlichen Ende des Meeres findet man einen schwarzen Stein, der sich

im Feuer entzündet und einen harzigen Geruch verbreitet. Schwefelstücke von der Grösse eines Eies und Salpeter in kleineren Stücken trifft man häufig an verschiedenen Theilen der Ufer.

Asphalt oder Erdharz findet sich in Stücken längs der Küste; zu gewissen Zeiten, besonders nach Erdbeben, erscheint Asphalt auf dem Meere in grossen Massen. Die Araber erzählen, dass Erdharz an einer steilen Felswand am östlichen Ufer hinabfliesse, bis eine grosse Masse zusammen gelaufen sei, die dann abbreche und in das Meer falle. Von diesem Erdharz, arabisch el-Humar, hebräisch Chomer, ist in den ältesten Zeiten die Rede. Schon zu der Zeit des Kedorlaomer, Königs von Elam, „war das Thal Siddim voll Quellen Erdharz." Dies war noch vor der Zerstörung Sodoms und Amoras, als das Land noch blühte „wie ein Garten des Ewigen, wie das Land Mizraim, bis gen Zoar."

In Folge der starken Ausdünstung aus dem See setzen sich seine Salze an den Ufern an und bilden weisse, wie Eisflächen aussehende Stellen, denen die Araber ihren Salz bedarf entnehmen. Einzelne kubische, ganz isolirte Salzkrystalle wurden durch Lynchs Sondirungen aus den grössten Tiefen des Meeres von dessen schlammigem Boden emporgehoben.

Ausser dem sehr grossen Salzgehalte des todten Meeres befinden sich noch in dessen nächster Umgebung bedeutende Steinsalzlager, unter denen der schon erwähnte Berg Usdum am Südende des todten Meeres, den die Araber Hadschr Usdum, Stein von Sodom, nennen, am merkwürdigsten ist. Der Berg, ein schmaler Rücken längs dem Ufer, mit einer zwischen 100 bis 150 F. wechselnden Höhe, ist in seiner ganzen Masse ein fester Körper von Steinsalz. Er ist zwar mit Schichten von Kalkstein bedeckt, so dass er das Ansehen gewöhnlicher Felsen hat, jedoch bricht die Salzmasse sehr oft hervor und zeigt an den Seiten in 40 bis 50 F. hohen und mehreren Hundert F. langen, senkrechten Fels-

wänden reines krystallisirtes Steinsalz. Längs dem Ufer liegen grosse, von oben abgebrochene Klumpen und Blöcke wie Felsen. Diesen Charakter behält der Berg seiner ganzen Länge nach, in einer Strecke von etwa zwei deutschen Meilen, bei. Die Wände einer Höhle mit Gängen im Berge bestehen aus reinem Steinsalz.

Die Meinung der Geologen, dass die Uebersättigung des jetzigen todten Meeres mit Salzen keine ursprüngliche sei, entspricht der Schilderung der Gegend, die wir in der heiligen Schrift finden. Die mit einem Garten und dem Lande Aegypten verglichene Gegend bis gen Zoar, welche Lot zu seiner Ansiedelung bei Sodom bewegen konnte, muss in der Nähe eines süssen, die Umgebung befruchtenden Gewässers, nicht aber eines salzigen, alle Vegetation vernichtenden Sees gewesen sein. Daher ist die Ansicht, dass der jetzige Charakter des Meeres erst nach der grossen Katastrophe von Sodom sich gebildet hat, als vollkommen begründet zu betrachten. Auf die furchtbare Entstehungsgeschichte des jetzigen todten Meeres weisen auch die bis heute noch im Andenken des Volkes erhaltenen alten Namen: Sodom in Usdum, Chomer in el-Humar und Lot in der Benennung Bachr Lot hin. Ebenso war die von der Zerstörung verschont gebliebene Stadt Zoar bis zum Mittelalter bekannt und wird von Edrisi erwähnt.

Die Ufer des todten Meeres sind, wie schon erwähnt, überall unfruchtbar, und nur an Stellen, wo Quellen fliessen, trifft man fruchtbaren Boden. Dies ist der Fall in Ain Dschidi, En Gedi des Hohenliedes, am Westufer des Meeres, wo die schöne Quelle Ain Dschidi mit einem reichen Strom süssen Wassers sprudelt, und ein üppiges Dickicht von Bäumen und Sträuchern, die einem südlichen Klima angehören, den Boden bedeckt. Unter den Bäumen bemerkt man die arabischen Gummi-Akazien Seyal und Semr, wie die Fistaak, Oscher und andere. Der Oscher, Asclepias gigantea, ist ein 10 bis 12 F. hoher Baum, welcher in Pa-

lästina nur an den Ufern des Salzmeeres vorkommt und die von Josephus erwähnten Sodomsäpfel trägt. Diese Frucht hat von aussen Aehnlichkeit mit einer Apfelsine, ist aber fleisch- und saftlos. Sie ist hauptsächlich mit Luft gefüllt, platzt leicht und zeigt im Innern nur eine kleine Hülse, die etwas zarte Seide enthält.

Südlich von En Gedi liegt Sebbeh, ein pyramidenförmiger, steil aus dem todten Meere aufsteigender und vereinzelt stehender Felsen, auf dessen abgestumpftem Gipfel in der kleinen, unzugänglichen Ebene die Ruinen der alten und berühmten jüdischen Festung Masada sich befinden, in deren Mauern der letzte schreckliche Act der grossen Tragödie des jüdischen Krieges sich abspielte. Diese von dem Maccabäer Jonathan erbaute Citadelle befestigte Herodes der Grosse als eine Zufluchtsstätte für sich selbst noch mehr und machte sie unzugänglich. Nach Josephus lag die Festung auf einem hohen, das todte Meer überragenden Felsen, der von tiefen Abgründen umgeben, für Menschen und Thiere unersteigbar war, ausgenommen auf zwei in den Felsen gehauenen Zickzackpfaden. Die von Herodes ausgeführte Mauer hatte 38 Thürme zur Vertheidigung eines oberen Raumes von sieben Stadien im Umfange, in dessen Mitte ein Palast mit Säulen, Hallen, Bädern und kostbaren Gemächern erbaut war. Zur Wasserversorgung wurden grosse Cisternen angelegt, und, um einer Hungersnoth vorzubeugen, wurde ein Theil des Bodens bebaut und die ganze Feste mit einem ausserordentlichen Vorrath von Proviant versehen; zur Vertheidigung wurden in Magazinen und Arsenalen Waffen aufbewahrt, die für eine Besatzung von 10,000 Mann ausreichen sollten. Nach der Zerstörung Jerusalems waren nur noch Masada, Herodium und Machaerus die einzigen, den Römern nicht unterworfenen, Festungen. Die beiden letzteren wurden darauf durch List genommen und Masada wurde belagert. Die Römer zogen eine Mauer um die Citadelle, führten einen hohen Damm auf, und auf diesem einen anderen, mit einem

sehr hohen Thurme, um von da aus durch Belagerungsmaschinen die Festung anzugreifen. Da die Besatzung keine Rettung mehr sah, so weihte sie sich, auf den Rath ihres Anführers Eleasar, dem Tode durch eigene Hand und wählte zehn Mann aus, die Alles niederstossen sollten. Auf diese Art kamen 960 Personen mit Weibern und Kindern um, darauf tödtete einer der letzten Zehn die anderen 9 Ueberlebenden, steckte die Festung in Brand und gab sich zuletzt den Tod auf den Leichen seiner Genossen. Nur 2 Frauen und 5 Kinder entkamen dem schrecklichen Blutbade.

Was die Beschiffung des Jordan und des todten Meeres anlangt, so geschieht sie jetzt weit seltener als es in alten Zeiten der Fall war. Zu Vespasianus' und Titus' Zeiten, berichtet Josephus, wurden so bedeutende Seeschlachten auf dem Kinereth zwischen den römischen Legionen und jüdischen Kriegern geliefert, dass der See vom Blute der Getödteten roth gefärbt wurde. Die der Uebermacht weichenden jüdischen Landesvertheidiger wurden im Jordanthale bis in die Fluthen des Salzsees verfolgt, und um Jericho kam es zu neuen blutigen Kämpfen, in denen viele Tausende den Tod fanden. Bei der Mündung des Jordan in den Salzsee war der Fluss so von Leichen bedeckt, dass die Fahrt der Barken dadurch gehemmt wurde. Die geringe Zahl der überlebenden Juden floh durch das Meer in die Grenzfeste Machaerus, wo auch sie vom Schicksal erreicht wurde; denn gleich darauf belagerten die Römer diese Festung, nahmen sie durch List und metzelten die ganze Besatzung nieder.

Seit jenen Begebenheiten ist keine weitere Beschiffung des Salzsees bekannt. Erst in neuerer Zeit sind von Europäern und Amerikanern Versuche einer Schifffahrt auf dem todten Meere gemacht worden. Die erfolgreiche Expedition der Regierung der Vereinigten Staaten von Nordamerika zur Beschiffung und Erforschung des Jordansystems nebst der Aufnahme von Sondirungen des todten Meeres fand im

Jahre 1848 unter dem Oberbefehl des Lieutenant Lynch statt. Sie erreichte Anfangs April die syrische Küste und legte mit zwei Metallbooten den schweren Landweg von Akka nach Tiberia in einigen Tagen zurück, so dass man am 10. April die Ausfahrt aus dem Kinereth beginnen konnte. Die Durchschiffung des Jordan dauerte neun Tage und auf dem Salzsee verweilte man 22 Tage.

Niveaumessungen zwischen dem Kinereth und dem Salzsee ergaben folgende Resultate:

Spiegel des Kinereth	722	Fuss
Jordanspiegel bei Beisan	1027	„
„ am Wadi Faria . . .	1097	„
„ am Wadi el-Abyad . .	1211	„
Spiegel des Salzsees	1351	„

unter dem Mittelmeere.

Diese grosse Einsenkung des Jordan, des Kinereth, des Salzsees und des Ghor oder Tiefthales der Araber vom Libanon bis Akaba am rothen Meere, die tiefste Spalte der Erde, welche A. von Humboldt als „ein Phänomen, das ohne seines Gleichen auf dem ganzen Erdball dasteht", bezeichnet, wird von den Geologen als Folge vulkanischer und plutonischer Wirkungen einer grauen Vorzeit angesehen. Die häufigen, heftigen Erdbeben, die Basaltgänge und heissen Quellen in der Umgebung des Kinereth und des Salzsees, die Asphaltlager im Hasbeyathale, um und in dem Salzsee, die Schlacken, Laven und Tuffmassen sind Erscheinungen, welche zur Bestätigung dieser Ansicht dienen.

Diese Meinung stimmt auch überein mit der Schilderung in der h. Schrift von dem Untergange Sodoms und Amoras; „Der Ewige liess regnen auf Sodom und Amora Schwefel und Feuer vom Himmel und kehrte diese Städte und das ganze Thal um; und Abraham blickte hin auf die Fläche von Sodom und Amora und auf die ganze Fläche des Landes im Thale und sah Rauch aus der Erde aufsteigen, wie Rauch

eines Ofens", woraus ersichtlich ist, dass bei dieser Katastrophe grosse vulkanische Umwälzungen des ganzen Thales und plutonische Phänomene stattfanden, mit welchen die Depression und auch der heutige Charakter des Jordanthales und des todten Meeres ohne Zweifel eng zusammenhängen.

II.

Klimatologie.

Die meteorologischen Erscheinungen in Palästina nehmen im Allgemeinen einen so regelmässigen Kreislauf, dass schon die Alten uns sichere Nachrichten darüber hinterliessen, welche mit den heutigen Beobachtungen ganz übereinstimmen. So sind uns die Trockenheit der Luft und die fast beständig wolkenlose Heiterkeit des Himmels während des Sommers schon aus uralter Zeit bekannt. Nur durch ein Wunder konnten auf das Gebet des Propheten Samuel hin Donner und Regen im heissen Sommer zur Zeit der Weizenernte erscheinen. Auch von dem Winterregen wissen wir von der ältesten Zeit her und nicht weniger von dem Laufe der Winde um die Quadranten des Kreises und ihrem vorherrschenden Wehen im Sommer aus den östlichen und im Winter aus den westlichen Weltgegenden. Aber an genauen meteorologischen Beobachtungen, welche den Anforderungen der modernen Wissenschaft entsprechen, ist die Geschichte arm; es liegen bis jetzt nur einzelne Bruchstücke vor, die kein vollständiges Resultat gewähren.

Licht und Wärme.

Aus der Stellung Jerusalems zur Ekliptik leuchtet ein, dass Morgen- und Abenddämmerung hier von bedeutend kürzerer Dauer sein müssen, als in höheren Breiten. Der Un-

terschied der Längen hat eine Differenz von 2 Stunden $1^1/_2$ Minuten in der Zeit zwischen Paris und Jerusalem zur Folge.

Der längste Tag hat 14 Stunden 10 Minuten, der kürzeste 9 Stunden 50 Minuten. Bemerkenswerth ist, dass die Bewohner Jerusalems, wie die alten Israeliten und die anderen Morgenländer, die erste Stunde mit dem Untergange der Sonne zählen — eine Stunde nach Sonnenuntergang ist bei ihnen 1 Uhr, zwei Stunden nach Sonnenuntergang 2 Uhr u. s. w. — und nach abgelaufenen 12 Stunden fortfahren, abermals 12 Stunden zu zählen. Sie haben also nur bei Tag- und Nachtgleiche ihren Mittag in der Mitte des Tages wie wir, an den anderen Tagen des Jahres aber wechselt derselbe, jenachdem der Tag länger oder kürzer ist. Geht z. B. an einem 14 Stunden langen Tage die Sonne bei ihnen um 10 Uhr Morgens auf (= 5 Uhr bei uns) und um 12 Uhr Abends unter (= 7 Uhr bei uns), so tritt ihr Mittag, den sie immer um 6 Uhr nach ihrer Stundeneintheilung annehmen, um 1 Uhr nach unserer Rechnung ein, und so verstreichen vom Sonnenaufgang bis zum Mittag acht, und von da bis zum Sonnenuntergange nur sechs Stunden. An einem kurzen Tage stellt sich der entgegengesetzte Fall ein, der Nachmittag ist dann länger als der Vormittag.

Die Trockenheit und Wärme der Luft und die daraus entstehende Dünne derselben erlauben den Lichtstrahlen freien Durchgang; die nackten Kalkgebirge und der ausgetrocknete Culturboden vermehren die Rückstrahlung. Erde, Pflanzen und Thiere baden sich in Strömen von Licht; zur Nachtzeit erscheint der Himmel an allen Punkten von funkelnden Sternen besäet, die bis an die äussersten Grenzen des Horizontes reichen.

Die Wärme zeigt natürlich nach den Jahreszeiten eine ziemlich bedeutende Verschiedenheit. Man kann aber ihr Sinken auf ein Minimum, eine Stunde vor Sonnenaufgang,

und ihr Steigen auf ein Maximum, gegen 2 Uhr Nachmittags, zu allen Jahreszeiten als Regel annehmen.

Den Gang der Wärme beobachtete ich während 12 Monate, von April 1861 bis März 1862, um 6 Uhr Morgens und gegen 2 Uhr Nachmittags. Aus diesen Beobachtungen ergab sich folgendes Resultat:

Réaumur°.		Mittel der Minima.	Mittel der Maxima.	Mittel der Temperatur im Ganzen.
April	1861	11,8	16,2	14
Mai	„	15,3	19,7	17,5
Juni	„	17	21	19
Juli	„	18,9	22,5	20,7
August	„	19	24	21,5
September	„	18,6	22	20,3
Oktober	„	17,9	21,1	19,5
November	„	12	16,4	14,2
December	„	8,5	12,9	10,7
Januar	1862	7,1	9,9	8,5
Februar	„	7,2	10,8	9
März	„	9,8	13,6	11,7
Mittel		13,6	17,5	15,55

Die mittlere Temperatur des Jahres war der Durchschnittszahl der Temperatur in den Monaten April und Mai ähnlich. Der niedrigste Wärmegrad war am Anfange des Februar: + 2,8°, der höchste in der zweiten Hälfte des August: 29° im Schatten, 46° in der Sonne.

Einen grösseren Zeitraum umfassende Beobachtungen wurden von Dr. Barclay gemacht. Die mittlere Temperatur, nach Fahrenheit berechnet, war nach den Monaten folgende:

Jahr	Jan.	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	Aug.	Sept.	Oct.	Nov.	Dec.
1851						72,8	79,8	78,2	75	72,3	67	53,3
1852	49,6	52,1	56	62,2	69,6	73,8	78	78	74,1	76,6	62,7	55,3
1853	51,4	60,4	60,2	64	77,6	77,3	78	80	80,2	74,9	61,1	52,9
1854	49,6	50,8	51	58,1	74,1	76,9	80,8	80,9	77,3	72,9	64,3	56,6
1855	47,1											
	49,4	54,4	55,7	61,4	73,8	75,2	79,1	79,3	77	74,2	63,8	54,5

Mittlere Jahrestemperatur 66,5°. Ein einziges Mal erreichte das Thermometer 92° im Schatten, 143° in der Sonne; sein niedrigster Standpunkt war 38°.

Aus Dr. Toblers Beobachtungen vom 31. November 1845 bis zum 18. März 1846 ergab sich der niedrigste Wärmegrad im Januar: + 3° R.; der höchste im März: 18° und eine durchschnittliche Temperatur von 8° und etwas darüber.

Nach Mahlmann war bei einer ein ganzes Jahr, vom Juni 1843 bis Mai 1844, angestellten Temperaturbeobachtung der höchste Stand des Thermometers im Juni 79° F., der niedrigste im Februar 35° und die mittlere Temperatur des Jahres 62,46°.

Im Allgemeinen ist die Temperatur in den Monaten Juni bis Mitte Oktober am höchsten und im Januar und Februar am niedrigsten. Es kommen aber auch häufig Jahre vor, in denen die Wärme schon Ende April unter der Herrschaft des Südwestwindes einen hohen Grad, 22 bis 24°, erreicht. Die anhaltende, grosse Hitze beginnt im Juni, steigt im Laufe des Sommers bis auf 32° und ausnahmsweise auch noch höher. Es sind Beispiele einer so ausserordentlichen Hitze bekannt, dass Kinder durch das Berühren eines an einem heissen Sommertage der Sonne einige Zeit ausgesetzten metallenen Gegenstandes sich an den Händen Blasen brannten. Der hohe Wärmegrad dieser Jahreszeit wird, besonders bei

dem oft wehenden heissen und trockenen Südostwind, den Bewohnern sehr empfindlich, da auch die Nacht nur wenig Kühlung bringt; der Aufenthalt in der Stadt wird dann dem Fremden, der aus einem gemässigten Klima kommt, fast unerträglich; es ziehen daher diejenigen Europäer, welche im Stande sind die Stadt zu verlassen, während der heissen Monate nach den umliegenden Dörfern oder bringen diese Zeit ausserhalb der Stadt unter Zelten zu. Die Wärme des Sommers rückt gewöhnlich weit in den Spätherbst hinein, und auch noch im November, nachdem der Frühregen das nach Wasser lechzende Land erquickt hat, bringen die Südwestwinde wieder warme, milde Tage, so dass diese Zeit oft die angenehmste des ganzen Jahres ist.

Beim Uebergange des Sommers in den Winter fällt gewöhnlich das Thermometer in wenigen Tagen auf 10—12°. Es fällt auch in der kalten Jahreszeit nur höchst selten unter Null; daher sind Eis und Schnee nur seltene, nicht alle Jahre vorkommende Erscheinungen. In einem besonders kalten Jahre sieht man manchmal in den Strassen an nassen, der Sonne nicht ausgesetzten Stellen eine äusserst dünne Eiskruste, die aber sehr bald schmilzt; der Erdboden jedoch gefriert niemals. Die kalte Temperatur des Winters ist übrigens nicht anhaltend; es kommen auch in der Mitte dieser Jahreszeit Tage vor, in denen die Wärme bis 14° R. steigt. Der Winter ist aber, wenngleich nicht streng, doch für die Bewohner, die gegen seine Wirkungen keinen hinreichenden Schutz haben, sehr fühlbar. Bedenkt man, dass bei der eigenthümlichen Bauart der Häuser alle einzelnen Wohnräume unmittelbar in den offenen Hof münden, und die gewöhnlich nicht gut schliessenden Thüren und Fenster dem Winde freien Durchgang gestatten, und dass Oefen nur mit bedeutenden Umständen und Kosten aufzustellen sind, das Feuer auf dem Kohlenbecken aber denen, die nicht daran gewöhnt sind, bedeutende Nachtheile für die Gesundheit bringt, so ist nicht zu leugnen, dass der Winter in Je-

rusalem zu den Unannehmlichkeiten gehört, denen der Europäer hier ausgesetzt ist. Der Frühling ist nur kurz, und der Uebergang des Winters in den Sommer erfolgt gewöhnlich mit einer rapiden Steigerung der Temperatur.

Luftdruck.

Genaue barometrische Beobachtungen, die, während eines grösseren Zeitraumes angestellt, zur Bestimmung des Luftdruckes beitragen könnten, fehlen bis heute. Ich beschränke mich daher auf die Erwähnung der schon längst gemachten Beobachtung, dass das Barometer sich in den letzten Tagen des Mai auf 18″ fixirt und bis October sich gar nicht verändert. Ein starkes Fallen des Barometers kündigt den ersten Regen eine Nacht vor seinem Eintritte an.

In Beziehung auf die Dünne der Luft ist bemerkenswerth, dass der Schall in der Umgegend von Jerusalem sich leichter fortpflanzt und auf eine grössere Entfernung hinaus vernehmbar ist, als bei uns. Auf dem Berge Zion stehend, vernimmt man ein sehr lautes Geräusch von dem unten ziemlich entfernt liegenden Dorfe Siluan her. Auf Reisen in der Umgegend hört man des Nachts das Heulen der Schakale in weit entfernten Gegenden und die laute Stimme eines Mannes in einer Distanz von einer halben Stunde. Aus demselben Grunde haben auch die Lichtstrahlen einen freieren Durchgang und die Atmosphäre eine sehr grosse Durchsichtigkeit, wodurch das Sehen fernerer Gegenstände auch mit unbewaffnetem Auge bedeutend erleichtert wird.

Feuchtigkeit.

Das Klima von Jerusalem hat die besondere Eigenschaft, dass der Sommer sehr trocken, dagegen der Winter ausserordentlich feucht ist; daher zeigt das Hygrometer zu verschiedenen Zeiten sehr bedeutende Differenzen. Die Monate December, Januar und Februar sind am feuchtesten. Man

sieht in dieser Zeit bei einer dem warmen Westwinde folgenden kalten Witterung die Feuchtigkeit in Tropfenform auf den Mauern stehen und herabfliessen. Die während des Winters mit Feuchtigkeit gesättigten Wände der Häuser decken sich in Folge des Verdampfens der Flüssigkeit mit einer aus Salpeter und Kalk bestehenden Kruste, nach deren Auflösung die Sole manchmal durch die Dachkuppel und die Wände sickert.

In Jerusalem wie in ganz Palästina giebt es während des Sommers nur wenig Wolken und gewöhnlich gar keine atmosphärischen Niederschläge in Form von Regen. Monate lang ist der Himmel wolkenlos und unausgesetzt heiter. Anfangs August, mit dem Steigen des Nil, ziehen zwar leichte Wolken von Südwest am Horizonte herauf, sie bringen aber keinen Regen, und das Land bleibt, obgleich von einem reichlichern Thau einigermassen erfrischt, bis zum Eintritt der Regenzeit in anhaltender Dürre. Das Lagern eines starken Nebels im Terebinthenthale bei Jerusalem wird von den Einwohnern als ein Zeichen des frühen Eintritts der Regenzeit angesehen.

Der erste Regen, Frühregen, Joreh, genannt, erscheint in gewöhnlichen Jahren gegen Ende October und dauert einige Tage, zuweilen auch mit kurzen Unterbrechungen acht bis vierzehn Tage, hört dann eine unbestimmte Zeit lang ganz auf, fängt nun gewöhnlich wieder an, bleibt aber auch manchmal bis März ganz aus. Die Annahme, dass der Regen einen gewissen Typus beobachte, und man nach dem Vorübergehen von zwei bis fünf Regentagen sicher sein kann, acht Tage bis drei Wochen vom Regen verschont zu bleiben, kann ich nicht bestätigen. Der Regen fällt im Laufe des Winters sehr unregelmässig und bindet sich weder an Monate, noch an Tage, und nur im Allgemeinen kann man sagen, dass er in den Monaten December bis Februar am häufigsten, früher und später aber viel seltener ist, was jedoch nicht als Regel anzusehen ist; denn es kann auch einen

schönen Januar und Februar und einen regenreichen März geben. Der Regen wird meistens von Westwinden herbeigeführt, und der Regentropfen fällt daher am häufigsten in einer schiefen, von der Luftströmung abhängenden, östlichen Richtung auf die Erde. Nach dem Regen folgt der Ostwind, durch welchen die Atmosphäre ganz rein und klar wird. Uebrigens vergeht im ganzen Winter fast kein Tag, an dem nicht kürzere oder längere Zeit die Sonne erscheint, und noch seltener kommt es vor, dass die Sonne zwei Tage nacheinander unsichtbar bleibt. Der Spätregen, Malkosch, beginnt gewöhnlich Ende März mit Ungestüm, hält mit Unterbrechungen bis Mitte April an und wiederholt sich auch ausnahmsweise noch Anfangs Mai.

Die Zahl der Regentage in einem Jahre ist ungleich, ebenso verschieden ist auch das Quantum des Regens. Je mehr es zur rechten Zeit regnet, desto segensreicher ist das Jahr, daher begrüssen die Bewohner Jerusalems einen starken Regen mit derselben Freude, wie der Aegypter das Steigen des Nil, und wenn die Felder hinreichend bewässert und die Cisternen, die den Haushalt ein ganzes Jahr lang mit Wasser versorgen sollen, gefüllt sind, überlässt sich das Volk in seiner Herzensfreude den verschiedenartigsten Belustigungen; dagegen ist beim Ausbleiben des Regens die Betrübniss allgemein, und die Bekenner aller Confessionen verrichten Gebete, um vom Himmel einen segensreichen Regen zu erlangen. Von solchen regenarmen Jahren, die Misswachs und Theurung mit sich führen, werden die Bewohner von Palästina nicht selten heimgesucht. In der neuern Zeit sind die Jahre 1831 und 1852 als solche bekannt, in denen in Jerusalem gar kein Regen fiel; der Preis des Weizens stieg in einem unerhörten Grade, und der Jammer der von Hunger und Durst geplagten Bewohner war grenzenlos. In späterer Zeit wiederholten sich die regenarmen Jahre mehrere Male, in denen zwar Regen, aber nicht in hinreichend fruchtbringender Menge fiel.

Aus den von Dr. Macgowan von 1846 bis 1856 gemachten pluviometrischen Beobachtungen ergab sich das Resultat, welches hier in Uebersicht, nach Zoll berechnet, beigefügt ist:

Monate	184⁶/₇	184⁷/₈	184⁸/₉	184⁹/₅₀	185⁰/₁	185¹/₂	185²/₃	185³/₄	185⁴/₅	185⁵/₆
Oktober	4	0	0	—	0	0	0	0	3,8	0
November	6,4	0	0,2	—	6,4	0	1,8	6	0	1
December	0	19	16	—	33,8	15,2	9,4	12,4	6,4	3,2
Januar	9,8	24,6	19,4	—	14,6	13,6	4,2	13,2	32,6	17,6
Februar	32,8	5,8	13,2	—	24	25	4	20	13	10,2
März	6	0	11,8	—	4	8,8	21,4	24,2	8,8	24,8
April	0	0,2	0	—	2,2	0	1,2	10,8	2,4	0,6
Mai	0	1,4	0	—	0	2,4	2	0	0	0
Total jährl.	59	51	60,6	—	85	65	44	86,6	67	57,4

Schnee ist, bei dem in Jerusalem nur selten vorkommenden Sinken der Wärme unter Null, eine nicht häufige Erscheinung. In den meisten Jahren sieht man gar keinen Schnee. Zuweilen jedoch erstarrt der Regen zu Schnee, wie dies aus frühern und spätern Zeiten bekannt ist. Die Geschichte theilt mit, dass Sultan Selim bei seiner Reise durch Palästina im December 1517 in Jerusalem in später Stunde ankam und die Opferstätte Abrahams und die Gräber der Propheten noch in der Nacht besuchte. Es hatte den ganzen Tag so geregnet, dass kaum eine trockene Stelle auf einem Felsen zum Verrichten der Gebete gefunden wurde; am folgenden Tage, der durch einen starken Schneefall ausgezeichnet war, ging Selim von Jerusalem nach Hebron. Ein italienischer Reisender im 14. Jahrhundert berichtet, dass er unweit des Dorfes Brem, in der Umgegend von Jerusalem, eine Ruine gesehen und auf einem Steine die hier in Uebersetzung folgende hebräische Inschrift gelesen: „Staunet nicht,

wenn im Nissan (April) Schnee fällt, wir haben solchen schon im Siwan (Juni) gesehen.“ Im Jahre 1743 fiel in Jerusalem ausserordentlich viel Schnee, und die Kälte soll damals so gross gewesen sein, dass in der Gegend von Nazareth 25 Menschen erfroren. Während meines Aufenthaltes in Jerusalem sah ich einige Mal unbedeutenden und schnell vorübergegangenen, nur ein einziges Mal, im Februar 1858, einen so bedeutenden Schnee, dass die Erde an manchen Stellen 2 F. hoch von demselben bedeckt war, und er einige Tage liegen blieb. Der in einem besonders kalten Jahre vorkommende Schnee fällt gewöhnlich von Mitte Januar bis Mitte März, und zwar fast nie mehr als einmal während eines Winters.

Thau fällt in der Umgegend von Jerusalem sehr reichlich und trägt viel zur Befruchtung des Landes bei. Die Thaubildung ist besonders während des Sommers sehr stark. Im Juni ist sie noch nicht sehr bedeutend, nimmt aber in den Monaten Juli, August und September derart zu, dass der Thau des Nachts, ähnlich wie ein mässiger Regen, eine bedeutende Nässe erzeugt; im October nimmt sie ab, ist aber auch später keine seltene Erscheinung. Bemerkenswerth ist, dass die Thaubildung hier nicht nur bei ruhiger Luft stattfindet, sondern auch bei bewegter. Die Ostwinde begünstigen, die Westwinde beschränken sie.

Winde.

Jerusalem hat in seiner Lage nur in Ost und Südost in dem höheren Oelberge einen Schutz, der die Winde in ihrem geraden Anzuge aufhält und dieselben einigermassen geschwächt in die Stadt gelangen lässt, ist aber gegen Süden, Westen und Norden offen. Die Lufströmung hat daher auf diesen Seiten einen freien Spielraum, und die Stadt wird in allen Jahreszeiten von den in Palästina herrschenden Winden häufig heimgesucht.

Die Winde sind im Allgemeinen periodisch; Nordwest während des Herbstäquinoctiums, vom November bis Februar Nordwest, West und Südwest, dann Süd und Südwest. Die östlichen folgen im Juni, und später beginnen die Nordwinde, mit der alltäglichen Drehung um die ganze Windrose, nach dem Aufgange der Sonne von Osten anhebend. Der Nordwest weht gewöhnlich drei Tage, mitunter auch mehr, bis sieben Tage und dreht sich oft nach Ost, worauf schönes Wetter folgt. Die Westwinde wehen manchmal mit grosser Heftigkeit und haben ein Sinken der Temperatur und gewöhnlich auch reichlichen Regen zur Folge; sie werden daher, besonders der West und Südwest, von den Arabern „Väter des Regens" genannt. Die Eigenschaft dieser Winde, Vorläufer des Regens zu sein, war schon im Alterthum bekannt. So spricht der Prophet Eliah in Erwartung des Regens zu seinem Knaben: „Gehe hinauf, schaue hin westwärts." Auf den Westwind folgt oft ein warmer Ostwind, der den Himmel aufheitert und den nassen Boden trocknet. Von den im Frühlinge sich einstellenden Südwinden ist besonders der aus Aegypten kommende Südwest lästig, er dauert aber nur einige Tage. Weit unerträglicher fällt der im Sommer wehende Südost, der an den Chamsin Aegyptens erinnert. Die Zeit seines Erscheinens ist die Mitte des Sommers, sie hat jedoch, gleich allen meteorologischen Perioden, keine genau bestimmten Grenzen. Der ungebetene Gast stellt sich bald früher, bald später ein und verweilt gewöhnlich 3 bis 4 Tage. Der Südost schweigt zuweilen schon den zweiten Tag, dehnt jedoch seine Dauer auch auf sieben Tage aus. Es giebt Jahre, wo er im Ganzen nur 4 Tage weht, und wieder andere, wo er mit verschiedenen Zwischenräumen 14 bis 20 Tage herrscht. Er entsteht gewöhnlich allmählig mit einer kaum merklichen Bewegung der Luft, um aber dann zum Sturme auszuarten; seltener erscheint er ganz plötzlich. Zuerst wird vor seinem Auftreten der Horizont in weiter Ferne matt grau, wie bestäubt; diese Färbung theilt sich all-

mählig den oberen Luftschichten mit, die nun ebenfalls sich verhüllende Sonne, ihrer Strahlen und ihres Glanzes beraubt, ertheilt dem Firmamente einen fahlen, röthlichen Wiederschein, und der Blick nach Osten gegen das jenseits des todten Meeres liegende arabische Gebirge zeigt eine düstere Aussicht in eine wie entzündet scheinende Atmosphäre. Gewitterstille herrscht durch die Luft, die nun allmählig in Bewegung geräth und Alles mit Sand und Staub bedeckt, mit aller Macht braust der Wind einher und treibt sein Wesen oft mit ausserordentlicher Heftigkeit, bis die Spannung, in welche Luft und Erde gegenseitig gerathen sind, gehoben wird. Dieser heissbrennende Wind belästigt die Menschen in sehr hohem Grade und veranlasst sie, sich wo möglich in ihre Wohnungen zurückzuziehen. Eine noch nachtheiligere Wirkung übt dieser Wind auf die Pflanzen auf dem Felde aus, die durch seinen Hauch verdorren. Eine wohlthuende Fürsorge der Natur ist es, dass von Juni an ein Nordwind sich öfters Nachmittags einstellt, der die hohe Temperatur etwas mässigt.

Elektricität und Magnetismus.

Aus den eben geschilderten Erscheinungen des Südostwindes ist es ersichtlich, dass ausser Hitze und Trockenheit hier noch ein ganz anderes Agens thätig sein muss, höchst wahrscheinlich das elektrische Fluidum. Mehr noch als diese Erscheinungen überzeugen uns davon die während des Windes angestellten Experimente am Elektrometer, welche eine bedeutende Menge von Elektricität in der Luft, anfangs negativ dann positiv, nachgewiesen. Andere genaue Beobachtungen über das Verhalten des elektrischen und magnetischen Fluidums fehlen uns.

Gewitter erscheinen in Jerusalem nur im Winter und sind oft von starkem Donner und Blitz begleitet, der auch manchmal einschlägt. Im Jahre 1815 waren sie besonders

stark, und ein Blitz schlug in die Omarmoschee auf dem Tempelberge ein. Während meines Aufenthaltes ist kein Fall von tödtlicher Wirkung des Blitzes zu meiner Kenntniss gekommen.

Hagel fällt im Winter öfter als Schnee, kommt aber nie so intensiv wie in westlichen Ländern vor und hat auch daher nicht solche zerstörende Wirkungen zur Folge, wie dies in den erwähnten Ländern zuweilen der Fall ist.

Der Vulkanismus hat in Palästina und im übrigen Syrien seine Heimath; es vergeht selten ein Jahr, in welchem nicht Zuckungen des Erdbodens verspürt werden. Aber auch von Erdbeben von grosser Heftigkeit und Ausdehnung, welche gewaltige Verheerungen anrichteten und sehr viele Menschen des Lebens beraubten, wurde nicht nur Jerusalem, sondern auch ganz Palästina schon sehr oft heimgesucht.

Das erste Erdbeben, dessen die heilige Schrift erwähnt, war zur Zeit des Königs Usia. Unter Herodes verwüstete ein Erdbeben Judäa und vernichtete das Leben von 10,000 Menschen. Ein anderes grosses Erdbeben fand zur Zeit des Kaisers Julian statt. Im Jahre 315 wurde die transjordanische Stadt Rabbat durch ein Erdbeben ganz zerstört. Heftige Erdbeben kamen in den Jahren 584, 746, 749 und 756 vor. Im Jahre 1033 wurde Palästina von einem grossen Erdbeben heimgesucht, es dauerte mit kurzen Unterbrechungen fast drei Monate, und viele Menschen in Jerusalem fanden dabei ihren Tod. In der Zeit des zweiten Abassiden, des Chalifen Abu Schafar el-Mansur wird von einem Erdbeben berichtet, das die Moschee el-Aksa auf dem Moriah in ihren Grundfesten erschütterte. Auch die Jahre 1105, 1114, 1120 und 1175, zur Zeit des Königreiches Jerusalem, erzählen von grossen Erdbeben in der h. Stadt. Nun schweigt die Geschichte bis 1758, in welchem Jahre durch eine heftige Erderschütterung Baalbeck zerstört wurde und in Zaphet Hunderte von Menschen das Leben verloren. Am 1. Januar 1837 ereigneten sich die neuesten furchtbaren Katastrophen,

welche Zaphet, Tiberia und viele Ortschaften der Umgegend vernichteten, und Tausenden von Menschen das Leben raubten.

In den letzten Jahren beobachtete man in Jerusalem häufig Schwingungen und Zuckungen des Erdbodens. Der Morgen des 21. September 1857 brachte ein zweimaliges, wohl über eine Minute dauerndes Erdbeben in der Richtung von Nordwest nach Südost. Der Tag war stark schwül. Den 24. October 1859 bemerkte man ½ Stunde vor Sonnenaufgang eine heftige Erschütterung, welche die in ihrer Ruhe gestörten Einwohner sehr erschreckte, aber keine weiteren nachtheiligen Folgen hatte.

III.

Flora.

Die Erzeugnisse des Bodens sind zwar jetzt nur sehr mässig, es unterliegt aber nicht dem mindesten Zweifel, dass in älteren Zeiten die Fruchtbarkeit des Bodens in Palästina ausserordentlich gross war. Schon die h. Schrift schildert mehrfach das Land Kanaan als von der Natur sehr gesegnet. „Ein schönes Land, ein Land der Wasserbäche, Quellen und Seen, die in der Ebene und auf dem Gebirge entspringen. Ein Land des Weizens etc. Ein Land, in dem du nicht kümmerlich dein Brod verzehren, und an nichts Mangel leiden wirst.“ Selbst Tacitus rühmt den herrlichen Boden von Judäa, der Früchte reife, wie sein Vaterland Italien, und mit Balsamgewächsen und hohen prächtigen Palmenhainen reich gesegnet sei. In einem ähnlichen Sinne sprechen sich noch viel spätere Autoren aus. In der neueren Zeit aber findet man in dieser Beziehung sehr von einander abweichende Berichte. Manche Schriftsteller und Reisende schildern das Land als eine Einöde, als einen Boden, der weder vormals zur Cultur fähig war, noch jetzt zum Anbau tauglich sei. Bei denjenigen Reisenden, welche nicht zu den principiellen Gegnern des h. Landes gehören, wird wohl die kurze Dauer ihres Aufenthaltes im Lande während einer der Vegetation ungünstigen Jahreszeit die Ursache ihres, der Wirklichkeit nicht entsprechenden Urtheils sein.

In den Ebenen ist der Pflanzenreichthum sehr gross. An der Küste des Mittelmeeres zeichnen sich in dieser Beziehung das Thal Saron und die Gegend am Karmel aus. In der Nähe des Tabor befinden sich prächtige Laubwaldungen, die zur Zierde des Landes und zum Nutzen der Bewohner dienen. Auf den brachliegenden Gefilden in der Ebene von Isreel und auf den Hochebenen von Galiläa gehen viele Arten des Getreides, als wilde Nachkommen der vormaligen Saatfelder, in grosser Menge von selber auf und bezeugen, welch herrliches Getreideland einst Palästina gewesen. In einem noch grösseren Grade fällt die Fruchtbarkeit an den Ufern des Merom- und des Tiberiassees, im Jordanthale und am Saume der Wüste ins Auge.

Im Gebirge ändert sich freilich die Scene, man sieht daselbst sehr häufig die Abhänge mit kahlen, ihrer vormaligen grünen Hülle fast ganz beraubten Felsen, nur hie und da mit mächtig wucherndem Gesträuch bedeckt; allein dies ist nur eine natürliche Folge der Vernachlässigung der Bodencultur in einem von tausendjährigen Kriegen entvölkerten Lande, und es ist mit Sicherheit anzunehmen, dass es fleissigen Händen gelingen könnte, auch den meisten Bergabhängen durch Aufführung von Mauern zum Schutze der Erdschichte ihre vormalige Fruchtbarkeit wiederzugeben. Einen solchen Terrassenbau nimmt man noch jetzt in der Nähe von Jerusalem und in einigen andern Gegenden des Landes wahr; an vielen Orten finden sich auch noch Reste ehemaliger Schutzmauern vor. Aus diesen alten, von grossen Steinen am Fusse jetzt verödeter Berge aufgeführten Mauern folgerte man, dass der Fleiss im Landbau bei den alten Einwohnern sehr gross gewesen. Ein älterer Autor (Belon) sagt in dieser Beziehung Folgendes: „Das terrassenartig angebaute Felsenland ist ein Beweis von dem ehemaligen Fleisse der Israeliten, welche dieses steinige Erdreich so schön bearbeitet und urbar gemacht haben. Diese Mauerarbeit, welche sich seit die Israeliten Herren von Jerusalem waren, bis

jetzt noch erhalten hat, lässt uns erkennen, welchen Fleiss und welche Kosten sie angewendet haben müssen, und lässt uns auch von ihrer ehemaligen Grösse etwas fühlen.“ Die cultivirten und mit Pflanzen, besonders mit Baumgewächsen bedeckten Bergabhänge würden auch die Verwandlung der aus dem Meere aufsteigenden Wasserdämpfe in Regen bedeutend befördern und die regenlosen Jahre viel seltener machen, wie dieses in früheren Zeiten der Fall gewesen zu sein scheint, und so ihrerseits zur allgemeinen Fruchtbarkeit des Landes viel beitragen.

Aus dem Vorstehenden ersieht man, dass der Boden noch heute in hohem Grade fruchtbar ist, und dass nur die Menschenhand fehlt, die die üppige Erde pflegt und ihr Samenkörner und Pflanzungen anvertraut, um dem heiligen Lande die Fähigkeit wieder zu verleihen, eine starke Bevölkerung von mehreren Millionen zu ernähren. (S. phys. Geogr).

Die Jahreszeiten, in denen die Pflanzen Palästinas wachsen und reifen, sind verschieden. Gräser und Kräuter fangen im Herbst nach dem Frühregen zu wachsen an und reifen im Mai oder Anfangs Juni. Bäume und Sträucher dagegen treiben und wachsen im Frühling und Sommer und reifen ihre Früchte meistens im Herbst, wie in westlichen Ländern, nur mit dem Unterschiede, dass sie viel früher als bei uns, manche schon im Januar, Knospen treiben, und ihre Blätter erst sehr spät im Herbste abfallen.

Eine Ausnahme von dieser Regel machen die künstlich bewässerten Gärten, welche das ganze Jahr hindurch grünen und zu jeder Zeit Gartengewächse erzeugen. Die Bewässerung geschieht vermittelst eigener von Pferden oder Kameelen bewegter Maschinen, die zuerst das Wasser aus den während des Winters mit Regenwasser gefüllten Cisternen in die Höhe bringen und dann in die daneben liegenden grossen Behälter ergiessen, welche am Boden eine mit einem Zapfen geschlossene Oeffnung haben. Beim eigentlichen Bewässern zieht man den Zapfen heraus und lässt

das Wasser durch kleine Kanäle in die Beete des Gartens fliessen.

Das Pflügen des üppigen Bodens geschieht mit einem sehr leichten Pfluge, der von mageren Rindern oder auch von einem Esel mit einem kleinen Ochsen gezogen wird. Nachdem die Erde mit dem Pfluge einmal aufgelockert worden ist, wird das Säen und darauf das eigentliche Ackern vorgenommen, wodurch das Eggen überflüssig wird. Nach dem Abschneiden des Getreides beschäftigen sich die Armen mit der Nachlese, und die kleinen Garben werden auf den Rücken von Eseln oder Kameelen nach den Dreschplätzen gebracht. Als Dreschtenne dient eine dem Winde von allen Seiten zugängliche Bodenstelle unter dem freien Himmel. Auf die zerstreuten Garben tritt das Vieh im Kreise herumgehend, bis die Aehre nur noch Spreu zeigt, und das Samenkorn von der Hülse getrennt ist. Das Korn wird alsdann mit Schaufeln in die Luft geworfen, wodurch der Wind die Spreu von dem Samen entfernt. Das Getreide wird, bei kleineren Quantitäten, in mannshohen, bauchigen Töpfen von 2 F. Durchmesser, welche in der Wohnstube aufgestellt sind, aufbewahrt; grössere Quantitäten dagegen werden in unterirdischen, cisternenähnlichen Magazinen oder in den in Felsen gehauenen Höhlen aufgespeichert.

Von der noch nicht vollständig erforschten Flora der Umgegend von Jerusalem finden hier nur die bekanntesten Pflanzen in einer dem Zwecke dieser Schrift entsprechenden kurzen Fassung Erwähnung.

Der Oelbaum (al Situn) ist der häufigste Baum im Lande. Er wird sehr alt, erreicht eine Höhe von etwa 30 F. und zuweilen eine Dicke von 15 bis 18 F. Seine Blätter sind breiter und heller als die der anderen, zu dieser Art gehörigen Bäume; er wird daher für eine Abart der Olea europea gehalten. Er blüht Anfangs Mai und bringt nur kleine Früchte, deren Oel durch nachlässige Bereitung dem in der Provence und in Italien gewonnenen nachsteht.

Der Feigenbaum (al Thin) ist nach dem Oelbaume der häufigste und gedeiht sehr gut. Die Frucht erreicht zwar nicht die Grösse derjenigen von Smyrna, ist aber von besonders angenehmem Geschmack und würzhafter Süssigkeit. Die dürren Früchte (al Gragra) sind weniger schmackhaft.

Der Mandelbaum (al Loz) kommt nicht selten vor, besonders ist er in der Nähe von Hebron häufig zu treffen. Er ist der erste Baum, dessen Blüthe vor dem Spätregen, in manchen Gegenden schon im Januar, erwacht.

Den Granatapfelbaum (al Rimun) sieht man in den Gärten Jerusalems; er trägt sehr zahlreiche Früchte, von denen zwei Arten, eine süsse und eine saure, vorkommen.

Den Johannisbrodbaum (al Charub) findet man ziemlich häufig in der Umgegend. Seine Früchte sind saftlos und nicht besonders angenehm schmeckend.

Paradiesapfel- (Ethrog, al Athrundsch), Orangen- (al Portugal) und Citronenbäume (al Limun) sind in den Gärten der Umgegend überaus zahlreich. Die Früchte haben einen sehr angenehmen und erquickenden Geschmack. Die Paradiesapfelbäume werden nicht gepfropft, und ihre Früchte erreichen oft nach vollkommner Reife ein Gewicht von 12 Pfd. Citronen giebt es sowohl süsse als saure. Apfel- (al Thappach), Birn- (al Andschas) und Pfirsichbäume (al Farsk) waren in früherer Zeit zahlreicher als jetzt.

Maulbeerbäume (al Tuth) sind ziemlich häufig und gedeihen sehr gut, wie man dies in einem ausgedehnten, in der Nähe des Jaffathores liegenden Garten, wahrnehmen kann. Der Baum trägt Blüthen im April. Der früher blühende Seidenbau war eigenthümlich und von anderer Art als in Spanien und Italien. Man band die Zweige der Bäume zusammen und legte die kleinen schon kriechenden Würmer, sie ihrem Schicksale überlassend, auf die Bäume. Anfangs Mai wurden die Würmer in ein Tuch gewickelt und im Busen der Frauen gewärmt. Heutzutage ist der in ganz Syrien cultivirte Seidenbau in Jerusalem ganz vernachlässigt.

Der Maulbeerfeigenbaum (al Dschimis) ist höher und stärker als der gewöhnliche Feigenbaum. Seine Frucht wächst unmittelbar aus dem Stamme, reift früher als die Feige, hat aber keinen eigentlichen Feigengeschmack und ist nicht gut geniessbar.

Dattelpalmen (al Thamar) wachsen ebenso im Innern der Stadt, wie in der Umgegend, sie reifen aber ihre Früchte nicht. In Jericho und in der Gegend des todten Meeres waren in früherer Zeit zahlreiche Palmbäume, von welchen noch jetzt einige Exemplare existiren, mit Datteln von bester Qualität. Zum Gebrauche am Laubhüttenfeste werden nur die jungen, in demselben Jahre getriebenen, Palmzweige genommen; die ältern haben getrennte Blätter und sind daher unbrauchbar.

Cypressen (al Sarui) giebt es in der Stadt auf dem Moriah, an Begräbnissstätten und in Gärten, wo sie von Menschenhand gepflanzt und gepflegt werden. Ehemals gab es auch Cedern (al Ars).

Die Terebinthe (al Butem) kommt nur einzeln vor. Sie trägt eine den grünen Erbsen ähnliche, aus kleinen Körnern bestehende Frucht (al Bŭtan), die einen säuerlichen Geschmack besitzt.

Der Weinstock (al Anab) wird in der Gegend von Jerusalem sehr fleissig gepflanzt, und alles mehr felsige, zum Ackerbau nicht geeignete Land wird zum Weinbau verwendet. Man sieht überall Weingärten, die vortrefflich gedeihen, und trifft manchmal Reben an, die sich so weit ausbreiten, dass unter ihrem Schatten 30 Menschen bequem sitzen können. Die Reben stehen in den nicht besonders sorgfältig gepflegten Gärten weit auseinander und werden nicht beschnitten. Die zahlreichen Trauben sind ausserordentlich gross und erreichen gewöhnlich ein Gewicht von 2 bis 4, manchmal 8 bis 10 und ausnahmsweise auch 12 Pfund. Von dem Jahre 1633 wird berichtet, dass man im Thale Sorek eine weisse Traube sah, welche mehr als 24 Pfund wog,

ein Factum, das an die Frucht erinnert, welche die Kundschafter aus dem h. Lande mitbrachten, von der es heisst: „Und sie trugen die Traube zu Zweien auf einer Stange.“ Die weit auseinander stehenden Beeren haben zuweilen die Grösse kleinerer Wallnüsse. Der Wein ist vortrefflich und feurig; den besten findet man in Hebron; bei der hohen Temperatur des Klimas aber verdirbt er leicht, daher sind alte Weine, die man zum Behufe der Conservirung tief in die Erde vergraben muss, nur selten. Die Reife der Trauben und ihre Lese fällt in den September. Die im Allgemeinen keinen Wein trinkenden Moslemin benutzen die Trauben zur Bereitung von Rosinen und zu der eines Syrups (Dybs), welche ziemlich bedeutende Exportartikel bilden.

Rosen (al Wardi), rothe und weisse, wachsen von selbst und sind besonders im Thale Saron in Menge vorhanden, sehr viele finden sich auch in Gärten angepflanzt. Aus den weissen Rosen wird durch Maceration und Destillation ein sehr wohlriechendes Rosenwasser gewonnen. Zur Bereitung des Rosenöls ist ein sehr bedeutendes Quantum dieser Blume erforderlich; aus einem Centner Rosen gewinnt man etwa 2 Loth Rosenöl. Von andern Sträuchern findet man in den Gärten verschiedene strauchartige Sorten des Rhamnus und den indischen Feigenstrauch (cactus ficus indicus), aus dessen ½ Elle langen, ¼ Elle breiten und 1 Zoll dicken Blättern, unmittelbar aus dem Rande derselben, eine eigrosse Frucht wächst, welche in der stacheligen Schale einen saftigen und angenehm kühl schmeckenden Kern enthält.

Als wildwachsende Pflanzen in der nächsten Umgebung Jerusalems sind vorzüglich bekannt: Eisenkraut (Berbana), Vergissmeinnicht (Kamedre), Bocksbart (Fobbe), Wegwart (Lesan), Kamillen (Bebunidsch), Dosten (Zathar), Thymian (Jofa), Malve (Kosbeh), Mohn (Koskah), Salbei (Merimiah), Münze (Pahna), Mauerkraut (Dscheseze), Frauenhaar (Kusbarah el-Bir), Hundsgras (Andschil), Rosmarin (Asserbani),

Süssholz (Suss), Andorn (Kriah), Petersilie (Bagdanus), Meerwermuth (Barieh).

Die Umgegend von Jerusalem entbehrt ausser dem Schmucke der Wälder auch der Mannichfaltigkeit der europäischen Wiesengründe: nicht als ob die Wiesenpflanzen dort nicht gedeihen würden; allein die nothwendig künstliche Bewässerung im Sommer würde ihre Unterhaltung zu kostspielig machen. In der mehr entfernten Umgebung erscheinen auf den Hügeln und Hochebenen Waldungen, welche den Wallnuss- und Azerolbaum, den Lorbeer, die Arten der Pistazien, Terebinthen und Eichen, sowie die baumartigen Sorten des Rhamnus, den Cederwachholder, manche Arten der Thymeläen, Pinien und Fichten, als selbstständige Erzeugnisse des Bodens enthalten.

Unter den Getreidearten nimmt der Weizen (al Chanta oder al Kamch), aus dem allein Brot bereitet wird, die erste Stelle ein; er wächst in grosser Menge, und seine besten Sorten kommen aus dem transjordanischen Lande und auch aus der diesseitigen Gegend des Jordan. Die Gerste (al Seeir) wird weniger angebaut und findet nur als Futter der Thiere Verwendung. Ebenso die Arten der Moorhirse, Durah sayfeh, Durah gaydi und Durah dimiri, welche sämmtlich Varietäten des Holcus sorghum sind. Reis (Aruz) von rother Farbe wächst im Jordanthale. Von Hülsenfrüchten baut man die Kichererbse (Hommos), die ägyptische Bohne (Gischrang gaya), die Erbsen (Bisilleh) und die Linsen (Adas). Unter den Gemüsearten sind besonders die Hibiscusarten häufig, als Bamia Towileh, Bamia beledi und Wayka; sehr allgemein ist in den Gärten die Artischocke (Kharschuf) so wie der Salat (Khus); in feuchten Gegenden die Wassermelone (Batik) und die Gurke (Chiar). Der Anbau der Kartoffeln (Kalkas frandschi) ist von Europäern hie und da mit nicht besonderm Erfolge versucht worden.

Die Baumwollenpflanze (al Koton), die Färberröthe

(al Fuah), der Taback (al Dudan) und das Zuckerrohr (al Kassab Mas) werden in günstigen Gegenden angebaut.

Das Reifen der Früchte folgt in nachstehender Ordnung: Knollenwurzeln und Kohl im Januar, Zuckerrohr im März, Gerste Ende März und Anfangs April, Tamarisken, Artischocken und Bohnen im April, Ernte des Weizens im Jordanthale und Reife der Aprikosen im Mai, Ernte der Getreidearten im ganzen Lande und Reife der Pfirsiche und Pflaumen im Juni, Aepfel, Birnen, Wasser- und Zuckermelonen und Stachelfeigen im Juli, Feigen, Johannisbrod und theilweise die Trauben im August, der Rest der Trauben, Granatäpfel, Mandeln und Limonen im September, Oliven und Datteln im Oktober, Orangen und die süssen Limonen im November.

IV.

Fauna.

Wie im Pflanzenreiche die Zahl der Arten nicht reichlich erscheint, und die Entwickelung der Individuen in Folge mangelhafter Bodencultur beschränkt ist, so findet man auch im Thierreiche analoge Erscheinungen. Es ist aber unzweifelhaft, dass in alter Zeit die Verhältnisse auch für das Thierreich günstiger als jetzt waren. Das erste Buch der Könige theilt von dem Haushalte König Salomo's Folgendes mit: „Es war der Speisebedarf Salomo's für einen Tag: Dreissig Kor Kernmehl, und sechzig Kor Mehl; zehn feiste Rinder, und zwanzig Rinder von der Weide, und hundert Schafe; ohne die Rehe, und Hirsche, und Jachmor, und das gemästete Federvieh. Und Salomo hatte vierzigtausend Raufen für Pferde zu seinen Wagen", eine Schilderung, die sicherlich keinen Mangel an Thieren zu damaliger Zeit vermuthen lässt. Bei den jetzigen Zuständen des Landes aber, besonders bei dem von einer unstrebsamen, schwachen Bevölkerung nur nachlässig betriebenen Feldbau und der dadurch erfolgten Beschränkung der Production vegetabilischer Nahrung, ist die Vermehrung gewisser Thierklassen direkt gehindert und auch die wechselseitige Erhaltung der übrigen Thiere sehr beschränkt. Der Mangel an Weideplätzen lässt keine Vermehrung der grösseren Hausthiere zu; das Fehlen bedeutender Wälder bedingt nicht blos die Abwesenheit der grössern wilden Thiere, sondern auch den Mangel an

Singvögeln; und der Umstand, dass die Flüsse selten sind und die meisten derselben im Sommer austrocknen, lässt keine grosse Menge von Wasser- und Sumpfthieren aufkommen.

Ehe ich zu dem wichtigsten Theile der Fauna, zu den Hausthieren, übergehe, kann ich die schon längst gemachte Beobachtung nicht unerwähnt lassen, dass in Palästina alle Thiere, selbst die wilden, einen ruhigeren und sanfteren Charakter haben, als in anderen Ländern. Nicht blos die lange und beständige Gewöhnung an den Umgang mit Menschen, sondern auch das Klima und die Lebensverhältnisse mögen viel zu dieser natürlichen Zähmung beigetragen und das Temperament der Thiere zu einem phlegmatischen gestimmt haben.

Das Rind (al Bakar) ist klein, mager und schwach. Die Farbe ist gewöhnlich röthlich, und die Haare sind struppig. Die Rinder von Galiläa übertreffen an Schönheit und Grösse diejenigen von Judäa. Im Allgemeinen ist die Arbeitskraft dieser Thiere nur mittelmässig. Man nimmt gewöhnlich an, dass ein Ochse in Palästina in einer bestimmten Zeit kaum die Hälfte der Arbeit zu verrichten fähig sei, die ein europäischer in gleicher Zeit vollbringt. Das Rind wird lediglich zum Ackerbau benutzt, nämlich zum Pflügen, zum Dreschen des Getreides und ausserdem zum Ziehen der Wasserräder in den Gärten. Auch die Kühe dienen hauptsächlich zum Ackerbau, weniger zur Milchlieferung, da sie ohnehin nur wenig und nicht besonders gute Milch geben. Man schlachtet nur selten Rinder; auch ist ihr Fleisch sehr zähe und geschmacklos.

Der Büffel (al Dschamusch) kommt in der Gegend der Meeresküste vor und ist grösser und fetter als das Rind. Seine Milch und sein Fleisch sind schmackhafter als beim Rinde.

Das Kameel (al Dschemal) hat gelbgrauliche Farbe und erreicht eine viel höhere Statur und einen grössern Umfang

als das arabische. Alle schweren und voluminösen Lasten hat es zu tragen und nur selten wird es zum Pflügen verwendet. Obwohl es im Allgemeinen sehr sanfter Natur ist, sieht man doch Ausnahmen von dieser Regel. Seine Milch und sein Fleisch essen die Einwohner. Das Dromedar (al Adschin) ist nur mit einem langen Höcker versehen und kleiner als das Kameel. Als guter Läufer auf ebenem, sandigem Boden, aber schlechter im Gebirge, kommt es sehr selten nach Jerusalem.

Die Ziegen (al Dschidi) haben ohne Ausnahme lange Hängeohren. Die Ziegenmilch wird allgemein als Nahrungsmittel und zur Butterbereitung benutzt. Das Fleisch giebt den Bewohnern tägliche Nahrung; das ziemlich feine Haar dient zur Verfertigung von Bekleidungsstoffen und das Fell, besonders der Ziegen aus der Gegend von Hebron (Dschidi Mamri), zur Herstellung von Schläuchen, in welchen Wasser, Oel und Milch transportirt wird.

Das Schaf (al Charub) kommt sehr zahlreich vor und ist von mittlerer, oft auch von ausserordentlicher Grösse. Seine Farbe ist gewöhnlich weiss und nur selten braun. Die Meisten dieser Thiere haben einen etwa 6 Zoll dicken, 12 Zoll breiten und langen, acht bis zehn Pfund schweren Fettschwanz, welcher ein gut schmeckendes Fett abgiebt, das dem einer Gans ähnlich ist. Das Fleisch ist wohlschmeckend und wird in den Häusern der Bemittelten dem Fleische der übrigen Thiere vorgezogen.

Das Pferd (al Faras) zeichnet sich, wie die gesammten Einhufer, durch seine vortrefflichen Eigenschaften aus. Das einheimische Pferd ist von mittlerer Statur, gewöhnlich rothbrauner Farbe, und unterscheidet sich vom edlen Araber durch dickere Knochen, weniger ausgebildete Muskeln und Sehnen, einen längeren Kopf und rauheres Haar. Sein Charakter ist im höchsten Grade gutmüthig; es ist im Verhältnisse zu seinem Körper kräftig, ausdauernd und äusserst genügsam. Die Araber füttern ihre Pferde während des Tages

nur ein oder zweimal mit Gerste und Häckerling und geben den Thieren nur sehr wenig Wasser. Das Pferd, welches früher nur zum Reiten und hie und da zum Lasttragen gebraucht wurde, zieht heutzutage den Pflug und die Wasserräder.

Der Esel (al Chmar) ist klein und von graubrauner Farbe. Er ist von ausserordentlicher Güte und Ausdauer. Der Maulesel (al Bagla) hat eine seinen Erzeugern entsprechende, kleine Statur und dient, wie der Esel, nicht nur als Last- und Zugthier, sondern auch häufig zum Reiten, und bei den dortigen schlechten Gebirgswegen ist diese Art der Fortbewegung auch die zweckmässigste und sicherste.

Das Schwein (al Chansir) ist, wie bekannt, dem Moslem höchst zuwider und daher nur wenig zu finden. Dagegen ist das wilde Schwein auf dem Tabor und an den wald- und buschreichen Abhängen des Karmel häufiger zu treffen, wo es an Garten- und Feldfrüchten Verheerungen anrichtet.

Der Hund (al Kelb) ist ein verwahrloster, magerer Schäferhund. Der Reinlichkeit wegen, welche die Cisternen ganz besonders erfordern, werden die Hunde nicht in das Haus aufgenommen, daher schwärmen sie, wie überall im Orient, herrenlos durch die Strassen, ohne jedoch die Vorübergehenden zu belästigen. Bemerkenswerth ist, dass, obwohl die Hunde fast beständig der Hitze ausgesetzt sind und sehr oft nicht genug Wasser finden, ihren Durst zu löschen, dennoch die Hundswuth bei denselben fast nie ausbricht. Die Katze (al Kata) ist nicht gross, hat sehr kurze Haare und einen spitzen Kopf. Aus demselben Grunde, wie bei den Hunden, werden auch die Katzen nicht als Hausthiere gehalten.

Der Panther (al Nimer) und die Hyäne (al Tebbe), beide nur selten auf dem Gebirge Galiläas vorkommend, so wie der Wolf (al Dsib), der Schakal und der Fuchs (al Schag) bilden die Reihe der im Ganzen nicht zahlreichen

wilden Thiere. Der Hirsch (al Tabi) und die Gazelle (al Gasl) und andere Arten des Geschlechts der Antilopen durchschwärmen die Gegend von Ramleh, am Jordan und am Tabor. Der Igel (al Komput) ist dem gemeinen europäischen ähnlich und kommt in der Nähe von Tiberia vor. Der Hase (al Arneb) ist nicht sehr häufig; dagegen sind die Kaninchen zahlreicher, von denen zwei Arten, eine kleinere (al Awawi) und eine grössere (al Wabr), vorkommen. Die Ordnung der Nager ist durch die Blindmaus, Ratte und Maus (al Far) stark vertreten.

Von den Amphibien verdienen Erwähnung: Das Krokodil (al Buda), welches im Nahr Serka, in der Nähe von Caesarea, sich aufhalten soll, die Schildkröte (al Selchefi), das Chamäleon, einige Arten Eidechsen, von denen eine kleinere (al Abubrisch) in den Wänden der Wohnzimmer sich aufhält, Frösche (al Akruk) und Schlangen (al Chivi). Die letzteren sind nicht häufig und gehören zu den ungiftigen Thieren.

Ziemlich zahlreich sind die grossen Raubvögel von dem Geschlechte der Geier (al Ekab), Falken (al Zada) und Adler (al Nisr). Die Geschlechter der Eulen umziehen die ewigen Ruinen, und häufig hört man in Jerusalem des Nachts den Klageton der Nachteule (al Bus). Raben (al Kak), Wachteln (al Kuta) und Schwalben (al Senuna) findet man in grosser Anzahl. Wilde und zahme Tauben (al Chamam) und Hühner (al Dik) vervollständigen die Reihe der am meisten verbreiteten Vogelarten. Wilde Enten trifft man am See Kinereth und die Nachtigall in der Ebene von Jericho.

Die Insekten finden zahlreiche Vertreter in Spinnen und Skorpionen; unter den geflügelten Insekten sind die Grillen, Heuschrecken, Kakerlaken, Bienen und Wespen, und von den Schmarotzerthieren Fliegen, Schnaken u. dgl. reichlich vertreten. Der Skorpion (al Akrab) ist zwar nicht grösser, als eine grosse Spinne; aber den-

noch ist sein Biss tödtlich. Die Eingebornen rösten den nach dem Stiche eingefangenen Skorpion in Oel und legen dieses auf die Wunde, was sie als das einzig sichere Mittel gegen den Stich betrachten. Auch der Biss des häufig vorkommenden Vielfuss (al em arba we-arbain), der manchmal eine Grösse von 12 bis 15 Zoll erreicht, ist unter Umständen gefährlich. Das Thier frisst sich sehr fest in die Haut des Menschen ein und kann nur mit Schwierigkeit wieder entfernt werden; zu diesem Behufe legt man eine glühende Kohle auf das Thier, worauf dasselbe abfällt. Die Biene (al Nachal) kommt häufiger wild als in Bienenkörben vor; ihr Honig ist wohlschmeckend.

Die Heuschrecken (al Dschardi) sind gefährliche Gäste, die manchmal in so grossen Massen das Land überziehen, dass sie die ganze Oberfläche der Erde bedecken und in weniger Zeit alles Grüne des Feldes vernichten. Diese Plage Syriens wiederholt sich öfters zum grossen Schaden des Landes. In unserem Jahrhundert, in den Jahren 1818, 1821, 1838, 1845, 1847 und 1866 haben ungeheuere Züge dieser Insekten grosse Verheerungen angerichtet. Im Mai des letztgenannten Jahres war ich Augenzeuge einer solchen furchtbaren Erscheinung. Ein ungeheures Heer von Heuschrecken kam von Nordwest und überzog die Gegend in so grosser Masse, dass der Boden von denselben ganz bedeckt wurde. Nicht nur die Umgegend von Jerusalem und das Innere der Stadt, sondern auch die innern Räume der Häuser und sogar alles Geschirr in der Küche war von den Insekten überfüllt. Die Heuschrecken, deren Länge von 1 bis 6 Zoll wechselte, hatten eine grünliche Farbe, vier Flügel und sechs Füsse, von welchen zwei länger als die übrigen und mit einer Säge von scharfen Spitzen versehen waren. Unermesslich war der Schaden, den diese Insekten durch Vernichtung der Feldfrüchte anrichteten. Mit unglaublicher Gewandtheit hatten sie in kürzester Zeit alles zerstört. In weniger als $^1/_4$ Stunde hatten sie alles Laub in dem zu

meinem Hause gehörigen Garten total abgefressen und sogar die in den Zimmern befindlichen grünen Fenstervorhänge vernichtet. Alle Verscheuchungsversuche scheiterten an der Zähigkeit dieser zahllosen Zerstörer, und nur der Rauch des von Dorfbewohnern in der Nähe der Gärten angezündeten Feuers war im Stande, sie einigermassen abzuhalten; an allen anderen Stellen aber trieben sie ihr Wesen, bis sie Tags darauf ein Ostwind in das mittelländische Meer stiess.

V.

Geschichte der Stadt.

Die viertausendjährige Geschichte der heiligen Stadt ist sehr reich an ausserordentlichen Erscheinungen und beispiellosen Ereignissen, welche durch keine materiellen Gründe, sondern einzig und allein durch das Walten einer geistigen Kraft sich erklären lassen. Jerusalem, in der Mitte des Gebirges Juda, fern von allen grossen Verkehrsstrassen erbaut, im Osten und Westen durch Meere, im Norden durch beschwerliche Felspfade und im Süden durch Einöden von der übrigen Welt getrennt, ohne reiche Fluren, ohne Flüsse und fast ohne alle Wasserquellen, war dennoch Jahrtausende hindurch der Zankapfel der Völker des Orients und Occidents; Hebräer, Syrer, Aegypter, Babylonier, Assyrer, Meder, Perser, Griechen, Römer und Araber kämpften der Reihe nach um den Besitz der Stadt, und in späterer Zeit gab dieser den Anlass zu einem gewaltigen Kriege zweier Erdtheile, der fast zwei Jahrhunderte lang den Boden Palästinas mit Blut tränkte. Die Stadt, schon zwölfmal von Eroberern zerstört, aber immer wieder restaurirt, hat sich trotz aller Katastrophen bis auf die Gegenwart erhalten; und obwohl weder durch Handel und Reichthum, noch durch Kunst und Glanz ausgezeichnet, ist ihr allgemein gefeierter Name unter allen Städten der Welt der am meisten ausgebreitete auf der Erde, an den immer heisse Gefühle hoher Verehrung und ewige Erinnerungen einer glorreichen Vergangenheit geknüpft sind.

Schon die im Laufe der Zeiten vielfach umgewandelten Ortsbenennungen geben ein Bild im Kleinen von den zahlreichen Wechselfällen und besonders von den häufigen Veränderungen der Herrschaft, welchen Jerusalem unterworfen war. Die ältesten, von den Kanaanitern der Stadt beigelegten Namen waren Salem und Jebus; nach der Eroberung durch König David nannte man sie Stadt Davids oder Stadt Zion und später Jeruschalajim, Jerusalem, Hierosolyma, Solyma. Der von den Römern nach Zerstörung der Stadt errichteten Colonie wurde der Name Colonia Aelia Capitolina beigelegt. In Folge der Eroberung durch die Araber entschied sich die Bevölkerung für den Namen Bet el-Mokades, Haus des Heiligthums, auch Kods esch-Scheriff, die edle Heilige oder Kods-Mobarek, die gesegnete Heilige, später El-Kods die Heilige; doch blieb besonders zur Zeit des fränkischen Königreichs der Name Jerusalem allgemein gebräuchlich, welcher in manchen Sprachen eine verschiedene Form annahm, wie bei den Chaldäern Jeruschlem, bei den Syrern Urschlem, bei den Arabern Uraschalim oder Uraslim, und bei den Italienern Gerusalemme. Die jetzigen Syro-Araber nennen die Stadt nicht anders als El-Kods die Heilige.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, die ganze ereignissreiche Geschichte Jerusalems zu besprechen; ich werde daher nur die wichtigsten Begebenheiten der Geschichte der Stadt nach der Zerstörung durch Titus berühren. Die geschichtlichen Nachrichten in Betreff der Bewohner werden bei der Betrachtung derselben ihren Platz finden.

Josephus entwirft von der Belagerung und Zerstörung Jerusalems im Jahre 70 durch Titus ein Gemälde in sehr düsteren Farben mit furchtbaren Schattirungen von Krankheiten, Hungersnoth und Todtschlag. Zuerst brach die Pest aus, darauf kam die Hungersnoth, zuletzt das Schwert, so dass während der Belagerung mehr als eine Million Menschen umkamen. Der Tempel und die Stadt, fast gänzlich zer-

stört, boten einen schreckenerregenden Anblick dar. Ersterer ward verbrannt, und die Mauern beider, mit Ausnahme eines kleinen Theils, dem Erdboden gleichgemacht. Ein vorübergehender Wanderer, sagt Josephus, würde nicht geglaubt haben, dass der Ort je bewohnt gewesen sei.

Um das Jahr 130 kam Hadrian nach Palästina. Es konnte ihm nicht entgehen, dass die Juden, welche sich scheinbar ruhig verhielten, nur auf eine Gelegenheit warteten, das hart drückende römische Joch von sich abzuschütteln. Er glaubte daher, Vorsichtsmassregeln treffen zu müssen; er verordnete die Zerstreuung des Ueberrestes der Juden nach allen Richtungen, liess Jerusalem wieder aufbauen und auf's Neue befestigen und legte in die Stadt eine starke Garnison, die jeden etwaigen Aufstand unterdrücken sollte.

Sobald aber Hadrian um das Jahr 132 den Orient verlassen hatte, brach die lang unterdrückte Glut des Unwillens in eine helle Flamme des Aufstandes der Juden unter Anführung Barcochba's aus. Barcochba bemächtigte sich Jerusalems, welches erst nach einem harten Kampfe wieder in die Hände der Römer fiel. Ein Befehl Hadrian's untersagte von nun an den Juden, sich der Stadt zu nähern. Im Jahre 136 feierte Hadrian seine Vicennalia, sein zwanzigstes Regierungsjahr und gab, nach dem herkömmlichen Gebrauch, bei solcher Gelegenheit Städte zu gründen, oder auch bestehenden Städten neue Namen zu geben, der neuen römischen Colonie, die auf der Stätte des ehemaligen Jerusalem gegründet war, den Namen Colonia Aelia Capitolina, nach dem Vornamen des Kaisers Aelius Hadrianus und zu Ehren des Jupiter Capitolinus, dessen Altar jetzt an der Stelle des einstigen Tempels stand. Münzen mit der Inschrift: COL. AEL. CAP. aus der Zeit von Hadrian bis auf Hostilian, in der Mitte des dritten Jahrhunderts, sind noch jetzt vorhanden. Die Stadt erhielt jetzt einen specifisch römischen und heidnischen Charakter. Jupiter ward zu ihrem Schutzgott gemacht und Statuen wurden dem Jupiter und der Venus auf

dem Moriah errichtet. Noch heutzutage findet sich an der äussern Seite der südlichen Stadtmauer und des Tempelberges ein grosser Baustein mit der Inschrift:

TITO AEL HADRIANO
ANTONIN AVG PIO
PPPONTIFAVGVR
PP

Der Stein ist viereckig, ohne Fugen an den Rändern, und steht mit umgekehrter Schrift in der Stadtmauer; es scheint, dass die Mohammedaner diesen Stein von einem einst in der Nähe dieser Stelle gestandenen Denkmale zur Ausbesserung der Stadtmauer benutzt und denselben, unbekümmert um seine Inschrift, verkehrt angebracht haben. Die Höhe der Buchstaben beträgt 5 Zoll.

Die Zeit von Hadrian bis Konstantin bietet in der Geschichte Jerusalems eine fast vollständige Lücke.

Im vierten Jahrhundert erfolgte die Bekehrung des Kaisers Konstantin zum Christenthum und mit ihr die Umwandlung Jerusalems in eine christliche Stadt; heidnische Tempel wurden abgetragen und christliche Kirchen und Klöster erbaut. Die Herrschaft der Christen dauerte bis zum Einfalle der Perser im Anfange des 7. Jahrhunderts.

Die Perser unter Chosroes II. drangen 613 in Syrien ein und nahmen Damascus in Besitz. Ein Jahr darauf griffen sie Jerusalem an und nahmen die Stadt mit Sturm; neunzigtausend Einwohner, darunter viele Frauen und Kinder, wurden getödtet, und alle Kirchen zerstört. Nach einer Reihe von Niederlagen wandte sich das Glück zu Gunsten des Heraclius. Er schlug die Perser im Jahre 628 in die Flucht und dictirte ihnen einen vortheilhaften Frieden, dem die Besitznahme Jerusalems folgte.

Die Herrschaft der Christen war jedoch von nicht langer Dauer. Die Stadt wurde zwar von den Persern geräumt, aber nur, um bald der Herrschaft der Araber anheimzufallen. Nachdem die Waffen Mohammeds Arabien, Aegypten und

Syrien bezwungen hatten, erschien im Jahre 636 das Heer des Chalifen Omar ibn el Chatib vor Jerusalem. Die Belagerten vertheidigten die Stadt bis zur Ankunft des Chalifen selbst, worauf sie unter der Bedingung capitulirten, dass den Bewohnern Leben und Eigenthum gesichert würden. Die 12,000 fremden Griechen mussten die Stadt verlassen: die 50,000 Eingebornen aber durften gegen Zahlung eines Tributs in der Stadt bleiben. Nach der Besitznahme Jerusalems beschloss Omar, an der Stelle des alten salomonischen Tempels eine Moschee zu errichten. Als er die Einwohner um diese Stelle befragte, wies man ihn zu der Tempelstätte und zeigte ihm den berühmten Felsen es-Sachrah, der damals, den Juden zum Spott, mit Schmutz überschüttet war. Omar liess diesen Felsen säubern und errichtete darauf eine Moschee, welche heutzutage noch vorhanden ist und den Namen Moschee Omars führt.

Gegen die Mitte des achten Jahrhunderts kam nach schweren Kämpfen das Scepter der Chalifen von dem Geschlechte der Omejaden auf das der Abassiden. Um diese Zeit erbaute el-Mansur II. Bagdad und verlegte den Sitz des Chalifats von Damascus nach seiner neuen Hauptstadt. Am Schlusse des achten und im Anfange des neunten Jahrhunderts regierte der Chalif Harun el-Raschid, Aron der Gerechte, berühmt durch seine Grossherzigkeit und Liebe zu den Wissenschaften, an den Karl der Grosse Botschafter mit dem Auftrage sandte, sich bei ihm für die Christen in Jerusalem zu verwenden. Harun empfing die Abgesandten sehr wohlwollend, gewährte ihre Gesuche und ging sogar so weit, dem Kaiser die Oberherrschaft über die Kirchen in Jerusalem zu verleihen. Nach dem Tode Haruns aber trat Zwiespalt zwischen seinen Söhnen ein; das Volk in den Provinzen theilte sich in Parteien, und dies gab Anlass zu Unruhen, welche die Zustände in Jerusalem verschlimmerten.

Der Glanz des Hauses der Abassiden war im langsamen

Verlöschen. Die Nachfolger Almamons, des Sohnes Haruns, hielten die Zügel des Reiches mit schwacher Hand; viele Gegenden wurden durch Kriege zerrüttet, und das h. Land ward wieder der Schauplatz blutiger Kämpfe. Der innere Zwiespalt zerriss immer mehr und mehr das Reich, und eine Provinz nach der andern wurde der Gewalt der Chalifen entrissen. Endlich im Jahre 969 eroberte Moez, vom Geschlechte der Fatimiden, Aegypten und Syrien und verlegte den Sitz seiner Regierung nach Massr oder Kairo. Jerusalem war nun in die Hände neuer Herren gefallen, welche nicht geneigt waren, auf die alten, von früheren Dynastieen den Christen bewilligten Privilegien Rücksicht zu nehmen, und in Folge dessen hatten die Christen manchen Druck zu erdulden, der sie zu Klagen im Abendlande veranlasste.

Unter der Regierung des dritten fatimidischen Chalifen in Aegypten, el-Hakem, der den Thron im Jahre 996, in einem Alter von elf Jahren, bestieg, wurden die Bedrückungen der Christen empfindlicher, als es früher der Fall war. Von 7000 Pilgern, die unter Führung der Bischöfe von Mainz, Utrecht, Bamberg und Regensburg im Jahre 1065 nach Jerusalem wallfahrteten, kehrten nur 2000 zurück. Die Uebrigen waren dem Schwerte der Sarazenen erlegen.

Ein neuer Regierungswechsel trat nun in Syrien ein, der sich in seinen Folgen als unheilbringend erwies, und bestimmt war, einen Krieg zu entzünden, der Millionen von Menschen das Leben kostete.

Nach der Eroberung Syriens durch die fatimidischen Chalifen in Aegypten hatte die Dynastie der Abassiden in Bagdad nur noch dem Namen nach regiert; ihre Heerführer herrschten unumschränkt unter dem Titel eines Emir el-Omra über das Reich. Als der Turkomane Togrul Beg mit einem grossen Heere seine Eroberungen bis zum Euphrat ausgedehnt und den Posten eines Emir el-Omra eingenommen hatte, beraubte er den Chalifen noch des letzten Restes welt-

licher Macht und herrschte als Sultan über alle Länder des Chalifats. Ihm folgte im Jahre 1072 sein Sohn Melek Schach, der seinem Vetter Suleiman die Länder in Kleinasien verlieh, wo dieser das Königreich und die Dynastie der Seldschuken von Rum gründete. Einen anderen Heerführer, Atsitz den Charismier, beauftragte Melek Schach, die syrischen Besitzungen des ägyptischen Chalifats anzugreifen. Atsiz eroberte den grössten Theil Syriens, marschirte gegen Aegypten und drang bis Kairo vor, erlitt aber eine Niederlage und zog sich über Jerusalem, welches er plünderte, nach Damaskus zurück. In Folge dessen gab Melek Schach die syrischen Provinzen seinem Bruder Tutusch zum Lehen, der seine Waffen siegreich von Antiochien bis nach Aegypten trug und das seldschukische Königreich stiftete. Jerusalem wurde im Jahre 1084 von Tutusch seinem Feldherrn Ortok übergeben. Dieser herrschte als Emir von Jerusalem bis zu seinem Tode im Jahre 1094, worauf die Stadt in die Hände seiner beiden Söhne Ilghazy und Sukman überging.

Unter der Herrschaft Ortoks und seiner Söhne erreichten die Verfolgungen der Christen in Jerusalem den höchsten Grad. Es begaben sich daher Christen von hier nach Europa, um über ihre Leiden zu klagen und um Hülfe zu bitten; die zurückkehrenden Pilger bestätigten ihre Angaben und unterstützten ihre Bitten. Einer von diesen war der berühmte Peter von Amiens. Er hatte den Druck der Christen in Jerusalem mit eigenen Augen gesehen, eilte nach Europa zurück und durchzog alle Länder, um mit Feuerworten viele Hunderttausende für die Eroberung Jerusalems zu begeistern. Gleichzeitig beförderte der Papst die Sache mit aller Beredtsamkeit auf den Concilien von Placentia und Clermont in den Jahren 1095 und 1096, und die Kreuzzüge wurden beschlossen.

Noch vor dem Beginne des ersten Kreuzzuges brachen Peter von Amiens und sein Freund Walther von Habenichts,

die in ihrer Ungeduld die Rüstungen der europäischen Heere nicht abwarten wollten, mit einigen Hunderttausenden nach dem griechischen Reiche auf; sie fanden aber alle, theils auf dem Wege, theils im Treffen mit den Türken ihren Untergang. Das wohlgerüstete Hauptheer erschien darauf im Jahre 1096 unter Führern von grösserer Erfahrung, unter denen Gottfried von Bouillon, Herzog von Niederlothringen, hervorragte. Auf verschiedenen Wegen gelangten diese gewaltigen Schaaren, unter denselben 100000 schwerbewaffnete Reiter, an die Thore Konstantinopels, rückten sofort gegen Nicäa vor und eroberten 1097 diese Hauptstadt des seldschukischen Sultans, zogen darauf nach Antiochia, wo sie ihr Lager aufschlugen. Nach einer Belagerung von neun Monaten nahmen sie auch diese Stadt und rückten jetzt nach Jerusalem, dem Ziele ihrer kriegerischen Pilgerfahrt, vor.

Während dieser Begebenheiten hatte die Sachlage in Jerusalem eine neue Wendung genommen. Nach dem Tode des Tetusch entstanden Streitigkeiten wegen der Nachfolge in Syrien zwischen seinen Söhnen Rudhwan und Dekak, und die Söhne Ortoks in Jerusalem benutzten die Anarchie, um sich unabhängig zu machen. Der fatimidische Chalif von Aegypten, der diese Uneinigkeit der seldschukischen Fürsten wahrnahm, schickte nun ein Heer unter dem Vesir Afdal nach Syrien, um es wieder unter seine Gewalt zu bringen. Afdal nahm Besitz von Jerusalem und übergab die Stadt dem Emir Iftikhar, der sie im Namen des ägyptischen Chalifen elf Monate beherrschte, bis im Juni 1099 das Heer der Kreuzfahrer vor ihren Mauern erschien.

Nach einer Belagerung von 40 Tagen griffen die Christen, obwohl ihre Zahl durch die bisherigen Unfälle auf 60,000 zusammengeschmolzen war, kühn die wohlvertheidigte Stadt an und nahmen sie nach erbitterten Kämpfen mit Sturm. Viele Moslemin suchten Zuflucht in der befestigten Omarmoschee, allein sie wurden alle von den Kreuzfahrern nie-

dergemacht, und mehr als 10,000 Muselmänner fanden in den Räumen der Moschee den Tod.

Ein Königreich Jerusalem wurde gegründet und Gottfried von Bouillon zum Könige gewählt. Die innere Verfassung des Staates wurde durch ein Gesetz, Assises de Jérusalem, geordnet. Ein Jahr nach seiner Erhebung starb Gottfried, und sein Bruder Balduin I. bestieg im Jahre 1100 den Thron. Ihm folgte 1118 Balduin II., sein Verwandter, auf diesen 1131 Fulko, dessen Schwiegersohn, und dann 1142 des Letzteren Sohn Balduin. Sie alle stritten mit wechselndem Glück wider die Sarazenen; ihre Macht war aber gering, und das Reich zählte kaum 12,000 Mann regulärer Truppen. Es würde gewiss schon früher der Macht der Moslemin erlegen sein, wenn ihm nicht der Johanniterorden und der Orden vom Tempel Salomo's, sowie etwas später der deutsche Orden zur Schutzwehr gedient, und wenn nicht die Hülfe frischer Kreuzschaaren, welche von Zeit zu Zeit erschienen, den Mangel der einheimischen Streitkräfte ersetzt hätte.

Indessen wurde das Reich Jerusalem von einer grossen Gefahr bedroht. Die alternde Macht der Seldschuken ward durch der Atabeken aufstrebende Hoheit furchtbar erneuert. Emadeddin Zanghi zu Mosul und sein Sohn Nureddin, der zu Haleb thronte, erschütterten durch wiederholte Schläge die christliche Herrschaft in Jerusalem.

Da erhob sich abermals Europa in Waffen und stürzte gewaltig über Asien her. Der Kaiser Konrad III. und Ludwig VII., König von Frankreich, nahmen 1147 das Kreuz, mit ihnen zogen 140,000 gepanzerte Reiter und fast eine Million Fussvolk. Aber nicht glücklich war der Erfolg, denn nur Trümmer der christlichen Macht erreichten 1149 Jerusalem und vereinigten sich mit den Truppen des Königreichs. Gleichwohl verzagte Balduin III. nicht, und Nureddin fühlte mehr als einmal die Kraft seines Armes. Die Entzweiung im Innern vernichtete jedoch Alles und brachte Verderben über das Reich. Balduin III. starb, während das Königreich

in grossen Gefahren schwebte; seine Nachfolger, Amalrich und dessen Sohn Balduin IV., Balduin V. und Guido von Lusignan kämpften alle unaufhörlich im schweren Krieg.

Aber ein Feind, noch furchtbarer als Nureddin gewesen, trat nun wider das Königreich auf, Saladin der Kurde, der Gründer des Reiches der Ayubiten, ein Mann durch Heldenmuth und Charaktergrösse ausgezeichnet. Diesem Gegner war Guido nicht gewachsen; er erlitt in der Schlacht bei Tiberia, 1187, eine vollständige Niederlage und wurde mit den Grossen des Reiches gefangen genommen. Saladin belagerte darauf Jerusalem und eroberte die von 60,000 Mann vertheidigte Stadt, behandelte aber die Christen milde; den Franken erlaubte er freien Abzug gegen eine Geldzahlung, und den Griechen gestattete er, bei Zahlung eines jährlichen Tributs, in der Stadt zu bleiben.

Als diese Schreckensbotschaft in Europa erscholl, da waffnete es sich zum dritten Male, und es nahmen einerseits Kaiser Friedrich I., andrerseits Philipp August, König von Frankreich, und Richard Löwenherz, König von England, das Kreuz. Kaiser Friedrich zog 1189 mit einem mächtigen Heere von 600,000 Mann von Regensburg aus durch Ungarn, erzwang sich den Durchgang durch das griechische Kaiserreich, blieb den Winter in Adrianopel, setzte 1190 nach Kleinasien über, eroberte Iconium und zog nach Cilicien, fand aber in der Nähe von Seleucia in den Gewässern des Selph seinen Tod. Durch das Hinscheiden des grossen Barbarossa erlitt die Sache der Christen den unheilbarsten Schlag. Guido von Lusignan, den Saladin frei gegeben, belagerte die Festung Ptolomais, Akka, aber ohne Erfolg; und nur von Barbarossas Ankunft erwartete er sein Heil. Statt seiner erschien nun Friedrich von Schwaben, des Kaisers Sohn, mit einem kleinen Theile des deutschen Heeres. Bald darauf starb auch Friedrich, und im Lager herrschte Kleinmuth und Zwietracht. Erst nach der Vereinigung der französischen und englischen Truppen unter den Mauern von

Akka entbrannte der Kampf auf's Neue, der nach einer dreijährigen Belagerung mit der Einnahme der Festung im Jahre 1191 endete. Philipp August kehrte darauf nach Frankreich zurück. Richard setzte den Krieg wider Saladin fort, aber ohne Erfolg. Endlich schloss er einen Waffenstillstand mit Saladin und liess Jerusalem in dessen Besitz.

Auf Anregung des Papstes Innocenz III. unternahmen 1204 mehrere französische und italienische Häupter einen vierten Kreuzzug, der aber durch die Angelegenheiten Konstantinopels von seinem Zwecke, der Eroberung Jerusalems, abgelenkt wurde. Der Enthusiasmus, der ganz Europa ergriffen hatte, bemächtigte sich auch der Jugend, und ein Kreuzzug von Kindern fand 1212 statt. Viele Tausende deutscher und französischer Knaben brachen nach Palästina auf, sie kamen aber theils auf dem Wege um, theils wurden sie gefangen und in die Sklaverei verkauft.

Allmählig ermattete jedoch die Kraft und der Eifer der europäischen Nationen. Die Kreuzfahrer zählten nicht mehr nach Hunderttausenden, wiewohl von Zeit zu Zeit noch ansehnliche Heere, wie das des Königs Andreas von Ungarn, im J. 1217 erschienen. Von der Erfolglosigkeit ihrer Unternehmungen in Syrien überzeugt, änderten die Christen den Angriffsplan und richteten nun ihre Hauptmacht gegen Aegypten, da sie glaubten, von diesem Lande aus Jerusalem weit leichter erobern und behaupten zu können. In dieser Meinung führte König Johann ein Heer wider Aegypten und eroberte 1221 die Festung Damiata, die er aber bald räumte, worauf er einen Waffenstillstand schloss.

In Jerusalem gab im Jahre 1219 Sultan Melek el-Muaddem von Damaskus, der damals die Stadt im Besitze hatte, den Befehl, alle Festungswerke zu zerstören, ausser der Citadelle und der Ringmauer der Omarmoschee. Dieser Befehl, von der Furcht dictirt, dass die Franken die Stadt wieder erobern und in ihr einen befestigten Platz finden möchten, erregte grosse Bestürzung unter den moslemitischen Bewoh-

nern, von denen in Folge dessen eine grosse Anzahl auswanderte; die Festungswerke wurden jedoch noch in demselben Jahre geschleift.

Die Hoffnung der Christen war jetzt auf Kaiser Friedrich II. gerichtet, welcher schon bei seiner Krönung in Aachen zu einem Kreuzzug sich verpflichtet hatte. Innere Unruhen in seinem Reiche verhinderten aber den Kaiser sein Versprechen zu erfüllen. In Folge dessen sprach der Papst Gregor IX. den Bannfluch über den Kaiser aus. Erst im Jahre 1228 unternahm Friedrich den fünften Kreuzzug und erhielt 1229 durch Unterhandlungen mit dem Sultan Kemel von Aegypten die Stadt Jerusalem, deren Krone er sich auf das Haupt setzte. Jerusalem, mit Ausnahme der auf dem Tempelberge befindlichen Moscheen el-Sachrah und Aksa, welche den Moslemin zur freien Ausübung ihrer Religion überlassen waren, wurde nun wieder Eigenthum der Christen. Bald traten aber Differenzen zwischen Christen und Muselmännern ein, in Folge deren der Emir Daud von Kerak im Jahre 1239 Jerusalem wieder in Besitz nahm. Vier Jahre später wurde die Stadt durch Unterhandlungen zwischen Imad ed-Din und den Franken abermals den letzteren übergeben.

Der Thron von Jerusalem ward endlich durch eine Welle der grossen mongolischen Ueberschwemmung umgestürzt. Wilde Horden der Charismier, die, von den Mongolen besiegt, aus ihren Besitzungen vertrieben waren, fielen über Palästina her, schlugen bei Gaza die christlichen Truppen und eroberten im Jahre 1244 Jerusalem, das sie ihrem Verbündeten, dem Sultan Nedschem ed-Din von Aegypten übergaben. Die Stadt fiel somit schliesslich in die Hände der Mohammedaner, in deren Besitz sie bis auf den heutigen Tag geblieben ist.

Nicht lange darauf beschloss Ludwig IX., König von Frankreich, den hoffnungslosen Kampf zur Eroberung Jerusalems fortzusetzen, und unternahm den sechsten Kreuzzug.

Er führte 1249 eine zahlreiche Armee nach Aegypten, eroberte Damiata und zog gegen Kairo, erreichte aber diese Hauptstadt nicht. In einem verzweiflungsvollen Kampfe fiel Artois, des Königs Bruder, und die Tapfersten des Heeres, darauf umzingelte der Sultan die französische Armee und nahm 1250 den König sammt dem Heere gefangen. Nach gepflogener Unterhandlung gewährte der Sultan dem Könige Freiheit und Frieden gegen Zahlung eines Lösegeldes von 800,000 goldenen Byzantinern. Nach Frankreich zurückgekehrt, unternahm Ludwig IX. einen zweiten Kreuzzug nach Tunis, in der Hoffnung, den Fürsten des Landes zu bekehren und seine Hilfe zu gewinnen. Die Hoffnung schlug fehl, und Ludwig starb auf dem Boden Afrikas. Von jetzt an wurde kein bedeutender Versuch mehr gemacht, das h. Land zu erobern, und Jerusalem wurde seinem Schicksale überlassen.

In den Händen der Christen befanden sich in Palästina und an der syrischen Küste noch einige feste Seestädte: Antiochien, Tripolis und das schwer erkämpfte Akka. Die Vertheidigung dieser letzten Trümmer der Macht ruhte nun auf dem geistlichen Orden allein, dessen Ritter den ungleichen Kampf wider den ägyptischen Sultan noch einige Zeit fortsetzten. Endlich fiel im Jahre 1291 Akka; ein ähnliches Schicksal hatten die kleineren Städte, und so endete, durch die Rückkehr des ganzen Landes unter die Herrschaft des Islam, das zweihundertjährige Ringen um den Besitz Jerusalems, welches sieben Millionen Christen und einer, wie man annimmt, eben so grossen Zahl Moslemin das Leben gekostet hatte.

Der Verlust der h. Stadt blieb aber dem Abendlande noch lange Zeit unvergesslich, und manchmal tauchten neue Pläne auf, zum Besitze Jerusalems zu gelangen; so hatte Christoph Columbus, mit den reichen Schätzen Indiens beladen, die Absicht, die Stadt durch Gold zu erwerben; zur Verwirklichung seines Vorhabens kam es aber nicht.

Während des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, zur Zeit, als die beiden auf einander folgenden Mameluken-Dynastieen, der Bahariten und Borgiten, über Aegypten und den grössten Theil Syriens herrschten, kommt der Name Jerusalem in der Geschichte kaum mehr vor. Die grossen Heereszüge, die in den häufigen Kriegen jener Zeit zwischen Aegypten und Damaskus sich bewegten, nahmen ihren Weg stets längs der Küste und den anliegenden Ebenen, ohne Jerusalem zu berühren.

Im Jahre 1517 ging Jerusalem mit dem übrigen Syrien unter die Herrschaft des ottomanischen Sultans Selim I. über, und von dieser Zeit an bis heute hat Syrien einen Theil des türkischen Reiches ausgemacht. Jerusalem ist während dieser Periode nur sehr wenigen Veränderungen unterworfen gewesen; seine Geschichte ist daher leer an wichtigen Begebenheiten. Sultan Suleiman, der Nachfolger Selims, baute im Jahre 1537 die Stadtmauern neu auf und stellte die Wasserleitung von den Teichen Salomos wieder her.

Die in Jerusalem langandauernde politische Ruhe wurde im Jahre 1800 durch die französische Expedition in Aegypten auf kurze Zeit gestört. Das Erscheinen Napoleon Bonapartes mit seiner Armee in Jaffa erregte in Jerusalem grosse Bestürzung, die durch das Misstrauen der Mohammedaner gegen die Bekenner anderer Confessionen noch bedeutend vermehrt wurde. Die Muselmänner hatten nämlich die übrigen Einwohner im Verdacht, dass sie mit dem französischen General geheime Einverständnisse hätten, und drohten mit ihrer Rache. Glücklicher Weise änderte Napoleon, der schon auf dem Wege nach Jerusalem in Ramle war, seinen Plan und marschirte gegen Akka.

Im Jahre 1824 empörten sich die mit der Verwaltung des Gouverneurs Seleiman Pascha in Damaskus unzufriedenen Araber in Jerusalem und besetzten die Citadelle, nachdem sie durch List die schwache Besatzung aus derselben entfernt hatten. Die Stadt war nun der Willkühr der Re-

bellen ausgesetzt, welche die Einwohner durch Gelderpressungen hart bedrückten. Erst im folgenden Jahre rückte Abdallah Pascha von Akka gegen die aufständische Stadt aus, lagerte sich auf dem Oelberge und bombardirte die Citadelle. Nach einer 14tägigen Beschiessung wurden Unterhandlungen eingeleitet, die mit der Uebergabe der Stadt an den Pascha endeten.

Als Mehemed Ali Pascha von Aegypten sich unabhängig vom Sultan erklärt hatte, nahm er Besitz von Syrien und mithin auch von Jerusalem, das seine Thore dem Sieger ohne Widerstand öffnete. Zwei Jahre später brach in den Bezirken Jerusalem und Nablus, in Folge der starken Rekrutirung, ein Aufstand aus. Mehrere Tausend Fellahs drangen in Jerusalem ein und behielten es eine Zeit lang im Besitz; allein bald war durch den kräftigen Arm der ägyptischen Regierung die Ordnung wieder hergestellt, und die Stadt kehrte bei der Annäherung Ibraim Paschas mit seiner Armee wieder zum Gehorsam zurück. Noch heute steht die kräftige und gerechte Herrschaft des Pascha von Aegypten in Syrien bei allen Einwohnern in bestem Andenken.

Diese Regierung war aber von nicht langer Dauer. In Folge der Intervention Oesterreichs und Englands und der Einnahme von Akka durch die Flotten dieser Mächte räumte Ibraim Pascha das Land, und darauf kam Jerusalem mit ganz Syrien wieder unter die Botmässigkeit der hohen Pforte. Bei der Organisation der neuen Verwaltung wurde von Jerusalem und seiner Umgebung, wozu besonders das alte Judäa gehört, ein eigenes Paschalik, mit dem Sitze des Pascha-Gouverneurs in Jerusalem, gebildet, eine Einrichtung, welche noch heute zur bessern, mehr geregelten Handhabung der Justiz und zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung beiträgt.

VI.

Topographie.

Lage der Stadt.

Thäler. Hügel: Moriah, Zion, Akra, Bezetha.

Auf dem Rücken des Centralgebirges von Judäa, auf einer vom Nordende des todten Meeres gerade nach Westen gezogenen Linie, erhebt sich, wie schon oben erwähnt, eine Kuppe 2475 F. über dem Meeresspiegel; hier liegt dicht bei der Wasserscheide die Stadt Jerusalem, um ein Drittel höher über dem Jordan als über dem Mittelmeere, von diesem etwa 12 Stunden und von jenem nur 7 Stunden entfernt. Die Stadt steht auf einem breiten und hohen Vorgebirge mit vier Hügeln, welche vom Oelberg überragt werden, und ist von drei Seiten mit tiefen Thälern umgeben, von Osten und Süden ganz, von Westen nur theilweise, nördlich und nordwestlich aber von einer Ebene.

Im Osten befindet sich ein tiefes, schmales Thal, das Thal Kidron oder Josaphat, welches etwa eine halbe Stunde von dem Nordende der Stadt entfernt seinen Anfang nimmt und zwischen dieser und dem Oelberg hindurch geht, um seinen Lauf nach dem todten Meere fortzusetzen. Westlich und südlich breitet sich ebenfalls ein grosses und tiefes Thal aus, das Thal Hinnom, welches, etwa 10 Minuten vom Westen der Stadt entfernt, südlich von dem Wege nach Jaffa flach anfängt, gegen Osten zieht, dann enger und tiefer

werdend, vor dem Jaffathor gegen Süden umbiegt, nach einer kurzen Strecke aber als eine schmale und tiefe Schlucht, das eigentliche Ge-ben-Hinnom, wieder die Richtung gegen Osten nimmt und endlich westlich vom Hiobsbrunnen (Rogel) sich mit dem Thale Kidron vereinigt.

Die Oberfläche des Vorgebirges selbst, auf welcher die Stadt erbaut ist, senkt sich steil nach Osten zu und wird durch den Rand des Thales Kidron begrenzt. Hier hat die Natur selber der Stadt ihre Grenzen gesteckt; daher ist auf der Ostseite der Umriss des jetzigen neuen Jerusalems noch der nämliche, wie zur Zeit der Zerstörung durch Nebuchadnezar und zur Zeit des Titus.

Von der Nordseite, nahe dem Damaskusthore, läuft innerhalb der Stadt ein seichtes Thal, el Wad, in südlicher Richtung nach dem Haret el-Mugharibeh, dem Viertel der Westafrikaner. Im Osten dieses Thales liegen die Hügel Bezetha und Moriah und im Westen Akra und Zion. Eine andere seichte Vertiefung, das beinahe ganz verschüttete west-östliche Tyropoeon, zieht sich von der Nähe des Jaffathors zwischen Akra und Zion herab und trifft mit dem vorigen Wad zusammen. Darauf läuft es mit einem tiefern Bette und in einer südlichen Richtung den Abhang herab bis nach der Quelle Siloah (Schiloach) und dem Thale Kidron, und bildet das untere Tyropoeon. Westlich von diesem untern Thale steigt der grösstentheils ausserhalb der Stadt liegende Berg Zion empor, während im Osten des untern Tyropoeon und des ersterwähnten Thales el-Wad die Hügel Bezetha, Moriah und Ophel liegen, welche eigentlich nur Theile eines und desselben Rückens sind. Der letztere ist ein schmaler, langer Hügel ausserhalb der jetzigen Stadt, der in einen Felsenabhang oberhalb des Teiches Siloah endet. Durch die geschilderten Bodeneinschnitte wird also die Oberfläche der Stadt in folgende Höhen getheilt:

Moriah. Diese Anhöhe ist, wie eben erwähnt, nur ein Theil des Rückens, der zwischen dem Thale Kidron und

dem von dem Damaskusthore nach dem Teiche Siloah laufenden Thale liegt. Ursprünglich war Moriah ein runder, felsiger Hügel, der sich isolirt auf diesem Rücken, gegenüber dem Ostende von Akra, erhob. Auf dem geebneten Gipfel dieses Hügels wurde der Tempel gebaut; dann wurden, wie Josephus berichtet, ausserordentlich starke Mauern von der Grundfläche des Hügels aus an den vier Seiten errichtet, und der Raum zwischen den Mauern und den Seiten mit Erde ausgefüllt oder mit Gewölben ausgebaut, so dass oben eine breite Area, der Hof des alten Tempels, entstand.

Diese Area bildet jetzt den Hof der grossen Moscheen; das Haram, und ist von dem Felsenabhange des Zion durch das Tyropoeon und von Akra durch das von dem Damaskusthore herabkommende Thal getrennt. Die in diesem Thale nach Süden gehende Strasse führt, bevor sie nach dem Tyropoeon gelangt, quer über einen Damm, auf welchem der untere Theil der Davidstrasse bis zum Haram läuft. Dieser Damm diente wahrscheinlich zur Verbindung des westlichen Theiles der Stadt mit dem Tempel und zur Leitung des Aquäducts aus den Teichen Salomos in die Area des Tempels, welche überall höher ist als der Grund dieses Thales. An der Nordseite ist jetzt der Moriah von dem Bezetha durch keine Vertiefung geschieden, ausgenommen zum Theil durch den Teich, der unter dem Namen Bethesda bekannt ist.

Der noch übrige Theil des Rückens, welcher sich ausserhalb der Stadtmauer südlich vom Moriah bis Siloah erstreckt und zwischen dem Kidronthale im Osten und dem Tyropoeon im Westen liegt, entspricht dem alten Ophel; sein Boden wird jetzt gepflügt und mit Olivenbäumen bepflanzt.

Zion. Dieser Berg ist unter den Anhöhen innerhalb der Stadt der umfangreichste. Sein nördlicher Rand liegt südlich von der Strasse, welche vom Jaffathor längs dem Bette des Tyropoeon hinabführt. Im Westen und Süden steigt der Berg schroff aus dem Thale Hinnom empor und erreicht vom Hiobsbrunnen aus, in dessen Nähe das Thal Hinnom

mit dem Kidron sich vereinigt, eine Höhe von 250 bis 300 F. Der obere Theil des Berges bildet eine ebene Fläche, welche sich längs dem westlichen Rande beträchtlich ausdehnt. Die östliche Seite des Zion senkt sich steil nach dem Tyropoeon hinab, das ihn von der Area des Haram trennt; während sein südöstlicher Theil unterhalb Siloah sich bis hinunter in das Kidronthal erstreckt. In den heutigen Stadtmauern ist nur der nördliche Theil des Berges eingeschlossen, welcher von dem jüdischen Viertel, Haret el-Jehud, und dem armenischen, Haret el-Armen, eingenommen wird. In diesem Theile bildet die Ostseite, welche an das Tyropoeon stösst, eine steile, dreissig bis vierzig Fuss hohe Felswand, welche gegenüber der Südwestseite des Haram hervorragt, und in ihrem natürlichen Zustande ohne Zweifel noch dasselbe Aussehen hat, wie ehemals zur Zeit des Josephus. Das umliegende Thal aber ist in späterer Zeit stark mit Schutt angefüllt worden.

Der ebene Theil des Zion, welcher ausserhalb der Stadtmauer liegt, wird von den christlichen Begräbnissplätzen, dem kleinen armenischen Kloster, dem Grabgebäude Davids und den anliegenden Gebäuden eingenommen. Der übrige Theil wird jetzt bebaut, und Fusspfade führen längs demselben nach Siloah und nach dem Thale Hinnom. Die Wasserleitung von den Teichen Salomo's, welche das Thal Hinnom auf niedrigen Bogen durchkreuzt, wird um den Südwesttheil von Zion herumgeleitet, bis sie wieder auf dem östlichen Abhange hervorkommt und in die Stadt geht. Etwa dreissig Schritt südlich von dem Dungerthor befindet sich unterhalb der Wasserleitung, nahe dem Bette des Tyropoeon, ein niedriger Bogen, welcher das Ende eines von der Stadt ausgehenden Kanals bildet. Zur Zeit des Aufstandes im Jahre 1834 drangen die Insurgenten durch diesen unterirdischen Kanal in die geschlossene Stadt und nahmen dieselbe in Besitz.

Akra. Diese Anhöhe im Norden des Zion ist das Ende

des breiten Rückens, welcher ausserhalb der Stadt, nördlich von dem Anfange des Thales Hinnom liegt und sich bis in die Stadt erstreckend, den Nordwesttheil derselben bildet, den das christliche Viertel, Haret en-Nassara, und ein Theil des mohammedanischen, Haret el-Moslemin, einnehmen. Innerhalb der Stadtmauer ist dieser Rücken von dem Zion durch die seichte Vertiefung des bei dem Jaffathor beginnenden Tyropoeon getrennt. Die Strasse, welche von dem freien Platze am Jaffathore nach Norden führt, erhebt sich beträchtlich bis zu dem Nordwestwinkel der Stadt, wo der Boden mehr eben ist. Von dieser Gegend bis nach dem Damaskusthore ist überall eine starke Abdachung bemerkbar, die sich ostwärts nach der Strasse längs dem Thale zwischen Akra und der Area des Haram absenkt.

Bezetha. Dieser Hügel liegt östlich von dem Damaskusthore und nordöstlich von Akra. Er ist durch das Thal, el Wad, welches seinen Anfang bei dem genannten Thore nimmt und südlich zum Tyropoeon hinunterläuft, von Akra getrennt. Die Westseite von Bezetha ist ungefähr so hoch wie Akra, nach Osten zu aber senkt sich der Hügel allmählig nach dem Rande des Thales Kidron hinab. In der Nähe des Damaskusthores ist die Westseite sehr steil und ebenso die Nord- und Südseite dieser Gegend. Am nördlichen Rande des Hügels läuft die Stadtmauer, wo der Felsen an der Aussenseite senkrecht in einen tiefen Graben abfällt. Der Gipfel von Bezetha zeichnet sich durch seine höhere Lage sehr vortheilhaft aus und gewährt eine schöne Aussicht nach allen Theilen der Stadt, jedoch sind die Häuser des hier liegenden mohammedanischen Viertels sehr im Verfall und manche von denselben liegen in Ruinen. Im Nordosten wird der innerhalb der Stadtmauer liegende Abhang fast ganz von Gärten und Feldern eingenommen.

Die Mauern.

Aus den verschiedenen, über den Thoren angebrachten arabischen Inschriften geht hervor, dass die jetzigen Mauern unter Sultan Soliman, dem Sohne Selims, in den Jahren der Hedschra 944 (1536) bis 947 (1539) wieder aufgebaut worden sind. Im Ganzen nehmen sie die Lage der früheren, mehrmals zerstörten und wieder aufgebauten Mauern des Mittelalters ein, und nur an dem Nordwestwinkel macht sich eine unbedeutende Abweichung bemerkbar. Die Baumaterialien, welche dem Anscheine nach grösstentheils aus dem Alterthume stammen und wahrscheinlich schon den früheren Mauern angehörten, bestehen fast durchgehends aus gehauenen, 2 bis 3 F. langen und 24 bis 30 Zoll hohen, in Mörtel gelegten Quadern, von denen manche mit ihren eingeschnittenen Rändern ein sehr hohes Alter zu erkennen geben. An der Ostseite und an der Südostecke bildet die Ringmauer des Tempelplatzes zugleich die Stadtmauer. Diesen Theilen sieht man es deutlich an, dass sie nicht zu gleicher Zeit mit den andern aufgebaut worden, und dass sie viel älter als die übrigen Theile der Mauer sind. Besonders merkwürdig ist der Unterbau, welcher ohne Zweifel aus dem hohen Alterthume stammt und ein Ueberrest der Ringmauer des alten Tempels ist. Von den staunenerregenden riesenhaften Quadern dieses Baues, welche allen Zerstörungen trotzend, noch immer als ewige Zeugen von der grossen Baukunst der Alten aufrecht stehen, werde ich an dem Orte ausführlich sprechen, wo von der Tempelarea die Rede sein wird.

Am Damaskusthore sind ebenfalls deutliche Spuren eines sehr alten Baues zu finden. Ausserhalb des Thores sieht man, östlich in seiner unmittelbaren Nähe, in der Mauer einen Stein von 10 F. Länge und 2 F. Breite. In den antiken Kammern zu beiden Seiten dieses Thores sind ebenfalls sehr

grosse Steine, Reste eines alten Stadtthores, vorhanden, und ähnlich an mehreren anderen Stellen. Alle diese Steine sind gerändert, auf der ganzen Oberfläche glatt gehauen und haben genau die Eigenthümlichkeit der Steine in der Westwand des Tempelplatzes. Manche von ihnen sind sehr verwittert und zerfallen, alle aber scheinen an ihrer ursprünglichen Stelle zu liegen, als wären sie nie verschoben worden.

Ausser den Quadern sind an der Ostseite manche Säulenfragmente zum Bau verwendet worden. Ein solches ist die sogenannte Säule Mohammeds, welche derart horizontal eingemauert wurde, dass sie mehr als vier F. aus der Ostmauer des Haram hervorragt. Die Moslemin glauben, dass Mohammed am Tage der Auferstehung auf der Säule sitzen werde, um alle Seelen zu richten. Die Dicke der Mauern beträgt 3 bis 4 F. Ihre Höhe ist sehr ungleich, an einigen Stellen nur 30 F. und an manchen andern 80 dis 100 F. Die Mauern sind mit 40 viereckigen Thürmen, 20 Halbthürmen oder Flanken und einer Brustwehr mit Schiessscharten versehen. Ausser diesen Thürmen findet man in der Nähe des Nordwestwinkels der Stadmauer die Trümmer eines grossen Thurmes, Kaläh Dschelud, welche für die Reste des Tankredthurmes gehalten werden. Mit Ausnahme einiger Stellen sind die Stadtmauern gut erhalten; sie würden aber, trotz ihrer imposanten Höhe und Stärke, dem Eindringen einer regulären Armee wahrscheinlich keinen bedeutenden Widerstand leisten. Der ganze Umfang der Stadtmauer beträgt etwa 13,000 Fuss oder ungefähr $1\frac{1}{4}$ Stunde.

Thore.

Jerusalem hat gegenwärtig fünf offene Thore, das Jaffathor auf der Westseite, das Damaskusthor im Norden, das Löwenthor im Osten und das Düngerthor sowie das Zionsthor gegen Süden. Ausserdem gab es früher zwei andere Thore, das goldene Thor auf der Ostseite und das Herodes-

thor auf der Nordseite, die jetzt durch Mauern verschlossen sind.

Das Jaffathor, bei den Arabern Bab el-Chalil oder Hebronthor genannt, liegt nördlich neben der Citadelle und ist von einem massiven Thurm überragt. Das Thor hat, wie die andern, zwei mit Eisen beschlagene Flügel und ist mit einer Inschrift versehen. Die Strassen nach Jaffa, Bethlehem und Hebron führen durch dasselbe.

Das Damaskusthor wird von den Eingebornen Bab el-Amud, Säulenthor, genannt. Seine Bauart ist zierlicher als die aller übrigen, ausser der des goldenen Thores. Zur Seite des Thores stehen nach Aussen Säulen und oben wird von einem Spitzbogen ein Feld mit einer Inschrift begrenzt. Die grosse Strasse nach Nablus, Damaskus und dem ganzen Norden geht von diesem Thore aus.

Das Löwenthor nennen die Muselmänner Bab el-Sebat, Thor der Stämme, weil durch dasselbe dreimal im Jahre zu den Festen alle Stämme Israels ihren Einzug in die Stadt hielten. Die Franken nennen es auch Stephansthor. Merkwürdig ist an ihm das über dem Eingange auf jeder Seite in Stein ausgehauene Löwenpaar, welches dem auf alten arabischen Münzen vorkommenden ähnlich ist. Dieselben wurden, nach der Sage der Mohammedaner, auf Befehl Solimans verfertigt. Dieser Sultan soll nämlich den Entschluss gefasst haben, die Stadt Jerusalem nach Eroberung derselben zu zerstören, darauf aber habe er unterwegs vier grimmige Löwen im Traume gesehen, die sein Traumdeuter als eine Drohung des Himmels erklärte, die ihn von seinem Vorhaben abhalten sollte. In Folge dessen gelobte Soliman, nicht nur die heilige Stadt zu schonen, sondern dieselbe auch noch mit neuen Mauern zu versehen und zum Andenken an diesen Traum das Thor mit zwei Löwenpaaren schmücken zu lassen. Der Weg aus diesem Thore führt nur nach dem Oelberge und der Umgegend.

Das Düngerthor, bei den Eingebornen Bab el-Mugha-

ribeh, nach den in der Nähe wohnenden Westafrikanern, genannt, liegt im Thale und ist nur ein schmales Portal, das Ibraim Pascha im Jahre 1834 schliessen liess; später wurde es nur für Wasserträger, welche das Wasser vom Hiobsbrunnen nach der Stadt bringen, wieder geöffnet.

Das Zionsthor, Bab Sahyun oder Bab en-Nebi Daud, Thor des Propheten David, führt nach dem äussern Theile des Zion, nach dem En-Nebi Daud, wo das Grab Davids sich befindet, und dem Thale Kidron.

Jeden Freitag werden zur Zeit des Gebetes alle Thore Jerusalems von Mittag bis ein Uhr geschlossen, denn nach einem alten Aberglauben der Moslemin sollen sich dereinst an diesem Tage zu dieser Stunde die Ungläubigen durch einen Ueberfall der Stadt bemächtigen. Ausserdem findet der Thorschluss alle Abend nach Untergang der Sonne statt, und erst mit Sonnenaufgang werden die Thore wieder geöffnet.

Das goldene Thor wird jetzt bei den Arabern Bab ed-Dahariye oder das ewige Thor genannt, von frühern arabischen Schriftstellern aber wurde der Name Bab er-Rachmeh, wie noch jetzt von jüdischen Einwohnern „Schaar Harachmim“ oder Thor der Barmherzigkeit, gebraucht. Der Name „Goldenes Thor“ oder Porta aurea, welcher bei den Franken schon zur Zeit der Kreuzzüge im Gebrauche war, rührt wahrscheinlich von dem alten Thore des Tempels her, welches mit Gold bedeckt war. Das sehr breite Thor ist offenbar ein Werk des Alterthums und hat noch jetzt mit seinem Doppelbogen, seinen von Blättern umgebenen Capitälen und seinen Blumenverzierungen, die der altjüdischen Architektur eigenthümlich sind, ein sehr schönes Ansehn. Das Innere des mit zwei Kuppeln bedeckten, 70 F. langen und 35 F. breiten Thorgebäudes besteht aus zwei gewölbten Gängen, welche durch zwei sehr zierliche Säulen getrennt sind. Die Mauern sind sehr fest und auf jeder Seite elf Fuss dick. Durch diesen Thorweg steigt man auf Stufen zu der Area

des Tempels oder, was dasselbe ist, zur Stadt hinauf; denn der Boden des Haram ist höher als der Boden ausserhalb der Stadtmauer.

Dieses Thor gehört ohne Zweifel dem hohen Alterthume an und verdient mit Recht die Aufmerksamkeit, welche ihm die Archäologen schenken. Es ist aber nicht entschieden, ob dieser Thorweg wirklich der des alten Tempels ist, oder erst in einer späteren Periode durch Hadrian errichtet wurde; möglich ist es, dass er das jetzige Thor auf die überaus festen, der allgemeinen Zerstörung entgangenen Grundmauern des alten Tempelthores erbauen liess. Es scheint übrigens, dass dieses Doppelthor den in Massecheth Sopherim erwähnten zwei neben einander stehenden Thoren des Tempels entspricht, von welchen das eine zum Ein- und Ausgange für Brautleute, das andere für Trauernde bestimmt war. Dieses Thor war schon in den Zeiten der Kreuzzüge verschlossen und ist noch jetzt zugemauert. Die Mohammedaner glauben, dass dereinst ein König durch dasselbe einziehen werde, welcher Jerusalem in Besitz nehmen und Herr der ganzen Erde werden soll.

Das Herodesthor, Bab es-Sahary oder Blumenthor, liegt ungefähr auf dem halben Wege zwischen dem Damaskusthore und dem Nordostwinkel der Stadt. In der Nähe dieses kleinen, nach Aussen geschlossenen Portals sieht man noch Spuren der Wege, welche früher durch dasselbe führten.

Die Citadelle.

Diese Festung, von den Arabern Kaläh, Kastell, von den Franken Burg Davids genannt, liegt im Westen der Stadt als ein Theil der Stadtmauer, etwas südlich vom Jaffathor. Sie nimmt einen 180 F. langen und 90 F. breiten Raum ein und bildet eine unregelmässige Vereinigung von sechs viereckigen Thürmen, die an der innern, nach der

Stadt gekehrten Seite, von einer niedern Mauer, und an der äussern Seite von einem tiefen Graben umgeben sind. Die Thürme, welche vom Rande des Grabens sich erheben, sind von einer massiven Strebemauer geschützt, die aus der Tiefe des Grabens schräg aufsteigt.

Innerhalb der Festung zeichnet sich der auf der Ostseite nahe dem Nordostwinkel gelegene Thurm durch deutliche Spuren eines hohen Alters besonders aus. Er wird von den ältern Schriftstellern Davidsthurm, von neuern Hippikusthurm genannt und ist der stärkste unter allen, auf der Südseite 70, auf der Ostseite 56 F. breit und etwa 80 F. hoch. Sein oberer Theil hat, gleich den andern Thürmen und Mauern ringsum, ein modernes Aussehen und ist wie die andern Thürme erst in spätern Zeiten errichtet. Der untere Theil dagegen ist bis zu einer Höhe von 40 bis 50 F. aus sehr grossen, fugengeränderten Steinen erbaut, welche denen in den Ueberresten der alten Tempelmauer ähnlich sind und, allem Anscheine nach, noch ihre ursprüngliche Lage einnehmen. Manche Quadern haben eine Länge von 10 bis 13 und eine Breite und Höhe von 4 bis 5 F. Der Eingang zum Thurme befindet sich an dessen Westseite in dem obern modernen Theile, etwa 50 F. oberhalb des Bodens. In dem untern antiken Theile aber ist kein Eingang und auch kein Raum in seinem Innern bekannt, früher soll es jedoch einen unterirdischen Gang gegeben haben, der hinein führte, aber Niemand weiss jetzt etwas davon.

Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, dass der untere Theil des Thurmes, welcher nach altjüdischem Baustyl aus grossen Steinen mit eigenthümlicher Fugenränderung besteht, wie sie auch in den Mauern der Tempelarea und der Machpelah vorkommen, ein Rest des alten Hippikus ist, welchen, wie Josephus berichtet, Titus bei der Zerstörung Jerusalems stehen liess. Das übrige der Citadelle, besonders der westliche Theil mit der schrägen Strebemauer, von der verschiedene Beispiele in Palästina vorkommen, stammt

höchst wahrscheinlich aus den Zeiten Hadrians, der bei dem Aufbau und der Befestigung seiner Aelia ohne Zweifel wiederum eine Festung an der Stelle der frühern errichtete, welche, vermöge ihrer hohen Lage, die Stadt vollkommen beherrschte.

Die Citadelle war bei der Einnahme Jerusalems durch die Kreuzfahrer der stärkste und der zuletzt eroberte Stadttheil. Geschichtschreiber dieser Zeit schildern sie als aus grossen, gehauenen Steinen erbaut und mit Thürmen, Mauern und Vorwerken versehen. R. Benjamin von Tudela beschreibt den alten Unterbau der Festung als einen Ueberrest der altjüdischen Bauwerke. Als die Stadtmauer im Jahr 1219 auf Befehl des Sultan Melek el-Muaddin zerstört wurde, blieb die Citadelle verschont und ist seitdem unter dem Namen Burg Davids bekannt.

Im Innern der Citadelle finden sich Wohnungen für den Commandanten und die Besatzung, sowie eine Cisterne, die aber kein hinreichendes Quantum Wasser liefert. Von den Thürmen und besonders von dem Minaret geniesst man eine schöne Aussicht, nicht allein auf das transjordanische Gebirge, sondern auch auf das todte Meer. Der Eintritt in die Festung ist für Nichtmoslemin mit einigen Schwierigkeiten verbunden, die sich aber leicht beseitigen lassen. In eine Kammer des Davidsthurmes jedoch, welche die Mohammedaner als Mihrab Nebi Daud, Betstätte des Propheten David, verehren, wird keinem Ungläubigen der Eintritt gestattet. Nach den mohammedanischen Sagen, die schon Medschir ed-Din erwähnt, pflegte David an dieser Stätte zu beten. Als Mohammed auf seiner Fahrt in der Nacht ein Licht an dieser Stelle aufgehen sah und den Engel Gabriel fragte, was es bedeute, antwortete dieser, es bezeichne den Platz des Mihrab Davids.

Die alten Mauern.

Josephus berichtet über die Mauern Folgendes: Die Stadt war zur Zeit der Zerstörung durch Titus von einer dreifachen Mauer eingeschlossen, jedoch nur da, wo sie nicht von unzugänglichen Schluchten umgeben war; an den übrigen Stellen hatte sie nur eine einzige Mauer. Die Stadt war auf zwei einander gegenüber liegenden Bergen erbaut, die durch ein dazwischen laufendes Thal, an welches die Häuser grenzten, getrennt waren. Von diesen Bergen war der, welcher die obere Stadt trug, der höchste und ausgedehnteste. Wegen seiner Festungswerke wurde er vom König David die Burg oder Festung genannt. Josephus bezeichnet ihn als Obermarkt. Der andere Berg, auf welchem die untere Stadt lag, war an beiden Seiten abschüssig und hiess Akra. Diesem gegenüber war ein dritter Berg, etwas weniger hoch als Akra und von diesem durch ein anderes, breiteres Thal getrennt. Aber zur Zeit der Hasmonäer warf man Erde in dieses Thal, um die Stadt mit dem Tempel zu verbinden; man liess nun auch die Höhe des Akra niedriger machen, so dass der Tempel darüber emporragte. Das Tyropoeonthal, welches die untere Stadt von der obern trennte, erstreckte sich ganz bis nach Siloah hinab, einer Quelle, die süsses Wasser in Menge hat. Von aussen waren die beiden Berge von tiefen Thälern umgeben, und von hier aus konnte man der steilen Abhänge wegen der Stadt sich nicht nähern.

Von den Mauern war nach Josephus die älteste wegen der Höhen, auf welchen sie stand, unbezwinglich. Ihre natürliche Festigkeit wurde durch David, Salomo und die nachfolgenden Könige noch künstlich vermehrt. Sie begann in ihrem nördlichen Theile bei dem Thurme Hippikus, erstreckte sich bis an den offenen Platz Xystus, schloss sich dann an das Rathhaus an und endete in der westlichen

Säulenhalle des Tempels. Im Westen dehnte sie sich, von dem nämlichen Punkte aus, südwärts nach einem Platze Bethso und dem Essenerthore, hierauf zog sie sich die Südseite entlang nach dem Siloahteiche, lief dann im Osten bei Salomos Teich und Ophla vorbei, bis sie an der östlichen Säulenhalle des Tempels endigte. Die zweite Mauer begann bei dem Thore Gennath, umkreiste nur den nördlichen Theil der Stadt und dehnte sich bis zu der Burg Antonia, am Nordwestwinkel der Tempelarea aus. Die dritte Mauer begann ebenfalls beim Hippikus, erstreckte sich nördlich bis zum Thurme Psephinos, zog sich dann gegenüber dem Grabmal der Helena, der Königin von Adiabene, nach den Königsgräbern, bog um den Eckthurm bei dem Walker-Monument und schloss sich zuletzt im Thal Kidron an die alte Mauer an. Agrippa war ihr Gründer; er führte sie auf, um die neubebauten Theile der Stadt zu schützen. Als die Zahl der Einwohner sich vergrösserte, wurde ein vierter Hügel Namens Bezetha, Neustadt, auf der Nordseite des Tempels und der Burg Antonia mit Häusern bebaut. Agrippa der Aeltere begann nun den Bau der dritten Mauer zur Zeit des Kaisers Claudius, etwa dreissig Jahre vor der Zerstörung Jerusalems; aber aus Furcht, den Kaiser zu beleidigen, liess er das Werk wieder liegen und es wurde erst später vollendet. Neunzig mächtige Thürme, deren Zwischenraum je 200 Ellen betrug, verstärkten diese dritte, 25 Ellen hohe, 10 Ellen dicke Mauer, vor allen der 70 Ellen hohe Psephinos. Die mittlere Mauer hatte 14, die alte 60 Thürme.

Die erste und älteste Mauer, welche, wie wir eben gesehen haben, bei dem Hippikus, dem sogenannten Thurme Davids, der heutigen Citadelle, begann, lief ostwärts längs dem Nordende des Zion und dann quer durch das Thal nach der Westseite der Tempelarea. In dieser Nordmauer standen die zwei anderen Thürme, Phasaelus und Mariamne, und in deren Nähe lag im Süden der Palast des Herodes, der Xystus und die von der Oberstadt zum Tempel füh-

rende Brücke. Der Xystus war ein offener Platz, am äussersten Theile der Oberstadt, wo das Volk zuweilen sich versammelte. Als Titus, erzählt Josephus, nachdem er in den Besitz des Tempels gelangt war, eine Unterredung mit den Juden hielt, welche noch die Oberstadt inne hatten, stellte er sich auf die westliche Seite des äussern Tempelhofes, wo die Brücke den Tempel mit dem Xystus vereinigte, und diese Brücke allein lag zwischen ihm und dem auf diesem Platze versammelten Volke.

Was den andern Theil der ersten Mauer betrifft, welcher vom Thurme Hippikus südwärts längs dem westlichen Rande des Zion sich hinzog, so glaubt man in einem schmalen Erdwall, der ausserhalb der heutigen Stadt, längs dem westlichen Rande des Zion läuft, und in einigen abgesonderten, senkrecht abgehauenen Felsgruppen, die an der Südwestecke von Zion liegen, einige Spuren dieser Mauer zu finden. Aus dem Berichte des R. Benjamin von Tudela geht hervor, dass Reste der alten Mauer Zions noch zu seiner Zeit, um das Jahr 1165, sichtbar waren.

In Hinsicht des weitern Verlaufes dieser Mauer an der Ostseite, scheint aus Josephus hervorzugehen, dass die Stadt sich ganz bis nach Siloah erstreckte, und dass sich rings um diesen Teich eine Festungsmauer befand. Dies ist auch aus dem Buche Nehemia, welches die Mauer des Teiches „Schelach" erwähnt, deutlich zu erkennen. Von Siloah aus lief die Ostmauer Ophel vorbei, wo nach Nehemia die Nethinim oder Tempeldiener in der Nähe des Tempels wohnten, und endigte an der östlichen Halle des Tempels.

Aus der Erzählung des Josephus von der Belagerung Jerusalems ist zu ersehen, dass die Römer, selbst nachdem sie den untern Theil der Stadt, die Burg und den Tempel mit dem südlichen Viertel bis Siloah in Besitz genommen hatten, noch immer nicht im Stande waren, in den obern Theil der Stadt einzudringen. Man ist daher veranlasst, ausser der von Josephus geschilderten ersten Hauptmauer,

noch eine Nebenmauer längs dem Ostrande des Zion anzunehmen, welche sich von dem Nordtheile der ersten Mauer in der Nähe des Tempels bis nach Siloah hin erstreckte und so die Umschliessung des Berges Zion vervollständigte.

Die zweite Mauer, berichtet Josephus, begann an dem Thore Gennath in der ersten Mauer und erstreckte sich, nur den Nordtheil der Stadt umkreisend, bis zu der Burg Antonia. Dieser Bericht ist im Ganzen höchst undeutlich und dunkel. Berücksichtigen wir den Umstand, dass die Stadt im Norden und Nordwesten von einer Ebene umgeben ist, und dass die zweite Mauer die Bestimmung hatte, die Nordseite der Stadt, wo die erste Mauer von keinem Thale umgeben war, zu schützen, so müssen wir annehmen, dass das Thor Gennath, von dem die zweite Mauer ausging, in der ersten Mauer nahe bei dem Thurme Hippikus oder bei der heutigen Citadelle sich befand; denn nur in einer solchen Lage ist die vollständige Beschützung der ganzen Nordseite denkbar. Das zweite Ende dieser Mauer bei der Burg Antonia schloss sich an den Nordwestwinkel der Tempelarea an. Die beiden äussersten Punkte der Mauer sind also bestimmt; ihr Lauf aber zwischen diesen Punkten ist unbekannt, und es herrscht in dieser Beziehung eine grosse Verschiedenheit der Ansichten.

Von diesen Meinungen hat die, nach welcher die Richtung dieser Mauer bogenförmig war, die grösste Wahrscheinlichkeit für sich. Nach dieser Annahme lief die zweite Mauer, in der Nähe des Hippikus beginnend, in nördlicher Richtung die Westseite des Hiskiateiches entlang, quer über den ebenen Theil von Akra und bog dann gegen das heutige Damaskusthor, um in dem Thale zwischen Akra und Bezetha am Nordwestwinkel der Tempelarea zu endigen. Für diese Hypothese und gegen die Annahme eines graden Laufes der zweiten Mauer, vom Hippikus nach der Antonia, spricht einerseits die ausdrückliche Angabe des Josephus, dass die Mauer einen kreisförmigen Lauf beschrieben habe, und andrerseits der sehr alte Teich des Hiskia, welcher ohne Zweifel im In-

nern der alten Stadt lag. Eine weitere Bestätigung dieser Hypothese findet man in den alten Kammern am Damaskusthore, deren Wände aus Steinen bestehen, die genau die Eigenthümlichkeiten der Quadern haben, welche noch an den Winkeln der Tempelarea zu sehen sind. Es ist daher höchst wahrscheinlich, dass diese Bauten Reste alter Thürme der zweiten Mauer sind.

Die dritte Mauer hatte nach der Schilderung des Josephus ihren Ausgangspunkt ebenfalls beim Hippikus und zog sich nordwärts bis zum Thurme Psephinos hin. Der Psephinos, welcher dem Hippikus gegenüber lag, muss auf der Anhöhe in der Nähe des Nordwestwinkels der heutigen Stadt gestanden haben. Das Grab der Helena war ohne Zweifel in der Nähe der Gräber der Könige. Daher ist es sehr wahrscheinlich, dass die dritte Mauer vom Psephinos in einer nordöstlichen Richtung nach dem Kidronthale ging und sich dann längs dem Thale dehnte, bis sie mit der ersten alten Mauer, welche vom Süden im Osten des Tempels heraufkam, zusammentraf. Es scheint auch unzweifelhaft zu sein, dass die Reste der alten Bauten, welche ausserhalb der heutigen nördlichen Stadtmauer liegen, Spuren von dem Nordwesttheile der dritten Mauer sind. Im Osten des Weges von dem Jaffathor nach den Gräbern der Könige sind Grundsteine vorhanden, welche offenbar zu der dritten Mauer gehörten, da es grosse gehauene Steinblöcke sind, deren Beschaffenheit mit andern Bauwerken aus dieser Zeit übereinstimmt. Von hier aus erstrecken sich die Fundamente der Mauer in westlicher Richtung bis nach der Nordwestecke der Stadt. Auch innerhalb dieser Ecke der heutigen Mauer ist noch eine Spur von der alten sehr deutlich zu sehen.

Der Umfang der alten Stadt wird von Josephus auf 33 Stadien angegeben, was ungefähr $1^3/_4$ Stunden ausmacht. Der heutige Umfang beträgt etwa $1^1/_4$ Stunde. Bedenkt man, dass die alte Mauer im Süden den ganzen Berg Zion einschloss,

im Osten wahrscheinlich nahe bei dem Boden des Thales Kidron lief, und dass die dritte Mauer im Norden etwa 300 Schritt nördlich von der heutigen Stadt vorbeizog, so kann man der Angabe des Josephus vollen Glauben schenken.

Die Mauern Hadrians, welche die auf den Trümmern Jerusalems errichtete Aelia umgaben, hatten eine geringere Ausdehnung, als die alten zur Zeit der Zerstörung. Von dem Umfang und der Richtung dieser Mauern findet man in der Geschichte keine genauen Mittheilungen; die Stadt scheint aber fast gänzlich die Grenzen des jetzigen Jerusalems eingenommen zu haben. Ein Theil der alten Stadt im Norden und ein grosser Theil des Zion scheinen auch damals, wie jetzt, nicht zur Stadt gehört zu haben. Die Mauern Hadrians, welche unter der Herrschaft der Araber wieder befestigt wurden, haben sich wahrscheinlich bis zur Zeit der Kreuzzüge erhalten. Als die Kreuzfahrer vor Jerusalem erschienen, fanden sie auch den grössten Theil des Zion noch ausserhalb der Stadtmauern.

Gegen Ende des Königreiches Jerusalem geriethen die Mauern in Verfall, und dies gab im Jahre 1178 Anlass zum Sammeln von Unterschriften bei den weltlichen und geistlichen Fürsten Europas, die sich für die Wiederherstellung der Mauern zu jährlichen Geldbeiträgen bis zur Vollendung des Werkes verpflichteten. Die Befestigung wurde auch zum Theil ausgeführt, denn im Jahre 1187 leistete die Stadt mehrere Wochen lang einer Belagerung Widerstand, bevor sie der Macht Saladins erlag. Als Jerusalem im Jahre 1192 mit einer Belagerung von Richard von England bedroht wurde, brachte dieser Sultan den Winter damit zu, neue Mauern und Bollwerke zu errichten und tiefe Gräben ziehen zu lassen. Saladin ging selbst mit gutem Beispiele voran, um die Arbeiter anzufeuern; er ritt täglich um die Werke herum und brachte selbst Steine auf dem Sattel seines Pferdes herbei. Mit gleichem Eifer nahmen die hohen Würdenträger an dem Werke Theil, das in sehr kurzer Zeit vollendet wurde.

Im Jahre 1219 liess der Sultan Melek el-Muaddin von Damaskus, wie bereits erwähnt, die Thürme und die Mauern zerstören. Zehn Jahre später nahm Kaiser Friedrich, in Folge der Unterhandlungen mit den Arabern, die offene Stadt unter der Bedingung in Besitz, dass die Mauern nicht wieder aufgebaut werden sollten. Trotzdem beeilten sich im Jahre 1239 die Barone und Ritter des Königreiches Jerusalem die Mauern wieder herzustellen. Dieses Unternehmen wurde aber noch in demselben Jahre durch einen Angriff des Emir Daud von Kerak unterbrochen, der die Stadt einnahm und nicht allein die eben errichteten Mauern wieder zerstörte, sondern auch den bis jetzt verschont gebliebenen Thurm Davids abbrach. Vier Jahre später erfolgte eine unbedingte Uebergabe der Stadt an die Christen und bald darauf wurden die Mauern wieder aufgebaut. In den Jahren 1536 bis 1539 wurden unter Sultan Soliman die noch jetzt stehenden Mauern errichtet, welche im Allgemeinen die Lage der früheren einnehmen. Eine geringe Abweichung ist nur an der Nordwestecke bemerkbar, an deren Aussenseiten sich Ueberreste einer frühern Mauer aus der Zeit der Kreuzzüge vorfinden.

Die Thürme Hippikus, Phasaelus, Mariamne und Psephinos.

Der Hippikus wurde von dem ersten Herodes erbaut und nach seinem in der Schlacht gefallenen Freunde benannt. Nach der Beschreibung des Josephus lag er an der Nordwestecke der Oberstadt oder des Zion und hatte die Gestalt eines Vierecks, von dem eine jede Seite fünfundzwanzig jüdische Ellen betrug. Sein unterer Theil war ganz massiv und dreissig Ellen hoch; oberhalb desselben befand sich eine zwanzig Ellen tiefe Cisterne, und über dieser waren in einer Höhe von fünfundzwanzig Ellen verschiedene Gemächer. Die Spitze war mit einer Brustwehr von zwei Ellen und mit Zinnen von drei Ellen Höhe versehen. Die

ganze Höhe des Thurmes betrug daher achtzig Ellen. Die Steine, aus denen er erbaut war, hatten zwanzig Ellen Länge, zehn Breite, fünf Höhe und bestanden in den obern Theilen des Thurmes aus weissem Marmor.

Vergleicht man diesen Bericht des Josephus mit der Lage und der Construction des antiken Theils des oben beschriebenen Thurmes Davids, so findet man eine Uebereinstimmung, welche zu der Annahme berechtigt, dass der untere Theil dieses Thurmes ein Ueberrest des Hippikus ist.

Die Thürme Phasaelus und Mariamne wurden von Herodes in derselben Form, aber in grössern Dimensionen aufgeführt; der eine nach seinem Freunde Phasaelus, und der andere nach seiner Gemahlin Mariamne genannt. Sie standen an der ersten alten Mauer in der Nähe des Hippikus, von welchem die Mauer ostwärts, längs dem nördlichen Rande des Zion nach dem Tempel zulief. Mit diesen Thürmen und mit dem Hippikus war der Palast des Herodes verbunden, welcher von einer dreissig Ellen hohen Mauer, an deren Umfange zierliche Thürme emporstrebten, eingeschlossen wurde. Diesen Palast beschreibt Josephus als „das merkwürdigste Werk, das je die Sonne beschienen," kostbar und luxuriös, wie alle Bauten dieses Königs. Er war stark befestigt und mit ausserordentlicher Pracht ausgeführt; geschmückte Hallen, Gallerieen und zahllose Gemächer reihten sich aneinander, und daneben befanden sich herrliche Lusthaine, tiefe Wassergräben und Brunnen, reich verziert mit Figuren, aus welchen das Wasser hervorsprudelte.

Von allen diesen Festungswerken und Prachtgebäuden ist jetzt, ausser dem massiven Theil des Hippikus, keine Spur mehr vorhanden. Als Titus die massive Construction dieser Werke sah, gab er den Befehl, diese drei Thürme stehen zu lassen, um sie als Denkmal der römischen Tapferkeit, die solche Riesenwerke überwunden, für die Nachwelt zu erhalten. Es ist aber wahrscheinlich, dass Hadrian die Thürme ihres Baumaterials wegen zertrümmerte und nur den

untern Theil des Hippikus, den er in seine neue Festung einschloss, verschonte.

Der Psephinos lag nach Josephus dem Hippikus und den andern Thürmen gegenüber nach Norden zu, an der Nordwestecke der dritten Mauer; er war von achteckiger Form und 70 Ellen hoch. Von seiner Spitze konnte man gegen Osten Arabien und gegen Westen das Land bis zum Meere übersehen. Der Thurm muss daher auf der Anhöhe, die sich nördlich von der Nordwestecke der Stadt hinzieht, gestanden haben, wo noch heute Spuren alter Grundmauern von Thürmen und andern Festungswerken sich zeigen.

Alte Thore.

Die älteste ausführliche Nachricht von den Thoren Jerusalems finden wir bei Nechemia, wo von dem Wiederaufbau der Stadtmauer und ihren Thoren erzählt wird. Nechemia beginnt die Beschreibung mit dem Schafthor, schreitet dann in nördlicher Richtung fort und umkreist die ganze Stadt, um wieder am Schafthor zu endigen. Die Thore, welche die Erzählung erwähnt, sind folgende: Schafthor, Fischthor, das alte Thor, Thalthor, Mistthor, Quellenthor, Wasserthor, Rossthor, Ostthor, Rathsthor. Ferner spricht Nechemia von dem Thor des Gewahrsams und dem Thor Ephraim. Das erstere von diesen beiden ist wahrscheinlich mit dem Rathsthor identisch. Im Buche Jeremia kommt auch ein Thor Benjamin vor, welches wohl kein anderes ist, als das Thor Ephraim.

Ueber die allgemeine Lage der Thore giebt die weitere Erzählung Nechemias Aufschluss. Er berichtet nämlich von den zwei Gesangchören der Leviten, welche bei dem Einweihungsfeste der Mauer von einem wahrscheinlich im Westen gelegenen Punkte aus, in entgegengesetzter Richtung um die Stadt gingen. Der eine Chor zog nach rechts in südlicher Richtung und ging über das Mistthor, Quellenthor und Wasser-

thor nach dem Tempel; der andere Chor ging links, nördlich über den Ofenthurm, die breite Mauer, das Ephraimsthor, das alte Thor, das Fischthor, den Chananelthurm, den Thurm der Hundert, das Schafthor und hielt am Thor des Gewahrsams. Beide Chöre trafen im Tempel zusammen, wo sie sich aufstellten.

Die besondere Lage jedes einzelnen Thores lässt sich nicht bei allen ermitteln; nur die Lage einiger können wir mehr oder weniger bestimmt angeben.

Das Ephraimsthor lag ohne Zweifel an der nördlichen Seite der Stadt, an der Stelle des heutigen Damaskusthores; es führte nach dem Gebiete Ephraim und Benjamin und wurde daher mit dem Namen dieser Stämme bezeichnet.

Das Eckthor lag 400 Ellen vom Thore Ephraim entfernt, wie wir dies im zweiten Buche der Könige lesen: „Jehoasch, König von Israel, machte einen Bruch von vierhundert Ellen in der Mauer Jerusalems, am Thore Ephraim, bis an das Eckthor.“ Es ist daher nicht unwahrscheinlich, dass die drei untern Lagen von grossen geränderten Steinen des viereckigen Thurmes, welcher, gerade 400 biblische Ellen von dem jetzigen Damaskusthore entfernt, innerhalb der Nordwestecke der heutigen Mauern liegt, ein Ueberrest des alten Eckthores, vielleicht auch des im zweiten Buche der Chronik erwähnten Thurmes sind, welchen Usiah über dem Eckthore aufführen liess.

Die Lage des Thalthores hat man nach der Beschreibung des Nechemia an dem westlichen Theile des Zion zu suchen. Vermuthlich lag dieses Thor an der Nordwestseite des Zion, an der Stelle der heutigen Citadelle, welche an der Biegung des obern Theiles vom Hinnom liegt; denn dieser Punkt, der wichtigste zur Vertheidigung der Stadt von der Westseite, war zu allen Zeiten, wie auch noch heute, besonders stark befestigt, und Usiah liess deshalb auch das Thalthor, wie das Eckthor, mit einem Thurme versehen. Auch die Angabe des Nechemia, dass die Entfernung vom

Thalthor bis zum Mistthor, „Schaar haaschpoth", 1000 Ellen betrug, spricht für diese Annahme, da das jetzige Düngerthor der Franken oder Rab el-Mugharibeh der Araber, welches ebenfalls etwa 1000 Ellen von der Citadelle entfernt ist, höchst wahrscheinlich dem Mistthor des Nechemia entspricht, dessen Namen von den Abzugskanälen herrührt, welche, wie noch jetzt, in seiner Nähe ihre Ausmündung hatten.

Das Quellenthor lag nach Nechemia in der Nähe des Teiches Schelach oder Siloah. Vermuthlich war dies das im zweiten Buche der Könige erwähnte „Thor zwischen der Doppelmauer, welche zum Garten des Königs führte", durch das der König Zidkiah bei der Belagerung Jerusalems durch Nebuchadnezar zu entkommen versuchte.

Das Wasserthor bildete einen Eingang zu dem Tempel und gehörte nicht der Stadtmauer an, was Nechemia in dem „Platze vor dem Wasserthore," welcher höchst wahrscheinlich mit der Tempelarea identisch ist, andeutet. Weit klarer spricht sich hierüber die Mischnah Midoth aus, welche mit diesem Namen ein südliches Thor in der Vorhalle des Tempels bezeichnet, weil man durch dasselbe das Wasser aus der Schiloachquelle zu der Feierlichkeit des Wasserschöpfens am Laubhüttenfeste in den Tempel brachte.

Das Rossthor lag, wie aus der Erzählung im zweiten Buche der Könige von der Hinrichtung der Athaliah hervorgeht, zwischen dem Tempel und dem königlichen Palaste. Auch einige andere Thore Nechemias scheinen nicht der Stadtmauer angehört zu haben.

Strassen.

Die Strassen von Jerusalem führen keine officiellen Namen und finden im Munde der Einwohner theils nach den grösseren Gebäuden in denselben, theils nach ihrer Lage und Richtung ganz willkührlich ihre Bezeichnung. Die grössern Strassen laufen von Westen nach Osten und von Süden

nach Norden, so dass sie sich beinahe in einem rechten Winkel kreuzen. Die kleinern machen bedeutende Krümmungen und enden oft in eine Sackgasse. Zu den bedeutendsten Strassen, welche von dem westlichen Theile der Stadt nach Osten laufen, gehört die, welche von dem Jaffathor nach dem Haram, von den Franken Davidstrasse genannt, und die, welche von dem lateinischen Kloster zu dem Löwenthor führt. Hauptstrassen in der Richtung von Norden nach Süden sind: die Bazarstrasse und die Strasse, welche im Thale neben dem Haram läuft. Die Breite der Strassen ist gewöhnlich nur 6 bis 10, selten 15 Fuss, wodurch oft der Verkehr in den stark besuchten Stadttheilen sehr erschwert wird. Beim Zusammentreffen mehrerer Lastthiere, Kameele, Pferde, Maulthiere und Esel, auf deren Rücken Alles fortgeschafft wird, entsteht häufig ein so grosses Gedränge, dass die Bewegung auf einige Minuten gehemmt wird. Die Orientalen sind der Meinung, dass die engen Strassen den Vorzug verdienen, weil in denselben die starke Wirkung der Sonnenstrahlen weniger lästig und daher das in den breiten Strassen gebräuchliche Ueberspannen mit Tüchern entbehrlich ist; sie bedenken aber nicht, wie klein dieser Vortheil erscheint gegenüber dem grossen Nachtheile, der in hygienischer Beziehung durch die Stockung der Luftcirculation in den engen und krummen Strassen entsteht.

Die hügelige Oberfläche der Stadt bringt es mit sich, dass die Strassen, besonders diejenigen, welche von Westen nach Osten laufen, häufig auf- und absteigen; dagegen findet man andere in der Richtung von Nord nach Süd, die ziemlich eben sind. Die meisten Strassen sind gepflastert; das Pflaster ist jedoch grösstentheils mangelhaft, da es häufig Lücken darbietet und an vielen Stellen nur aus breiten, glatten und unregelmässig gelegten Steinen besteht; jedoch trägt die Abschüssigkeit des Bodens viel dazu bei, die Strassen in Jerusalem reinlicher zu erhalten, als in den meisten Städten des Orients. Die Gesammtzahl der Strassen wird auf 180 geschätzt.

Häuser.

Bei dem Bau eines Hauses in Jerusalem wird besonders auf den Wasserbedarf der Bewohner und auf das zurückgezogene Leben, welches die Frauen, der orientalischen Sitte gemäss, führen, Rücksicht genommen.

Um die Einwohner mit Wasser zu versorgen legt man beim Beginne eines Baues wenigstens eine, häufig auch mehrere Cisternen an, die in dem weichen Kalksteinfelsen, auf welchem die Stadt erbaut ist, ausgehöhlt werden. Die Cisternen sind gewöhnlich 8 bis 30 F. lang, ebenso breit, 12 bis 20 F. tief und haben nur oben eine runde, in den Hof des Hauses mündende Oeffnung, welche mit einer Mauer und einem Rade für den Eimer versehen, dem Ganzen das Aussehen eines gewöhnlichen Brunnens giebt. Das Wasser wird während der Regenzeit von den flachen Dächern und den unter freiem Himmel liegenden Terrassen, welche alle mit einer sanften Neigung gegen die unten befindliche Cisterne gebaut sind, durch Röhren in diese geleitet.

Mit Rücksicht auf die morgenländische Lebensweise werden die Häuser so viel als möglich von der Strasse abgeschlossen erbaut und mit geräumigen Höfen und Terrassen versehen, die den Hausbewohnern zum angenehmen Aufenthalt dienen, und zugleich eine wohlthuende Lüftung der Wohnräume gestatten. Ein grösseres Haus in Jerusalem ist eine Gruppe von einzelnen würfelförmigen, gewöhnlich ungleich hohen Zimmern mit abgesonderten Eingängen, welche alle um den gemeinschaftlichen freien Hof liegen und an einander stossen oder auch übereinander stehen, aber nicht durch Thüren mit einander verbunden sind. Jeder dieser Zimmerwürfel bildet ein für sich unabhängig bestehendes, mit eigenem Terrassendach und mit 1 oder 2 Kuppeln geschmücktes Ganzes.

Die Häuser werden durchgehends mit Einschluss der

Fussböden, Treppen und Dächer, aus Stein oder ähnlichem Baumaterial errichtet, und nur zu Thüren und Fensterrahmen wird Holz verwendet. Aus würfelförmigen, nicht grossen Steinen werden die etwa zwei F. dicken Wände des Zimmers aufgeführt; die Decke, welche zugleich das Dach bildet, wird kuppelförmig gewölbt und mit einer flachen Terrasse umgeben. Zum Wölben werden entweder Steine oder hohle Thoncylinder benutzt. Die letzteren sind 8 bis 10 Zoll lang und 2 Zoll im Durchmesser, an einem Ende verschlossen, am andern offen, und werden beim Bau des Gewölbes mit dem offnen Ende nach innen an einander gesetzt und mit Mörtel verbunden. Zur Bekleidung des Gewölbes bedient man sich eines eigenen Mörtels, Kasser-Milh genannt, der ausserordentlich fest wird und, wie es scheint, dieser Eigenschaft wegen, schon von den Alten zu ihren Bauten benutzt wurde. Zu seiner Bereitung nimmt man ungelöschten Kalk, der mit Sand, Ziegelmehl und dem Rückstande von den Seifensiedereien untermischt wird. Diese Masse wird 3 bis 4 Zoll dick aufgetragen und so lange mit Holzspatel geklopft, bis sie eben und so fest wird, dass das Gewölbe vor dem Durchschlagen des Wassers vollkommen geschützt ist.

Von den meisten Dachterrassen hat man eine schöne, das Auge und das Herz erfreuende Aussicht. Eine solche genoss ich während einer langen Reihe von Jahren von der Terrasse meines Hauses in dem untern Theile der Davidstrasse auf die in der Nähe liegende Tempelarea, welche, ausser dem hohen Interesse, die ihre grosse Vergangenheit bietet, noch gegenwärtig mit ihren grünen Rasen, Cypressen, Palmen und Platanen dem Auge einen lieblichen Anblick gewährt. Die Eingebornen verbringen auf den Dächern ihre Abende mit Gesang und Paukenschlag, und manche von ihnen halten daselbst in der heissen Jahreszeit sogar ihre Nachtruhe. Die Dächer werden auch zu manchen Zwecken der Haushaltung benutzt, wie dies schon zur Zeit Josuas, als die Kundschafter in das Haus Rachabs in Jericho ein-

kehrten, der Fall gewesen. „Sie hatte sie hinaufgeführt auf das Dach und verbarg sie unter ihren Flachsstengeln, die auf dem Dache aufgeschichtet lagen.“ Auf diese Benutzung der flachen Dächer hat auch das Gebot Bezug: „Wenn du ein neues Haus bauest, so mache ein Geländer um dein Dach und lasse kein Blut auf dein Haus kommen, wenn Jemand davon herabfiele.“

Schornsteine fehlen gänzlich, und nur in einzelnen, von Europäern bewohnten Häusern sieht man das eiserne Rohr eines Ofens aus der Wand hervorragen. Da nur Holzkohlen, die fast keinen Rauch entwickeln, im Gebrauch sind, so kocht man in der Küche auf einem einfachen Heerde mit mehreren eingemauerten Kochstellen, oder in den Häusern der Unbemittelten auf einem Kohlenbecken im Wohnzimmer und lässt den manchmal entstehenden Rauch durch die Thüröffnung entweichen.

Der Hof mit der Cisterne bildet den Mittelpunkt des ganzen Hauses, der in der heissen Jahreszeit den Einwohnern einen angenehmen Aufenthalt gewährt, und durch welchen man unter freiem Himmel von einem Zimmer in das andere und von den untern Wohnräumen in die höheren gelangt. Dieser letzte Umstand, der unserm Baustyl uud unserer Gewohnheit geradezu widerspricht, macht das Hauswesen, besonders beim Regenwetter, einigermassen unbequem. Aus dem Hofe eines grössern Hauses führt eine steinerne Treppe unter freiem Himmel zu einem obern Stockwerke, das aus einem kleinern offenen Hofe oder Vorplatze mit umliegenden Zimmern besteht, und aus diesem zu einem zweiten Stocke, der ebenfalls mit einem kleinen, offenen Vorplatze versehen ist. Auf den Vorplätzen in den obern Stockwerken der Häuser befindet sich gewöhnlich ein ummauerter und mit Erde ausgefüllter Raum, in welchem eine Cypresse oder ein anderer Baum wächst. In meinem Hause war auf dem Vorhofe des ersten Stockes ein grosser Granatapfelbaum, der zahlreiche vortreffliche Früchte reifte, und auf dem des zweiten ein

weitverzweigter Weinstock, dessen Laub den ganzen Vorplatz beschattete. Die Vorplätze in den Stockwerken sind mit einer Brüstung umgeben, deren unterer Theil aus Steinen besteht; der obere ist aus, an beiden Enden offenen, Röhren von Backstein zusammengesetzt, welche den Durchblick gestatten, ohne dass man von aussen gesehen wird, und der Luft einen freien Durchgang gewähren, so dass eine erfrischende Luftströmung stattfindet. In dem obern Rande der Brüstung sind gewöhnlich Blumentöpfe zur Aufnahme von Zierpflanzen eingemauert.

Im Innern der ungleich grossen Zimmer gewährt die gewölbte Decke mit der hohen Kuppel einen architektonisch schönen Anblick und macht den Aufenthalt während der heissen Jahreszeit erträglicher. Die Höhe eines Zimmers steigt auf 20 F. An den Wänden sind Nischen angebracht, die unsere Schränke und sonstigen Behälter für häusliche Gegenstände ersetzen. Auf schöne Fussböden verwendet man mehr Sorgfalt als auf andere Theile der Wohnung, was mit der orientalischen Sitte zusammenhängt, das Zimmer nur mit reiner Fussbekleidung, ohne Schuhe zu betreten. Nicht selten decken den Boden schöne Marmorplatten, weit häufiger aber besteht er aus einer eigenthümlichen Masse, die aus Kalk, Ziegelmehl, Oel, Eiern und Baumwolle bereitet wird, und hat alsdann eine schöne blassgelbe Farbe und eine dem geschliffenen Marmor ähnliche Glätte.

Die Thüren sind nicht gross und haben gewöhnlich eine nur mittelmässige Höhe, die einer Person von höherer Statur den Durchgang in aufrechter Haltung nicht gestattet und die Eintretenden zur Vorsicht nöthigt. Bei der eigenthümlichen Bauart der Häuser sind die im Hofe liegenden Thüren nicht vor dem Regen geschützt, und da das gewöhnlich nur locker zusammengefügte Holzwerk sich noch durch die starke Hitze spaltet, so sind viele Thüren nicht im Stande, den Regen vom Eindringen in die Wohnräume gänzlich abzuhalten. Die alten syrischen Thürschlösser mit ihren hölzernen Rie-

geln, welche bis zu den Zeiten Salomo's hinauf reichen und schon im Hohenliede erwähnt sind, kommen jetzt seltener vor und werden meistens durch gewöhnliche eiserne ersetzt. Die Fenster, besonders im Erdgeschosse, liegen weniger gegen die Strasse; ihre Grösse und Stellung sind durchaus unsymmetrisch. Die meisten sind jetzt mit Glas versehen; wo dieses fehlt, wird die Oeffnung durch ein hölzernes Gitter geschützt, welches den Vortheil gewährt, dass man hinaussehen kann, ohne von aussen beobachtet zu werden. Manche Wohnungen der Unbemittelten haben gar keine Fenster und empfangen das Licht nur durch die Thür, über welcher noch eine schmale Oeffnung als Ventilator angebracht ist. Ueberhaupt tragen die Wohnungen der dürftigen Klassen in ihrer äusserst beschränkten Einrichtung das Gepräge primitiver Einfachheit, so dass die Bewohner schweren Entbehrungen ausgesetzt sind.

Die grossen Häuser bestehen gewöhnlich aus drei, selten aus vier Stockwerken und haben eine Höhe von 30 bis 50 F.; dagegen sind die kleinern manchmal nicht höher als 12 F. In der Form herrscht im Allgemeinen grosse Gleichförmigkeit, und von der Strasse erscheinen die an einander stossenden Häuser fast alle unter einer horizontalen Dachlinie erbaut.

In manchen Strassen findet man ältere, imposante Gebäude, welche in ihrem halb verfallenen Zustande noch immer einen edlen Baustyl zeigen. Einige derselben sind mit sehr geschmackvoll gehauenen Säulen und prächtigen Ornamenten versehen, wie unter andern das Haus des Mahmud ed-Denef, welches über 900 Jahre alt sein soll. Ein besonders merkwürdiges Gebäude sieht man in der Strasse, welche vom nördlichen Suk oder Bazar zum Haram führt. Die Wände desselben bestehen aus grossen, schönen Marmorsteinen, welche an Stelle des Mörtels mit gegossenem Blei zusammengefügt sind. Das grosse und mit einem geräumigen Hofe versehene Gebäude ist unbewohnt, und nur

der untere Stock wird zu Stallungen und Magazinen benutzt. Es gehört zu den interessantesten Alterthümern Jerusalems und wird für den Palast der Königin Helena gehalten. Dies scheint mit der Angabe des Josephus, der diesen Palast mitten in die Akra verlegt, übereinzustimmen. Im Nordosten der Stadt findet man ganze Reihen von uralten, in Ruinen verwandelten Häusern, die sich durch einen schönen Kuppelbau auszeichnen. Alle diese Häuser sind Eigenthum der Moslemin, welche ihre Wohnungen, wenn sie dieselben nicht an Juden oder Christen vermiethen können, gewöhnlich dem Verfall überlassen.

Der Bau eines Hauses wird oft bedeutend erschwert durch den in Folge der vielen Zerstörungen seit Jahrtausenden angehäuften Schutt, der von ausserordentlicher Tiefe ist und nur mit grosser Mühe weggeräumt wird. Beim Wegräumen des Schutts wurde schon mancher Fund aufgedeckt, und werthvolle Alterthümer wurden zu Tage gefördert; zuweilen findet man auch alte, gut erhaltene Baumaterialien, die wieder zum Bau verwendet werden. Nicht selten kommt es auch vor, dass man den untersten Stock eines alten Gebäudes abdeckt und denselben, wenn das Mauerwerk noch in gutem Zustande ist, als Fundament zum Neubau wieder benutzt. Bei dem Bau der Kaserne auf dem Zion entdeckte man in einer Tiefe von 40 F., in der Richtung von Süden nach Norden, eine ganze Reihe von unterirdischen Bauten. Bei einem andern Neubau in derselben Gegend stiess man in einer Tiefe von 10 F. auf Trümmer alter Bauten, die in einer Höhe von 10 F. aufgeschichtet lagen, nachdem man diese weggeräumt und abermals 10 F. tief in die Erde gegraben hatte, traf man auf Reste älterer Bauten und endlich in der Tiefe von 40 F. auf einen Aquäduct, in welchem noch ein kleines Quantum Wasser enthalten war. Ebenso entdeckte man bei der Grundlegung zu den Synagogen der Sephardim viele Häuser, die unter dem Schutte vollständig begraben waren; ausserdem fand man daselbst viele polnische Dukaten mit dem Bild-

nisse des Königs Wenzel. Ein ähnlicher Fund, ein Töpfchen voll ägyptischer und venetianischer Goldmünzen aus dem 14. Jahrhundert, kam beim Graben zum Fundamente der neuen deutschen Synagoge „Churba“ zum Vorschein. Es unterliegt daher keinem Zweifel, dass im Schoosse des Bodens der schon zwölfmal zerstörten Stadt noch zahlreiche und wahrscheinlich sehr interessante Alterthümer schlummern, deren Entdeckung von zukünftigen planmässigen Nachgrabungen zu hoffen ist.

Ausserhalb der Stadt fanden sich bis auf die jüngste Zeit fast gar keine Bauten; erst in den letzten Jahrzehnten sind mit der Zunahme der öffentlichen Sicherheit auch vor den Thoren der Stadt, namentlich vor dem Jaffathor, Häuser errichtet worden. Sir Moses Montefiore war der Urheber dieser wohlthätigen Neuerung, indem er seine Armenwohnungen auf einem Terrain vor dem genannten Thore aufführen liess; seinem Beispiele folgten die Russen und errichteten daselbst verschiedenartige Gebäude, eine Kirche, Pilgerhäuser, ein Hospital, ein Consulatsgebäude u. dgl. Hierdurch ermuntert, entschlossen sich auch mehrere Privatleute, ihre Wohnungen in derselben Gegend zu bauen, und so entstand vor dem Jaffathor eine kleine Vorstadt, welche, bei ihrer äusserst vortheihaften Lage, einer vielversprechenden Zukunft entgegen geht.

Die Tempelstätte.

Tempelarea. Hallen, Thore und Höfe des Tempels. Der Tempel. Die Burg Antonia. Die Westmauer. Tempelbrücke. Die übrigen Mauern des Haram. Thore. Das Innere des Haram. Die Felsenmoschee. Eben Schetiah. Die Aksamoschee. Unterirdische Gewölbe des Tempels. Quelle unter der Felsenmoschee. Historische Nachrichten.

Die ebene Oberfläche des Berges Moriah, „Makom hamikdasch,“ d. h. die Stätte des Heiligthums, wird von den Mos-

lemin „Haram“ genannt. Die Mohammedaner halten nicht blos die Moschee des Felsens an der Stelle des Tempels Salomos und den Complex der Aksamoscheen für heilig, sondern auch den ganzen Raum der Area; das Ganze wird daher das Heiligthum oder Haram, auch Haram esch-Scherif, das edle Heiligthum, genannt. So heisst die Grabmoschee Mohammeds in Medina und die Moschee mit der Kaaba in Mekka ebenfalls Haram. Im fünfzehnten Jahrhundert war das Ganze unter dem Namen Aksa, d. i. die Entfernteste, bekannt, nämlich die entfernteste Moschee der drei heiligen Städte, oder Mesdschid el-Aksa, von dem die eigentliche Dschama el-Aksa, Aksamoschee, nur einen Theil ausmacht. In diesem weitern Sinne sagten die Mohammedaner, dass dem Mesdschid el-Aksa kein Tempel in der Welt an Grösse gleich komme, mit Ausnahme der Moschee zu Cordova, der grössten im ganzen Islam.

Die Area liegt im Südosten der Stadt, östlich und südlich über dem Thale Kidron, westlich über El-Wad, dem Thale, welches am Damaskusthore seinen Anfang nimmt, und wird im Norden zum Theil von der Birket-Israil, dem sogenannten Teiche Bethesda begrenzt. Auf der Ost- und Südseite bildet sie die Grenze der Stadt, während sie auf der West- und Nordseite von Häusern umgeben ist. Die Area ist eine künstlich erhöhte Ebene, ungefähr in Gestalt eines Parallelogramms, welche, von massiven Mauern gestützt, innerhalb derselben von dem niedrigern Thalgrunde aus nach allen Seiten aufgebaut ist. Der Platz innerhalb dieser Mauern ist eben und zeigt im Nordwesten die Oberfläche des geebneten natürlichen Felsens, aus der man schliessen kann, welche grosse Mühe es gekostet, diesen harten Felsen abzutragen und einen solchen Raum eben zu machen.

Das Haram zeigt sich heutzutage als ein freiliegender Platz, mit Moscheen, Gebetorten und eleganten Fontainen aus Marmor bedeckt, mit herrlichen Cypressen, Palmen und Platanen bepflanzt, und ist dem Moslemin ein Paradies auf

Erden, welches kein Ungläubiger betreten darf. Die Länge dieses Raumes beträgt nach Catherwood an der Ostseite 1520, an der Westseite 1617, die Breite an der Südseite 927 und an der Nordseite 1020 F.

Nach dem Berichte des Josephus stand der Tempel auf einem felsigen Hügel im Osten der Stadt, dessen Fläche anfangs für das Heiligthum kaum Raum genug enthielt, da die Seiten überall abschüssig waren. Salomo baute zuerst eine Mauer rings um den Gipfel, um Platz für den eigentlichen Tempel zu gewinnen; auch liess er im Osten von unten auf eine Mauer aufführen, die an der innern Seite mit Erde ausgefüllt wurde, und längs dieser Mauer baute er von innen eine Halle oder einen Säulengang. Der Tempel wurde demnach von drei Seiten offen gelassen. Im Laufe der Zeit wurde jedoch der ganze Raum mit Mauern umschlossen und dem Niveau des Hügels gleichgemacht, wodurch dieser erweitert ward. An den Seiten, wo der Hügel am niedrigsten war, baute man 300 Ellen auf, und an einigen Stellen noch mehr. Gleichwohl war die ganze Tiefe der Grundlage nicht sichtbar, denn bis zu einem gewissen Masse füllte man die Thäler mit Erde aus, um dieselben den Strassen der Stadt gleich zu machen. Bei der Ausführung dieses Werkes gebrauchte man Steine von vierzig Ellen Grösse; die Steine wurden mit Blei verkittet und mit eisernen Klammern zu einer dichten, für alle Zeit unbeweglichen Masse verbunden. Die auf diese Weise eingeschlossene Fläche war ein Quadrat, nach jeder Seite ein Stadium lang oder vier Stadien im Umfange. Die vier Seiten entsprachen genau den vier Weltgegenden.

Das Innere dieser Einschliessung war von Hallen oder Gallerieen, die sich längs den Mauern hinzogen, umgeben. Hier war ein grosser Versammlungsplatz, das Forum für die Einwohner von Jerusalem und die Fremden aus den Provinzen. Man debattirte, predigte dort unter freiem Himmel, oder, vor Sonne und Regen geschützt, unter den Hallen. Die

Thore dieses Platzes waren dem Fremden jedes Landes und jeder Religion geöffnet, daher ist er zuweilen von Schriftstellern der Vorhof der Heiden oder der Völker genannt worden. Im Osten, Norden und Westen bestanden die Hallen aus drei Reihen Säulen, von denen die äusserste mit der Mauer verbunden war, so dass zwischen diesen Reihen zwei Gänge entstanden, die etwa 25 F. breit waren. Die südliche Halle, königlicher Porticus genannt, war die einzige, welche vier Reihen Säulen hatte, die drei Gänge bildeten. Die beiden Seitengänge hatten dieselben Dimensionen, wie die der andern Hallen, der mittlere aber war doppelt so breit. Die Säulen, alle aus einem Steine von dem schönsten weissen Marmor, hatten eine Höhe von fünf und zwanzig Ellen und eine bedeutende Dicke; manche konnten kaum von drei Männern umspannt werden. Die Hallen waren mit Plafonds von Cedernholz gedeckt und mit vielfarbigen Steinen, wie der ganze offene Platz, gepflastert. Die natürliche Kostbarkeit dieser Werke, die schöne Politur und das genaue Ebenmass gewährten einen prachtvollen Anblick, obwohl sie durch keine Arbeit, weder des Pinsels, noch des Meissels verziert waren.

Die acht Thore, welche aus der Area führten, waren auf den vier Seiten der Mauer ungleich vertheilt. An beiden Seiten dieser Thore und über denselben befanden sich Thürme, in denen die Wächter wohnten. Nach der Mischnah Midoth hiess das einzige Thor im Osten, Thor von Susan, weil auf diesem die Stadt Susan in Persien, zur Erinnerung an die dort erlangten Decrete, welche die Wiederherstellung Jerusalems und des Tempels gestatteten, gezeichnet war. Dieses Thor führte durch das Thal Kidron über die Brücke des Kidron-Baches zum Oelberge. Gegen Norden hin war ebenfalls nur eine einzige Pforte errichtet, Teri genannt, welche stets verschlossen blieb. Die beiden Thore des Südens waren mit dem Namen Chulda bezeichnet. Unter den vier Thoren des Westens hatte eins den Namen Kiponos. Zwei von den

letzten Thoren führten in die Vorstadt, eins in den königlichen Palast, und das letzte südlichste nach der Brücke hin, welche die Area des Tempels mit dem Xystus am Berge Zion vereinigte.

Auf dem freien Platze im Innern der Einschliessung bildete eine drei Ellen hohe, verzierte, gitterförmige Balustrade die Grenze eines Bezirks, den weder Fremde noch Unreine betreten durften. An dieser standen gleich weit von einander entfernt kleine Säulen mit Inschriften; dieselben enthielten Vorschriften der Reinlichkeit und machten die Fremden, welche dem Heidenthum angehörten und den grossen Platz betreten durften, darauf aufmerksam, dass sie nicht weiter vorwärts gehen sollten.

Innerhalb dieser Balustrade erhob sich die zweite Mauer, welche nicht die Mitte des grossen Platzes einnahm, sondern der westlichen und nördlichen Halle näher lag, als den beiden übrigen. In der Bauart stimmte diese zweite Mauer mit der äussern vollkommen überein. Eine grosse und solide Mauer, die vierzig Ellen hoch über ihrer Grundfläche stand, bildete ein Parallelogramm, welches ungefähr 300 Ellen lang, 140 Ellen breit und in zwei grosse Höfe getheilt war, von denen der eine das Gebäude selbst und die Schätze des Tempels umschloss. Um in den ersten und östlichsten der beiden Höfe zu gelangen, musste man erst eine Freitreppe von vierzehn Stufen ersteigen, von der ein zehn Ellen breiter Weg ausging, der sich an der äussern Seite der Mauer hinzog.

Fünf andere Stufen führten von hier aus zu dem im Osten gelegenen Haupteingangsthor, das schöne genannt, dessen zwei Flügel mit Gold- und Silberplatten belegt waren; über demselben befand sich ein Thurm. Der erste Hof war viereckig und mit einer doppelten Reihe von Säulen umgeben; man nannte ihn den Hof der Frauen, weil die Weiber ihn durchschreiten mussten, um nach den obern Gallerieen zu gelangen, von wo aus sie an dem Gottesdienste Theil nahmen. Auf beiden Seiten des Hofes war ein Thor zum Aus- und

Eingang, gleichfalls mit einem Thurme versehen. In jeder Ecke dieses Vorhofes befand sich ein viereckiger Saal, der zu verschiedenartigen Zwecken benutzt wurde. Von dem Hintergrunde des Hofes führte eine halbkreisförmige, aus fünfzehn Stufen bestehende Freitreppe zu dem Thore des zweiten Hofes.

Der Eingang zu dem zweiten Hofe war durch ein ehernes Thor geschlossen, welches den Namen Nicanor führte. Nach einer Ueberlieferung hatte Nicanor, ein frommer Mann von Alexandrien, die Anfertigung dieses ehernen Thores geleitet. Er lud die zwei Flügel auf ein Schiff und bestieg dasselbe, um sie selbst nach Jerusalem zu bringen. Da erhob sich ein gewaltiger Sturm, der das Schiff zu vernichten drohte, man warf daher, um dasselbe zu erleichtern, einen der Flügel in das Meer; der andere sollte dasselbe Schicksal haben, allein Nicanor hatte sich mit solcher Hartnäckigkeit daran geklammert, dass man davon abstehen musste. Plötzlich legte sich der Sturm, und das Schiff gelangte sicher in den Hafen von Ptolomais. Wie gross war das Erstaunen und die Freude des Nicanor, als er sah, dass der ins Meer geworfene Thorflügel durch ein Wunder ihm erhalten geblieben; derselbe hatte unter dem Schiffe schwimmend den Weg mitgemacht und tauchte jetzt unbeschädigt unter dem Kiel hervor.

Der zweite Hof, der Mittelpunkt des öffentlichen Gottesdienstes, der heilige Raum, in welchem sich der Tempel erhob, hatte dieselbe Breite wie der eben erwähnte Hof, war aber fast um die Hälfte länger und von gleich starker Construction. Auch ihn umgaben Säulenhallen, über welchen sich mehrere Reihen von Zinnen befanden. Manche dieser Hallen waren geschlossen und bildeten auf diese Weise abgesonderte Säle. Sechs Thore führten von dem zweiten Hof nach dem grossen Platz, drei im Norden und drei im Süden. In jedem Thore waren zwei Flügel. Alle waren mit Gold und Silber reich belegt, ähnlich wie die Thorpfosten und

Oberschwellen. Eine Balustrade, welche nur wenige Schritte vom Eingange sich befand und über die ganze Breite des Hofes hinging, theilte den Raum vom Eingange bis zur Façade des Tempelgebäudes in zwei ganz abgeschiedene Theile. Der Raum diesseits der Balustrade, der von einer der Hallen theilweise gedeckt wurde, hiess der Vorhof von Israel, in welchen diejenigen, die Opfer spendeten, langsamen Zuges einer nach dem andern eintraten, um dem Opfern der Thiere beizuwohnen. Der Theil jenseits der Balustrade, der auch den Opferaltar einschloss, wurde der Hof der Priester genannt. In den Hallen des Hofes von Israel wurden auch die Versammlungen der angesehensten Männer des Volkes gehalten, welche die Gesammtheit bei festlichen Aufzügen und Ceremonien zu vertreten hatten. Am äussersten Ende dieses Hofes befand sich an der linken Seite der Saal, welcher zu den Sitzungen des Rathes der Alten, des Sanhedrin oder des Senats der Nation, bestimmt war.

Nachdem man fünf Stufen überschritten und durch die Balustrade des Hofes der Priester gekommen war, gelangte man zu dem Altar, welcher in der Form eines Vierecks, jedoch unten breiter als oben, aus unbehauenen Steinen erbaut war. Zur Spitze des Altars führte auf der Südseite eine sanft sich erhebende Ebene, die der diensthabende Priester bestieg, um zur obern Oeffnung des Altars zu gelangen. Das ungeheure mit Wasser gefüllte Becken, welches das Meer von Erz genannt wurde, befand sich links nach vorne zu.

Etwa fünfzehn Schritte von dem Altar entfernt, bewunderte man die Façade des Tempels, dessen Pracht und Herrlichkeit den Beobachter in Staunen setzte. Der Tempel war aus Marmor gebaut und in- wie auswendig mit reich von Gold eingelegtem Cedernholze bekleidet. Eine Treppe von zwölf Stufen und ein grosser Eingang ohne Thüren führte zu der Vorhalle, von der man durch einen zweiten mit doppelter, vergoldeter Thüre versehenen Eingang in den Tempel trat. Vor dieser Doppelthür befand sich die berühmte

Weinrebe von Gold, von welcher Traubenstengel in Mannsgrösse herabhingen. Häufig thaten Privatleute das Gelübde, einen Zweig, ein Blatt oder eine Traube dem heiligen Weinstocke hinzuzufügen. Diese Rebe war der artistische Ausdruck der Metapher in der heiligen Schrift, welche häufig das Volk Israel und das ganze Menschengeschlecht mit einer Rebe vergleicht, die sich immer mehr und mehr auszudehnen bestimmt ist, um endlich an allen ihren Zweigen vortreffliche Früchte zu reifen.

Das Innere des Tempels, dessen Höhe und Länge nicht über sechzig Ellen hinausging, während die Breite zwanzig Ellen betrug, wurde, wie bekannt, in zwei ungleich grosse Theile abgetheilt, zwischen denen ein Vorhang hing, welcher von ausserordentlicher Pracht in blauer, weisser, scharlachfarbiger und purpurrother Seide kunstreich gewirkt war. In dem vor diesem Vorhange befindlichen Theil, dem Heiligen, befand sich der goldene siebenarmige Leuchter, der Weihrauchaltar und der Tisch für die zwölf Schaubrode. Die von dem Vorhange verhüllte Abtheilung oder das Allerheiligste, das Heiligthum der Heiligthümer, in welches nur der Hohepriester und zwar einmal des Jahres, am Versöhnungsfeste, treten durfte, enthielt nur die heiligen Bücher des Gesetzes.

Das äussere Aussehen des Tempels, sagt Josephus, erfüllte das Auge und das Herz mit Bewunderung. Denn er war überall mit dichten Goldplatten belegt und blendete das Auge des Beobachters gleich den Sonnenstrahlen. Aus der Ferne schien der Tempel einem Berge ähnlich, der voller Schnee lag, weil da, wo er nicht vergoldet war, sein Marmor blendend weiss erschien.

An die Seitenfronten der dicken Mauern des Tempels lehnten sich andere Gebäude mit einer Menge von Räumlichkeiten an, welche zu den Gebräuchen und Verrichtungen des heiligen Ortes benutzt wurden. Es befanden sich daselbst auch ausgedehnte Kellerräume, in denen verschiedene

Vorräthe aufbewahrt wurden, und auch zahlreiche Wasserleitungen mit grossen Cisternen angebracht waren.

Die obere Terrasse des Tempels starrte von eisernen, oben vergoldeten und zugespitzten Stäben, denen Josephus die Bestimmung zuschreibt, das Nisten der Vögel zu verhindern. Dieser Grund scheint aber zu geringfügig, um der Wirklichkeit zu entsprechen; denn zu dem genannten Zwecke hätte eine einfachere Vorrichtung genügt. Weit mehr Wahrscheinlichkeit hat die Ansicht einer competenten Autorität für sich, dass die Eisenstäbe den Zweck hatten, den Blitz vom Heiligthume abzuhalten. Der berühmte Astronom M. Arago spricht sich darüber wie folgt aus: „Der Tempel der Juden existirte einen Zeitraum von 1000 Jahren, und war durch seine Lage den sehr starken und sehr häufigen Gewittern Palästinas ganz besonders ausgesetzt. Nichtsdestoweniger hat weder die Bibel noch Josephus uns berichtet, dass der Blitz jemals in denselben eingeschlagen habe. Die Ursache davon ist sehr einfach. Durch besondere Einrichtungen war der Tempel von Jerusalem mit Blitzableitern versehen, die unsern heutigen ganz nahe kamen. Das Dach des Tempels, mit stark vergoldetem Cedernholze bekleidet, war von dem einen Ende bis zu dem andern mit langen eisernen oder stählernen und oben vergoldeten Lanzen besetzt. Die Frontwände des Gebäudes waren gleichfalls in ihrer ganzen Ausdehnung mit stark vergoldetem Holze bedeckt. Unter dem Vorhofe des Tempels endlich befanden sich Cisternen, in welche das von den Dächern laufende Wasser durch metallene Röhren abfloss. Wir finden hier die Schafte von Blitzableitern und eine solche Menge von Conductoren, dass Lichtenberg ganz Recht hatte, wenn er behauptete, der zehnte Theil unserer heutigen derartigen Vorrichtungen sei weit entfernt, in seiner Construction eine solche Vereinigung von genügenden Umständen darzubieten.“

Der hier nur in allgemeinen Umrissen beschriebene eigentliche Tempel wurde von Herodes wieder aufgebaut. Auch

liess er manche von den prachtvollen Säulenhallen rings um die Area umbauen. Es wird aber nirgends erwähnt, dass er mit den massiven Mauern der äussern Einfassung irgend eine Veränderung vorgenommen.

Die Burg Antonia stand nach Josephus an der Nordseite der Tempelarea. Sie war ein Viereck, zuerst von Hyrkanus I., dem Sohne Simon des Makkabäers, unter dem Namen Baris errichtet, später von dem ersten Herodes mit grosser Festigkeit auf's Prachtvollste neugebaut und Antonia, zu Ehren des M. Antonius, genannt. Sie lag auf einem fünfzig Ellen hohen Felshügel, über welchem ihre Mauern in einer Höhe von vierzig Ellen emporstiegen. Im Innern theilte sie sich in Gemächer verschiedener Art, Gallerieen, Hallen, Bäder und Kasernen für Soldaten, so dass sie in ihren einzelnen Theilen einer kleinen Stadt zu vergleichen war, und, als Ganzes betrachtet, einem stolzen Palaste ähnlich sah. An jeder der vier Ecken erhob sich ein Thurm; drei von diesen waren fünfzig Ellen hoch, während der vierte an der Südostecke siebenzig Ellen mass und den ganzen Tempel überragte. Die Burg stand mit den nördlichen und westlichen Hallen der Tempelarea durch Treppen in Verbindung, auf welchen die Garnison zu jeder Zeit in den Hof des Tempels gelangen und etwaige Aufstände unterdrücken konnte. Die Festung war von dem Hügel Bezetha im Norden durch einen künstlichen Graben getrennt, damit man nicht von diesem Hügel aus ihr beikommen könnte. Von dem Umfange der Burg speciell spricht Josephus nicht; er sagt nur, dass der Umfang des Tempels mit Einschluss der Antonia sechs Stadien betrug. Da nun die Tempelarea allein ein Quadrat bildete, von einem Stadium an jeder Seite, so folgt daraus, dass auch jede Seite der Burg ein Stadium lang, und ihr ganzer Raum dem des Tempels gleich gewesen sein muss.

Obwohl die Burg Antonia mit der Tempelarea durch Treppen verbunden war, so scheint doch aus der Erzählung

des Josephus hervorzugehen, dass eine starke Mauer zwischen der Tempelarea und der Antonia stand. Denn auch nachdem sich Titus schon in den Besitz der Antonia gesetzt hatte, war er noch genöthigt, gegen die Säulenhallen des Tempels, welche von den jüdischen Vertheidigern besetzt waren, regelmässige Belagerungswälle anzulegen. Sieben Tage lang waren die Römer damit beschäftigt, die Antonia zu zerstören, um einen breiten Platz herzustellen, von welchem aus sie die Tempelmauern angreifen könnten; und erst dann errichteten sie auf diesem Platze vier Wälle gegen die Mauern, den einen der Nordwestecke des inneren Tempels gegenüber, den zweiten zwischen den beiden Thoren, der nördlichen Gallerie gegenüber, den dritten gegen die westliche Halle des äussern Tempels und den vierten gegen die Aussenseite der nördlichen Halle. Der Hauptangriff geschah vom Nordwesten der Area, wo die Römer den tiefen Graben ausgefüllt und einen breiten Platz angelegt hatten, auf dem sie ihre Belagerungswerke errichten konnten. Erst nach einigen Tagen, nachdem man die Säulengänge und Hallen allmählig mit Feuer und Schwert eingenommen hatte, wurde ein Sturm auf den Tempel selbst unternommen, welcher dem Angriff der Feinde wohl trotzen konnte, aber dem schrecklichen Brande nicht zu widerstehen vermochte.

Vergleichen wir die heutige Area mit der von Josephus geschilderten, so kann es nicht in Frage gestellt werden, dass das Haram im Allgemeinen dieselbe Lage einnimmt. Nur in Betreff der Ausdehnung findet zwischen der Tempelarea, wie sie jetzt erscheint, und den Nachrichten aus dem Alterthume eine Verschiedenheit statt. Nach den heutigen Messungen beträgt die Breite, welche auf der Südseite durch sehr grosse alte Steine deutlich bezeichnet ist, 927 F. Josephus aber beschreibt die Area als ein Viereck, von welchem jede der Seiten ein Stadium von 600 griechischen Fuss mass. Dies wird zum Theil durch die Annahme erklärt, dass die alten Angaben sich nur auf den innern Raum beziehen, der

von den breiten Hallen innerhalb der Mauern umgeben war; während die Messungen in der neuern Zeit längs der Aussenseite der Mauer vorgenommen wurden. Uebrigens könnte das von Josephus angegebene Mass ein in runden Zahlen ausgedrücktes sein, ohne Berücksichtigung der Bruchtheile.

In der Mischnah Midoth heisst es: „Der Tempelberg ist ein Quadrat von 500 Ellen.“ Die Bestimmung der altjüdischen Elle hat aber einige Schwierigkeit, da mehrere von verschiedener Länge bekannt sind. Nach der Tradition betrug die heilige Elle, deren Urmass im Tempel aufbewahrt wurde, sechs Palmen, zwischen 20 und 21 Zoll; die gewöhnliche Elle dagegen mass fünf Palmen, zwischen 17 und 18 Zoll. Wenn wir annehmen, dass die in der Mischnah genannte Elle gleich $1^3/_4$ Fuss war, und dass die dort erwähnte Messung von 500 Ellen (875 F.) nur den Raum von einer Säulenhalle bis zur andern umfasste, so stimmt die Angabe der Mischnah in Betreff der Breite mit den Resultaten heutiger Messungen völlig überein. In Bezug auf die Länge findet jedoch eine Abweichung statt. Sowohl nach der Mischnah, als nach Josephus war die Tempelarea ein Quadrat, dessen Länge und Breite also gleich waren. Nach den heutigen Messungen jedoch finden wir die Länge 1520 bis 1617 F., während die Breite nur 927 bis 1020 F. beträgt. Diese bedeutende Abweichung kann nicht anders erklärt werden, als durch die Annahme, dass die heutige Area nach Norden zu erweitert worden ist, indem man den Raum der Burg Antonia, welche an der Nordseite der Tempelarea lag und ebenfalls an jeder Seite ein Stadium mass, in die jetzige Area einschloss.

Die Area ist heutzutage rings von Mauern umgeben, von denen der südliche Theil der Westmauer besonders wichtig erscheint, da er zu den merkwürdigsten und ältesten Bauresten Jerusalems, sowie zu den staunenswerthesten Werken des Alterthums gehört.

Dieser südliche Theil der Westmauer der Tempelarea

liegt fast ganz hinter den Häusern der Stadt verborgen. Geht man von der Davidstrasse, vom Suk Bab es-Sinsleh in die untere Gasse, welche nach Süden führt, so gelangt man durch enge, winklige Gässchen des Afrikanerviertels, Haret el- Mugharibeh, zu dem Raume, welcher unmittelbar neben der aus colossalen Quadern bestehenden westlichen Tempelummauerung liegt und unter dem Namen Klageort der Juden bekannt ist. Der nicht sehr grosse, längliche Platz ist gut gepflastert und wird südlich und westlich von niedrigen Häusern, nördlich von einer Mauer mit einem Thurme, östlich von der Westmauer der Tempelarea begrenzt. Die Israeliten besuchen häufig diesen Ort, besonders am Freitag und an hohen Festtagen, um bei den Ueberresten des Tempels, an der von dem Blute der Vorfahren getränkten Stätte unter freiem Himmel die Andacht zu verrichten.

Dieser Theil der Westmauer, Kothel hamaarabi, ist 60 F. hoch und besteht aus 23 Steinschichten. Die untern neun Lagen bestehen aus uralten Quadersteinen, deren Grösse den Beschauer in Erstaunen setzt. Die Alten bauten um den Tempel Cyklopenmauern, die Josephus „unbeweglich für alle Zeiten“ nennt, aus riesigen Felsblöcken, geeignet dem Zahne der Zeit zu widerstehen. Im Allgemeinen sind hier Steine von 16 F. Länge und 3 F. Höhe, und an der Südwestecke kommen ungeheure Blöcke von noch bedeutenderer Grösse zum Vorschein. Der Eckstein an der Westseite misst 30 F. 10 Zoll in der Länge bei $6\frac{1}{2}$ F. Breite; und manche andere wechseln zwischen 20 bis 27 F. Länge bei 5 F. Dicke.

Es ist aber nicht der grosse Umfang dieser langen Quadersteine allein, welcher die Verwunderung des Beschauers darüber erregt, dass diese colossalen Massen in das unebene Jerusalem herbeigeschleppt werden konnten, sondern auch ihre eigenthümliche Bearbeitung, welche Fugenränderung genannt wird, ist geeignet, die Aufmerksamkeit in hohem Grade zu fesseln. Nachdem nämlich die Oberfläche behauen und glatt gemacht worden, ist längs der Kanten ein schmaler

Streifen von 2 bis 3½ Zoll Breite und ¼ bis ½ Zoll Tiefe niedriger als die übrige Oberfläche geschnitten. Die so geränderten und zusammengefügten Steine bilden in der Mauer vertiefte Streifen, welche der Wand ein getäfeltes Aussehen geben.

Die Steine in den obern Theilen der Westmauer sind klein, ungerändert und augenscheinlich neuern Ursprungs. Das Aussehen der Mauern an dieser und den andern Seiten deutet mit Bestimmtheit darauf hin, dass sie auf alten Grundlagen einer zerstörten, und weit massivern Mauer aufgeführt sind. Die Scheidungslinie zwischen den untern antiken, stark verwitterten und den obern modernen Theilen hat einen unregelmässigen Verlauf, ist jedoch sehr deutlich zu erkennen.

Was das Alter des antiken Theils betrifft, so setzt es die Grösse der Steine und ihre dem altjüdischen Baustyle eigenthümliche Fugenränderung ausser allen Zweifel, dass wir hier einen bedeutenden Theil der alten, unveränderten westlichen Tempelummauerung vor uns haben, welcher einer der Zeit des Herodes lange vorhergehenden Periode angehört. Bei der Zerstörung durch Titus verschwand das Heiligthum von der Höhe des Moriah, von den äussersten Umfangsmauern aber erhielten sich einzelne Theile; denn die Römer warfen von der Höhe alle Steine herab, die sich an den äussern Mauern so anhäuften, dass dadurch ihre untersten Theile in der Tiefe geschützt und die gigantischen Reste für die folgenden Jahrtausende als ewige Zeugen der Grösse und Erhabenheit des Werkes bewahrt wurden. Da in der Erzählung, welche uns von dem zweiten Tempelbau durch Serubabel unter Darius Hystaspis erhalten ist, diese äusserste Mauer nicht erwähnt wird, so ist es höchst wahrscheinlich, dass sie zu den Zeiten Salomos oder seiner Nachfolger errichtet wurde. Der salomonische Tempel wurde von den Chaldäern unter Nebuchadnezar durch Feuer zerstört; diese Mauer aber, vom Brande nicht beschädigt, ist später bei dem zweiten Bau des Tempels wieder benutzt worden.

Diese Meinung wurde von den Beobachtern zu allen Zeiten ausgesprochen. Der um die Topographie Jerusalems hochverdiente Dr. Robinson, dessen Forschungen durch besondere Genauigkeit sich auszeichnen, sagt: Es scheint keinem Bedenken zu unterliegen, die Westmauer bis in die Zeiten Salomos oder vielmehr seiner Nachfolger zurückzusetzen, welche nach Josephus hier ungeheure Mauern „unbeweglich für alle Zeit“ erbauten. Jahrhunderte auf Jahrhunderte sind seitdem dahingerollt, dennoch dauern diese Grundlagen fort und sind unbeweglich, wie in ihrem Anfang. Auch giebt es nichts in der heutigen physischen Beschaffenheit dieser Ueberbleibsel, was sie hindern könnte, so lange fortzudauern, als die Welt bestehen wird. Es war der Tempel des lebendigen Gottes und gleich den ewigen Bergen, auf welchen er stand, wurde sein Grund für alle Zeiten gelegt.

Die Westmauer war den Israeliten nach der Zerstörung des Tempels immer heilig und ein Gegenstand grosser Verehrung, wohin sie öfters gingen, um daselbst zu beten. Der grosse Rabbi Akiba ging mit einigen Freunden zu diesen Ueberresten des Tempels. Als sie dorthin gelangten, brachen sie in lautes Klagen aus und sprachen: „Unser Heiligthum, unser Ruhm, wo unsere Väter dich einst gepriesen haben, ist verbrannt und all unsere Herrlichkeit zerstört.“ Da fuhr ein Fuchs durch das verwüstete Gemäuer und an ihnen vorüber. Dieser Anblick erhöhte ihre Trauer und sie fingen bitterlich zu weinen an. Rabbi Akiba aber lachte: „Wie kannst Du, Rabbi,“ fragten sie ihn erstaunt, „lachen, wenn Du das siehst, was prophezeit wurde: „Auf dem verwüsteten Berge Zions ziehen Füchse einher.“ Er aber antwortete ihnen: „Eben diese erfüllte Prophezeiung ist mir eine Bürgschaft für die Erfüllung einer anderen, die da spricht: „Ich, der Herr, werde Zion erbauen und werde es mit einer Feuermauer umgeben.“

Im 12. Jahrhundert, zur Zeit des R. Benjamin von Tudela, war hier der herkömmliche Gebetplatz der Israeliten, und

ihn haben sie sich von der türkischen Regierung durch grosse Opfer bis heute zu erhalten gewusst. Die Mohammedaner ehren die frommen Gefühle der Andächtigen und legen ihnen kein Hinderniss in den Weg.

Auf derselben Seite der Ummauerung der Tempelarea treffen wir ein anderes, sehr merkwürdiges Monument. In der Nähe der Südwestecke gewahrt man in der Westmauer den Anfang eines Bogens, welcher 51 F. die Mauer entlang läuft. Drei Lagen seiner Quadern sind noch in ihrer ursprünglichen Stellung vorhanden, von denen eine jede 5 F. 4 Zoll dick ist. Einer von den Steinen ist 20½ F., ein anderer sogar 24½ F. lang, und die übrigen von gleich colossalen Dimensionen. Der deutlich sichtbare Theil der Curve des Bogens ist ein Bruchstück, dessen Sehne 12½ F., dessen Sinus 11 F. 10 Zoll, und dessen Cosinus 3 F. 10 Zoll beträgt. Die äussere Fläche der Steine ist zu einer Curve ausgehauen, und in ihrer Aneinanderfügung bilden sie den Anfang eines sehr grossen Bogens, der einst, mit andern vereint, von der Westmauer der Tempelarea in westlicher Richtung quer über das tiefe Thal des Tyropoeon nach dem Zion führte. Die Entfernung von diesem Bogenrest quer über das Thal nach dem natürlichen Felsen, der die Seite des Zion an diesem Theile bildet, beträgt 350 F. und giebt die ungefähre Länge für die alte Brücke.

Das Vorhandensein dieser Reste der alten Brücke ist ein unzweifelhafter Beweis für das hohe Alter der Westmauer aus der sie hervorspringen, und ihrer Identität mit der des alten Tempels, zugleich aber auch dafür, dass an dieser Stelle die Brücke war, welche einst vom Tempel über das Tyropoeon zum freien Platze Xystus am Palaste des Herodes hinüber führte und so den Moriah mit Zion verband. Sie diente den Ueberresten der jüdischen Vertheidiger, die aus dem Tempel verdrängt waren, zum Rückzug in die Zionsstadt, wo sie sich, nachdem sie diese Brücke hinter sich zerstört hatten, von Neuem zum Kampfe rüsteten. Nach Jo-

sephus stand, wie bereits erwähnt, Titus an dieser Brücke auf der Westseite des Tempels und pflog Unterhandlungen mit den auf dem Xystus versammelten Juden. Nach einer fruchtlosen Unterredung schritten die Römer zur Bestürmung des Zion; vier Legionen richteten gegen die Nordmauer Zions und den königlichen Palast ihre Sturmwerke auf, und die übrigen römischen Truppen griffen die Brücke, den Xystus und den Thurm Simons an.

Dieser Bogenrest entging früher aller Beachtung; erst im Jahre 1833 wurde er bemerkt, man hatte aber keine Ahnung von seiner Bedeutung, bis ihn Robinson als einen Ueberrest der alten Brücke erkannte. Seitdem ist die Aufmerksamkeit der Reisenden auf diese Ueberreste des alten Jerusalems gelenkt, und Niemand versäumt es, dieselben in Augenschein zu nehmen.

An der Südwestecke der Tempelmauer unterscheidet man ebenfalls drei untere Lagen und den Rest einer vierten, welche aus fugengeränderten, verwitterten Quadern von 20 bis 28 Fuss Länge und 3 bis 5 Fuss Höhe bestehen.

Die südliche Mauer wurde an der Seite eines steilen Abhanges erbaut und hat hier eine Höhe von 60 F. In ihrem untern Theile finden sich acht Lagen von Steinen, welche 3 F. Dicke haben; über diesen sind 24 kleinere Lagen, von denen eine jede etwa $1\frac{1}{2}$ F. dick ist. In einer Entfernung von etwa 300 F. südlich von dieser Mauer läuft die Stadtmauer eine Strecke mit ihr parallel, dann biegt sie sich in einem rechten Winkel um und trifft mit der Mauer des Haram in einem 325 F. von der Südwestecke der letztern entfernten Punkte zusammen. Auf dem Grundstücke zwischen den zwei Mauern ist Erde aufgeschüttet worden, um den Boden eben zu machen; denn die südliche Stadtmauer, welche innerhalb der Stadt sehr niedrig ist, hat an der Aussenseite eine Höhe von 50 F. Hieraus folgt, dass die ganze Erhöhung der Südmauer der Area über die äussere Grundlage der Stadtmauer 110 F. beträgt. Die vereinigte

Mauer läuft dann als Stadt- und Tempelmauer eine Strecke weiter gegen Ost, macht dann eine Biegung gegen Nord und bildet die östliche Mauer des Haram und der Stadt.

Die Südostecke der Area, die zugleich die Südostecke der Stadtmauer bildet, steht an dem äussersten Rande des steilen Abhanges und hängt über das 140 F. tiefe Thal Kidron hinüber. Sie besteht in ihren untern Steinschichten ebenfalls aus sehr grossen Quadersteinen, die in ihrer Anlage auf salomonische Zeiten hinweisen. Der obere Theil ist allerdings neuern Ursprungs, im untern Theile aber erheben sich fünfzehn alte Lagen, sowohl nach der Ost- als Südseite, deren Quadern 18 bis 24 F. Länge und 3 bis 4 F. Höhe messen. An der Ecke selbst ist ein Block von $7\frac{1}{2}$ F. Dicke. Die colossalen Steine, welche wahrscheinlich noch an vielen andern Stellen von Schutt verdeckt, an der Südostecke aber frei nach aussen liegen, zeigen hin und wieder Risse, die in späterer Zeit mit Mauerwerk ausgefüllt wurden.

In der Ostmauer nach Norden zu ist Alles modern bis nach der Nordostecke des Haram hin, wo die colossalen Steine wieder zum Vorschein kommen, von denen einer 24 F. Länge, 3 F. Höhe und 6 F. Breite misst.

An der Nord- und Westseite ist die Area von Gebäuden und Hallen in langen Reihen besetzt, welche zu Anstalten der Derwische, zu moslemischen Medressen oder Lehrhäusern bestimmt sind, und zu andern geistlichen Zwecken, auch zur Aufnahme von Pilgern, dienen. In einem dieser Gebäude, im Hause des Effendi Chalil Beg, hatte ich bei Krankenbesuchen häufig Gelegenheit, das Innere und die Gebäude des Haram genau zu besichtigen. An der Nordostecke der Area steht das Gebäude Es-Serai, die Statthalterei mit der Kaserne, welche wahrscheinlich zum Theil die Lage der antiken Burg Antonia einnehmen. An die Westseite der genannten Hallen unmittelbar ausserhalb des Haram stossen die Bäder Hamam es-Sultan, Sultansbad, und Hamam es-Schefa, Heilbäder. Weiter südlich an derselben Seite

stösst das Mahkameh, das Gerichts- oder Rathhaus unmittelbar an das Haram, und ihm reiht sich in gerader Linie der schon besprochene Klageplatz der Juden an.

Die Area des Haram zeigt gegenwärtig, ausser dem zugemauerten Goldthore, von dem schon oben die Rede war, noch folgende Thore: Das Bab es-Sinsleh oder Kettenthor. Es liegt auf der Westseite der Area und ist das Hauptthor, welches mit dem Suk es-Sinsleh oder dem untern Theile der Davidstrasse in Verbindung steht. Das Bab el-Mugharibeh befindet sich auf derselben Seite, südlich von dem Hauptthor und führt in das Viertel der Westafrikaner. Das Bab el-Matara ist das westliche Thor, das nördlich vom Kettenthor liegt. Bab el-Katanin, das Thor der Baumwollenhändler, Bab el-Hadid, das eiserne Thor, und Bab el-Ghowarineh, das Ghorerthor, liegen ebenfalls im Westen. Ausser diesen sechs Westthoren giebt es noch zwei Nordthore, Bab Hotta und Bab es-Sobat.

Die Stätte des Tempels zu betreten, war zu allen Zeiten die Sehnsucht der Pilger. Der Erfüllung dieses heissen Verlangens stand aber stets das Verbot der Moslemin entgegen; dem Israeliten ist aber auch noch das Gesetz der Religion ein Hinderniss. Seitdem der Tempel in Ruinen liegt und die vorgeschriebene Reinigung nicht mehr stattfinden kann, betrachten sich die Israeliten als unrein, und kein Unreiner darf das Heiligthum betreten.

Nur ausnahmsweise besichtigten in frühern Zeiten einzelne Christen die Moscheen, theils offen, wie John Maundeville im Jahre 1697, mit einem Firman des Sultan versehen, theils heimlich, wie der Spanier Don Domingo Badya unter dem Namen Ali Bei und der Schweizer Burckhardt unter dem Namen Schech Ibraim. Der Engländer Banks besuchte im Jahre 1818 das Haram als Soldat verkleidet. Zur Zeit der ägyptischen Herrschaft in Syrien im Jahre 1833 wurde das Haram von Catherwood, Bonomi und Arundale genau besichtigt und gemessen, und ihnen verdankt man die wich-

tigsten Nachrichten. Als Ingenieur im Dienste Mehemed Alis trat Catherwood, in der Uniform eines ägyptischen Beamten, in die Area und besichtigte mit scheinbarer Gleichgültigkeit die verschiedenen merkwürdigen Gegenstände. Durch diesen glücklich verlaufenen ersten Versuch ermuthigt, besuchte er, mit einer Camera obscura zum Behufe der Aufnahme von Zeichnungen versehen, die Area zum zweiten Male. Allein dieses Mal war er nicht so glücklich, er wurde erkannt und gerieth in grosse Lebensgefahr, aus der ihn nur ein Zufall, nämlich das unerwartete Erscheinen des ägyptischen Gouverneurs, errettete, welcher, mit Catherwood befreundet, ihn vor der Wuth des Pöbels schützte, indem er vorgab, dass dieser Effendi von Mehemed Ali Pascha hierhergesandt sei, um die Moschee zu besichtigen und Ausbesserungen vorzunehmen. Unter diesem Schutze setzte Catherwood seine Arbeit sechs Wochen lang fort; er durchforschte jeden Theil der Area und der Moschee auf's Genaueste und führte auch seine beiden Freunde, Arundale und Bonomi, ohne Schwierigkeit in das Innere der Moschee.

Manche andere Versuche, in die Moschee zu gelangen, hatten kein so glückliches Resultat. Im Jahre 1507 besuchte ein Maronit, in moslemischer Tracht, das Haram; er wurde erkannt, und musste, um der Todesstrafe zu entgehen, den mohammedanischen Glauben annehmen; da er aber später denselben wieder verleugnete, so wurde er hingerichtet. Ein griechischer Bischof wagte im Jahre 1588, im Vertrauen auf seine moslemischen Freunde, in die Omarmoschee zu gehen. Er ward aber verrathen, darauf zum Tode verurtheilt und an den Pfahl geschlagen. Im Jahre 1828 gelang es einem Engländer, dreimal die Moschee zu besuchen, beim letzten Mal aber wurde er, trotz seiner Verkleidung, erkannt und schrecklich misshandelt, die Polizeiwache rettete ihn vom Tode und gab ihm nach Erlegung eines bedeutenden Lösegeldes die Freiheit. Zur Zeit der ägyptischen Herrschaft in Syrien im Jahre 1833 fanden die Mohammedaner eines Mor-

gens einen jungen Israeliten in der Omarmoschee, welcher sich des Nachts hineingeschlichen und einen grossen Schaden unter den kostbaren Leuchtern und sonstigen Geräthen angerichtet hatte. Man erkannte bald, dass er im Zustande des Wahnsinns sei, er wurde jedoch in den Kerker geworfen und sehr hart behandelt. Der Unglückliche wurde darauf vom hohen Rathe zum Feuertode verurtheilt. Die Bestätigung des Urtheils musste aber von Mehemed Ali eingeholt werden. Dieser hob das Todesurtheil auf und gab die frappante Entscheidung: Es seien die Haramwächter zu bestrafen, die ihr Amt vernachlässigt hätten.

Nicht selten kamen auch Fälle vor, dass Christen, welche mit einem grossherrlichen Firman, der ihnen den Eintritt in die Moscheen gestattete, versehen waren, wie z. B. Deshayes, ein Gesandter Ludwigs XIII. und der Herzog von Ragusa, aus Furcht vor Gefahr von dieser Erlaubniss keinen Gebrauch machten. Ein Armenier hatte einst vom Sultan einen Firman mit der Erlaubniss zum Eintritt in das Haram erhalten. Als er ihn dem Mufti von Jerusalem vorzeigte, soll dieser gesagt haben: Dem grossherrlichen Befehle zufolge hätte er zwar volle Freiheit in die Moschee hineinzugehen, vom Herauslassen aber erwähne der Firman nichts. Es wäre daher seine Meinung, dass der Besitzer des Firmans entweder lebenslänglich in der Moschee bleibe, oder lieber nicht hineingehe.

Während meiner Anwesenheit in Jerusalem wurde es dem Erzherzoge Ferdinand Max, dem Herzoge von Brabant und dem Prinzen von Wales gestattet, die Moscheen zu besichtigen. In der neuern Zeit ist überhaupt der Eintritt in das Haram nicht mit solchen Schwierigkeiten, wie ehemals, verbunden. Auch ohne Firman kann man jetzt die Erlaubniss vom Pascha erhalten und die Moscheen ohne Gefahr besichtigen.

Bei der folgenden Beschreibung des Haram, dessen Inneres ich nie betreten habe, richte ich mich wesent-

lich nach den genauen Schilderungen Chatherwoods bei Ritter.

Tritt man von der Westseite durch das Hauptthor in das Innere der Area, so schreitet man etwa 150 F. direkt ostwärts gegen die Omarmoschee an mehreren moslemischen Gebetorten und zwei eleganten Fontainen vorüber, die mit schönen Kuppeln überwölbt und von Cypressen und Platanen überschattet werden. Ungefähr in der Mitte des Haram sieht man eine funfzehn F. erhöhte, grosse Plattform von 450 F. von Westen nach Osten und 550 F. von Norden nach Süden mit bläulich weissem Marmor getäfelt, zu der von allen vier Weltgegenden Marmorstufen führen. Von der Westseite der Plattform steigt man zu ihr auf drei Treppen hinauf, die mit eleganten Bogen überwölbt sind, welche, wahrscheinlich gleichzeitig mit der Moschee selbst errichtet, die Mitte zwischen Spitz- und Halbkreisbogen halten und auf Pfeilern ruhen. An der Süd- und der Nordseite der Erhöhung sind zwei, an der Ostseite derselben nur eine Treppe angebracht. Diese Erhöhung ist die Stätte, auf welcher einst der Tempel Salomos mit dem Vorhofe der Priester lag, während der Hof des Volkes, zu dem auch Fremde freien Zutritt hatten, terrassenförmig, ähnlich wie gegenwärtig die Baumgruppen der Moschee, dieselbe umgab. In der Mitte der Erhöhung steht die Moschee Omars.

Südlich von der Omarmoschee liegt ein Raum von 350 F. Ausdehnung mit einem Bassin, das von frischen Rasenplätzen, Oliven-, Orangen- und Cypressenbäumen umgeben ist; diesem schliesst sich weiter südwärts die Moschee El-Aksa mit ihren Nebengebäuden an, deren schöne Architektur, auch in weiter Ferne sichtbar, dem Ganzen zum Schmucke dient. Die Umgebung der Omarmoschee ist voll kleiner, eleganter Capellen, welche die moslemischen Pilger zu Gebeten und Ceremonien, zu Ehren Mohammeds, Alis, Omars, der Fatima, Mohammeds Tochter, und anderer Heiligen des Koran auffordern. An der Südseite ist eine sehr kostbare Kanzel aus den reichsten

Materialien aufgebaut. An der Ostseite, nur wenig Schritte von der Moschee, befindet sich ein Bauwerk mit zahlreichen Säulen, Bogen und einer Betstelle, die gegen Mekka gerichtet ist, der Richterstuhl König Davids genannt. Zwischen diesen mannichfaltigen Anlagen sind in verschiedenen Zwischenräumen Herbergen für die ärmsten Pilger angebracht, die hier aus den Fonds der Moschee unentgeltlich gespeist und verpflegt werden; eine dieser Herbergen ist ganz für die afrikanischen Pilger, Mugharibeh, bestimmt.

Die Felsen-Moschee. Die Mohammedaner nennen sie Kubbet es-Sachrah, Felsenkuppel, in Bezug auf den Felsen Eben Schetiah, den Grundstein, welcher in deren Mitte liegt. Die Franken bezeichnen sie gewöhnlich mit dem Namen Moschee Omars, nach dem vermeintlichen Erbauer. Sie steht auf der Plattform, aber nicht in ihrer Mitte, sondern 280 F. näher der West- als der Ostmauer der Area, jedoch in der Mitte zwischen der Süd- und Nordmauer. Das Gebäude mit einem Umfange von 536 F. und einer Höhe von 133 F. ist das grösste in der Stadt und hat ein sehr imposantes Aussehen. Der Bau ist achteckig, und jede der acht Seiten misst 67 F. Der untere Theil seiner Mauer besteht aus weissblauen Marmortafeln, die in eleganten und künstlichen Mustern eingelegt sind; der obere Theil der Mauer ist von sechsundfunfzig Spitzfenstern durchbrochen, die, mit den wunderschönsten, bunten Glasscheiben geschmückt, manche ähnliche im Abendlande noch an Schönheit übertreffen. Die Wandpfeiler zwischen den Fenstern an der Aussenseite der Moschee sind mit einer sehr hübschen Mosaik von glasirten Ziegeln mit bunten prunkenden Farben in vielerlei zierlichen Mustern bedeckt; ebenso der obere Theil der Mauer, welcher die Domkuppel trägt, die ganz aus Zimmerholz in künstlichem Sprengwerk von besonders elegantem Schwunge geformt, mit Blei bedeckt und an ihrer Spitze mit dem grossen goldenen Halbmond versehen ist. Der obere Theil der Mauern ist mit Inschriften bedeckt, welche Sprüche aus dem

Koran in grosser und schöner arabischer Schrift auf himmelblauem Grunde enthalten. Vier Pforten unter Marmorbogen führen von den verschiedenen Weltgegenden zum Innern; im Westthore befindet sich ein Brunnen. Der Südeingang, dessen Vestibulum sechs Marmorsäulen stützen, ist das Hauptthor. Dem Nordthor, welches den Namen Himmelsthor trägt, erweisen die Moslemin eine solche Ehrfurcht, dass sie dasselbe nie als Eingang benutzen.

Das Innere der Moschee zeichnet sich durch ausserordentliche Schönheit und Harmonie der einzelnen Theile sehr vortheilhaft aus. Wände und Boden sind von Marmor. Das ganze Innere besteht aus einem runden Mittelraum und zwei achtseitigen Gängen oder Flügeln, einem äussern und einem innern, welche den Mittelraum umgeben. Der äussere, etwa 13 F. breite Gang umkreist im Innern das ganze Gebäude und ist vom innern Gang durch sechzehn Säulen und acht grosse Pfeiler von 20 F. Höhe geschieden; ein Pfeiler steht jedesmal einer Ecke gegenüber. Die korinthischen Säulen sind von Marmor, im ganzen Gebäude am meisten verziert und am besten erhalten. Sie tragen ein leichtes Gebälk, über welchem die Wandung zu leichten Spitzbogen durchbrochen ist. Der zweite Gang, der innerhalb des ersten liegt, ist ungefähr 30 F. breit, und sein innerer Durchmesser misst 98 F. Seine Decke ist platt und mit vielen Verzierungen versehen. Dieser innere Gang, an der äussern Linie achtseitig, an der innern aber kreisrund, ist durch zwölf Säulen und vier starke Pfeiler, welche die Kuppel tragen, vom Mittelraume getrennt. Die korinthischen Marmorsäulen sind mit verzierten Arbeiten in Gestalt eherner Leuchter umgeben, welche, über einander und um die Gänge herum stehend, etwa 8000 Lampen haben, die jeden Donnerstag bei Sonnenuntergang bis Freitag nach dem Mittaggebete und ausserdem während des ganzen Fastenmonats Rhamadhan angezündet werden. Diese antiken Säulen, die einem alten jüdischen oder heidnischen Tempel an diesem Orte angehört haben mögen, sind von Bogen über-

wölbt, welche die kreisrunde Mauer tragen, von der sich die Kuppel emporhebt. Das Innere der Bogenmauer, sowie die Kuppel selbst ist bis oben hinauf mit Gold-Stucco im Arabeskenstyle, wie er im Alhambra vorherrscht, geziert. Die antike Kuppel misst 66 F. im Durchmesser und besteht ganz aus Holzbalken mit sehr kunstreichen Schnitzwerken, welche aber dem unbewaffneten Auge nicht sichtbar sind.

Unter der Kuppel liegt der merkwürdige Fels von unregelmässiger Gestalt, von dem die Moschee den Namen Kubbet es-Sachrah, Kuppel des Felsens, trägt. Der grösste Theil des Felsens liegt in der Tiefe unter dem Boden der Moschee; ein reich vergoldetes, eisernes Gitter umgiebt ihn, um ihn vor der Betastung der zahllosen Pilger zu schützen. Er misst etwa 50 F. in der einen und 60 F. in der andern Richtung und erhebt sich zum Theil etwa 10 F. über den Boden der Moschee. Dem Anscheine nach ist er ein Ueberrest der natürlichen Felsmasse des Moriah; nur an wenigen Stellen seiner unebenen Oberfläche zeigen sich Spuren des Meissels. Ueber dem Felsen ist ein Purpur-Baldachin angebracht.

An der Südostecke des grossen Felsens liegt unter dem mit Teppichen belegten Estrich der Moschee eine ausgehöhlte Kammer, die edle Höhle der Moslemin, zu welcher eine steinerne Treppe von sechzehn Stufen hinabführt. Der Felsen ist hier nackt, unterhöhlt und mit Holzbalken gestützt. Die unregelmässig geformte Höhle hat eine Höhe von 7, eine Länge von 25, und eine Breite von 20 F. In der Mitte der Decke steigt eine runde Oeffnung von 3 F. Durchmesser durch das ganze Felsendach bis zu der oben in der Moschee sichtbaren Mündung, dem sogenannten Platz des Propheten, empor. Zwei Nischen werden von den Moslemin als die Gebetorte gezeigt, in denen die Könige David und Salomo einsam gebetet haben sollen, von denen die eine El-Makam Daud, Platz Davids, und die andere El-Makam Soliman, Platz Salomos, genannt wird. In der Mitte des Felsbodens

befindet sich eine runde Marmorplatte, die, wenn man darauf schlägt, einen hohlen Ton von sich giebt, der von einer darunter liegenden Höhle herrührt, Bir arruah, Brunnen der Seelen, genannt, welchen die Moslemin für den Eingang zur Hölle halten. Dieser Brunnen soll früher für diejenigen geöffnet gewesen sein, die mit den Abgeschiedenen in Unterredung treten wollten, später aber habe man die offene Mündung, weil die bösen Geister den Besuchern gefährlich waren, mit einer Marmorplatte geschlossen.

Der Felsen selbst ist der Eben Schetiah, nach den Worten des Talmud „der Nabel oder Mittelpunkt der Erde, von dem die weitere Schöpfung ausging, und der Stein, auf dem die Bundeslade gestanden.“ Die Tradition theilt auch mit, dass Adam hier ein Opfer dargebracht', dass hier der Altar gestanden, auf dem Kain und Abel geopfert, dass Noah, als er die Arche verlassen, daselbst seinen Altar gebaut, und dass Abraham auf diesem Felsen seinen Sohn dem Ewigen opfern wollte. Im Talmud Joma heisst es, dass dieser Felsen nur drei Finger breit aus dem Boden hervorragte; in der That wurde der Boden später um zehn Fuss abgetragen, um den Sachrah bloszulegen.

Die Rundgänge der Moschee, die, durch ihre vielen Fenster erhellt, in ihrer Farbenpracht erglänzen, contrastiren sehr mit dem magischen Dunkel der ganz fensterlosen Kuppel, in der man vergebens die vielen darin angebrachten Koransprüche zu lesen sich bemüht.

Der Zudrang der staunenden Pilger aus allen Theilen der Erde, von allen Raçen in den verschiedensten Trachten, voran die Derwische in grünen Talaren und mit kegelförmigen grauen Mützen als ihre devoten Führer und Vorbeter, die sich in dieser decorativen Umgebung mit ihnen zum Gebete niederwerfen, bietet die mannichfaltigsten Scenen dar. Der Pilger aus Kalkutta, oder Marokko, oder dem Sudan und andern Enden der Erde, der oft Jahre lang dahin gestrebt, an diesen heiligen Ort zu gelangen, nun sicher, des von

Mohammed ihm verheissenen Platzes im Paradiese theilhaftig zu werden, ist entzückt, das höchste Ziel erreicht zu haben; er darf sich jetzt den Titel Hadschi, Pilger, beilegen, da er nach dem nächst Mekka heiligsten Orte der Erde gewallfahrtet.

In Bezug auf die Heiligkeit Jerusalems und der Tempelstätte in den Augen der Mohammedaner theilen arabische Schriftsteller folgende Ueberlieferungen mit:

Mohammed sprach: „Die fromme Wallfahrt nach dem Bet el-Makdes (Jerusalem) wird gnädig aufgenommen, und Gott wird dem Pilger ein dankbares Herz und eine Reue bekennende Zunge geben, einen Platz im Paradiese ertheilen und ihn mit den Propheten vereinen. Wo immer der Gläubige im Bet el-Makdes sein Gebet verrichtet, seine Gebete gelangen so nahe zu Gott, als betete er im Himmel. Das erfolgreichste von den Gebeten ist das, welches Salomo bei der Einweihung des Tempels sprach: „O Gott, wenn ein Sünder hineingeht, so verzeih ihm seine Sünden, wenn Einem Uebles zustösst, so entferne seine Leiden.“ Das Sterben in der heiligen Stadt wird so aufgenommen, als stürbe man im Himmel. Aber auch jede böse That, die in der „Heiligen“ begangen wird, ist tausendmal schlimmer, als wenn sie an einem andern Orte verübt worden wäre.“

Als man einst den Naaman Ibn Akna fragte: Was denkst Du vom Bet el-Makdes? entgegnete dieser: „Der heiligste Berg auf der Erde ist der, auf dem die Felsenmoschee steht. Der erste unter den Felsen ist der Sachrah, der Felsen des Paradieses. Der Fels schwebt zwischen Himmel und Erde, und hat keine andere Stütze, als die des Himmels. Man umgab ihn mit dem gegenwärtigen Gebäude, um den Augen der Menschen zu entziehen, was diese wunderbare Erscheinung Erschreckendes hatte. Würde auch die ganze Welt zerstört, so bliebe doch das Bet el-Makdes bewohnt und unversehrt. Hier giebt es keine Stelle, wo nicht schon ein Engel oder Prophet gebetet; hier verlieh Gott dem Könige

Salomo die Gabe, die Sprache der Vögel zu verstehen, und gewährte ihm das, um was er gebeten. Wer immer im Bet el-Makdes betet, der wird so rein von Sünden, als er am Tage war, da ihn die Mutter geboren; ihm werden alle seine bösen Handlungen vergeben. Der, welcher in der Heiligen ein Haus bauet, oder eine fromme Anstalt stiftet, wird von Gott eine Verlängerung des Lebens erhalten."

Die Aksa Moschee. Sie heisst bei den Moslemin Dschama el-Aksa, die entfernteste Moschee. Die Franken zur Zeit der Kreuzzüge bezeichneten dieses Gebäude mit dem Namen Palast Salomos. Die Israeliten nennen es „Midrasch Schelomo." Die Moschee liegt etwa 300 F. südlich von der Plattform der Sachrah-Moschee, am Südende der Tempelarea und besteht, nach der Beschreibung Catherwoods, aus einem Complex verschiedener Moscheen, der eigentlichen Aksa mit der Moschee für Frauen, der Moschee der vierzig Propheten, der Moschee Omars, der Abu Bekrs und der der Mugharebin. Der Hauptkörper, die eigentliche Aksamoschee, dehnt sich von Süd nach Nord aus, ist 280 F. lang, 180 F. breit und hat ein bleibedecktes Giebeldach. Auf jeder Seite des Hauptgebäudes findet sich ein Nebenbau, welcher mit zwei Fensterreihen, jede von zwölf Fenstern, versehen ist und ein niedrigeres Dach als das Hauptgebäude hat. Zwischen dem obern Dache des Hauptbaues und dem untern der Nebengebäude erhebt sich ein Seitengiebel, dessen Fronte von einigen Fenstern durchbrochen ist. Die Mauern sind von aussen roth angestrichen.

Aus einer Vorhalle, die auf der Nordseite liegt und 25 F. misst, gelangt man durch sieben Thüren in das Innere der Moschee, die in ein Mittelschiff und sechs Seitenschiffe, drei auf jeder Seite, getheilt ist. Säulen und Pfeiler, theils von Marmor, theils von grauen Steinen, stützen hölzerne Balken, auf welchen Spitzbogen ruhen. In der Mitte der Südseite sieht man eine hohe, schöne Kuppel, die mit zwei Reihen von Fenstern versehen und mit Malereien sowie schöner

Vergoldung geschmückt ist; sie wird von grossen Bogen getragen, welche auf vier Quadratpfeilern ruhen. Unter der Kuppel steht ausser einer Gallerie für Sänger noch die künstlich gearbeitete Kanzel oder el-Manbar des Omar, daneben östlich das Mihrab, Gebetnische, des Ali und westlich das der Fatime. Die Kanzel ist geziert mit Ebenholz und Elfenbein und trägt die Jahreszahl ihres Baues, 564 der Hedschra (1168). Am Südwestwinkel der Aksa geht man in die 200 F. lange und 55 F. breite Moschee des Abu Beckr. In ihrer Mitte steht der Länge nach eine Reihe von acht Pfeilern, von welchen Bogen nach den Seiten gesprengt sind. Im Westen der Aksa liegt mit dieser parallel die etwa 200 F. lange Moschee der Mugharebin. Der Moschee Abu Beckers gegenüber befindet sich im Südostwinkel der Aksa die Moschee Omars, welche nur 85 F. lang ist. Die noch kleinere Moschee der vierzig Propheten stösst nördlich an diese. Ausser diesen Moscheen ist in der Aksa ein grosser abgesonderter Raum für Frauen reservirt, welche die Hauptmoschee nicht betreten dürfen.

Die Gewölbe, welche unter der Moschee el-Aksa und dem südlichen Theil der Area sich befinden, nehmen ein besonderes Interesse in Anspruch. Wir haben oben gesehen, dass der Moriah anfänglich ein runder, felsiger Hügel war. Der Tempel wurde, wie bereits erwähnt, auf dem geebneten Gipfel dieses Felsens gebaut, und dann wurden die riesigen Mauern, deren Reste noch jetzt in der Westmauer und an andern Stellen vorhanden sind, von der Grundfläche des Hügels aus an dessen vier Seiten errichtet, und der Raum zwischen den Mauern und den Seiten mit Erde ausgefüllt oder mit Gewölben ausgebaut.

Diese Gewölbe, welche noch jetzt in dem ganzen untern Raume der Area bestehen, wurden schon von Reisenden im 15. Jahrhundert erwähnt. Ein arabischer Schriftsteller aus derselben Zeit spricht von massiven Bauten unter der Moschee, welche der alte Tempel genannt und auf Salomo zurückge-

führt wurden. Erst in neuerer Zeit erhielten einige Reisende die Erlaubniss, diese staunenswerthen Unterbauten der Tempelarea zu besichtigen. Der gewöhnliche Eingang von oben ist an der Südostecke der Ringmauer, wo eine Treppe nach einem unterirdischen Gemach hinabführt, in dessen Mitte auf dem Fussboden eine in Stein gearbeitete Nische sich befindet, welche die Form eines Sarkophages hat und oben mit einem Baldachin versehen ist. Aus dieser Grotte führen Treppen zu einer Reihe von Gewölben hinab, die sich unter einem beträchtlichen Theile der Area und unter dem ganzen Bau der Moschee el-Aksa ausbreiten.

Von diesen gewaltigen Unterbauten mit ihren zahllosen Säulen und Gewölbepfeilern hat Catherwood einen Grundriss gegeben. So weit ihm bekannt, bestehen gegenwärtig ihre Gewölbe und Unterstützungsbogen aus 15 Reihen quadratischer Pfeiler, die mit ihren prächtigen und bewunderungswürdig ausgeführten Bogengewölben die Tempelarea an dieser Südseite tragen und oft von den Wurzeln der auf ihr stehenden Olivenbäume und Cypressen durchwachsen sind; ähnlich wie einst die Pfeiler der Gewölbe, welche die hängenden Gärten der Semiramis in Babylon trugen. Er berichtet ferner, dass diese Bogengewölbe 300 F. sich gegen West verbreiten, gegen Nord 100 bis 300 F. weit auf ungleichem Grunde stehen, und dass sie 10 bis 25 F. Höhe haben. Die Pfeiler oder Säulen, welche die Gewölbe tragen, haben bis $4^1/_2$ F. Durchmesser, sind aus 5 F. langen, an den Ecken geränderten Quadern sehr fest gebaut und haben ein weit älteres Aussehen als die von ihnen gestützten Bogen. Bei dem schwierigen Zugange zu diesen innern Räumen, die gegenwärtig nur durch kleine, an den äussern Seiten angebrachte Oeffnungen bei günstig einfallendem Lichte in ihrem Innern erkannt werden, blieb die Beurtheilung, welchem Style und welcher Zeit diese grossen Bauten angehören möchten, nur mangelhaft, und schwerlich wird man hier zu voller Entscheidung gelangen, ehe diese Räume nicht allseitig durch-

forscht werden können. Daher gegenwärtig noch die abweichendsten Ansichten über die Zeit und Art ihrer Erbauung. Aber ohne Zweifel sind diese Gewölbe sehr alt, und ihr Ursprung ist wahrscheinlich auf eine noch frühere Zeit als die des Herodes zurückzuführen; denn Herodes scheint sich nicht mit den Grundmauern des Tempels befasst zu haben. Er liess zwar die Burg Antonia mit dem Tempel durch einen unterirdischen Gang verbinden, machte aber bei diesem Unternehmen höchst wahrscheinlich zum Theil von schon vorhandenen Gewölben oder Höhlen Gebrauch, welche, wie wir aus Josephus wissen, mit dem Tempel in directer Verbindung standen. Josephus berichtet nämlich, dass am Ende der Belagerung Jerusalems durch Titus, Simon, der jüdische Befehlshaber, sich mit einer Anzahl von Freunden, versehen mit Werkzeugen und Proviant, in eine unterirdische Höhle zurückgezogen, in der Hoffnung, durch zusammenhängende Gänge, und wo diese fehlen, durch das Durchgraben des Bodens aus der Stadt entweichen zu können. Dieses Unternehmen schlug aber fehl; ihre Lebensmittel gingen aus, und, nachdem Titus die Stadt verlassen hatte, kam Simon aus der Tiefe an der Stelle hervor, wo der Tempel gestanden hatte. Er wurde ergriffen und nach Rom geführt. Aus dieser Erzählung geht deutlich hervor, dass es unterirdische Räume unter dem Tempel gegeben, die den Berghöhlen, cavati sub terra montes, des Tacitus entsprechen.

Ueber einen andern, westlichen Theil dieser Gewölbe theilt Tobler einige neue Entdeckungen mit. Es gelang ihm, durch eine Oeffnung, welche ein gedungener Araber in die Mauer in der Nähe der Südwestecke der Tempelarea heimlich gebrochen hatte, zu dem schönen antiken Doppelthor der Mauer des Haram und von hier aus zu einem langen, gegen Nord unmittelbar unter die Moschee el-Aksa sich hinstreckenden Gewölbe, das von Monolithen mit einem Umfange von 14 F. getragen wird, vorzudringen; es war ihm aber nicht möglich, seine Untersuchung ohne Lebensgefahr

weiter fortzusetzen und den Raum zwischen diesem Gewölbe und der Westmauer der Tempelarea zu erforschen.

Die moslemische Andacht mit ihren zahlreichen Waschungen erfordert einen reichlichen Wasservorrath in den Moscheen. Zu diesem Behufe finden sich im Haram Cisternen oder Wasserbehälter, welche zum Theil durch Regenwasser von den Dächern sich füllen, zum Theil auch ihr Wasser durch den Aquäduct von den Teichen Salomos erhalten. Zwischen den beiden Moscheen befindet sich das schon erwähnte, grosse Marmorbecken, welches mit dem von der Zeit der Kreuzfahrer bekannten grossen Wasserbehälter, der ebenfalls mit einem Becken und einer von Säulen getragenen Kuppel versehen war, wahrscheinlich identisch ist. Ausserdem enthält die Area noch fünf andere Wasserbehälter: esch-Scherki im Osten, el-Arab im Westen, el-Kebli im Süden, esch-Schemali im Norden und endlich den Bir el-Warakah, Blattbrunnen, in der Aksamoschee. In dem untern Theile der Stadt sind rings um die Area mehrere öffentliche Brunnen von sarazenischer Bauart angebracht, welche in frühern Zeiten von den Cisternen des Haram gespeist wurden, aber schon lange kein Wasser mehr enthalten.

Von einer Quelle unter dem Tempel spricht Tacitus in seiner Geschichte, und noch ausführlicher berichtet darüber Aristeas in seiner Beschreibung des Tempels; er sagt, wie folgt: „In einem Umfange von vier Stadien unter dem Tempel befinden sich zahlreiche Wasserleitungen, welche mit einer erstaunlichen Kunstfertigkeit erbaut worden sind. Dieselben sind in Blei angelegt, sorgfältig geschlossen und tief mit Erde bedeckt. Diese kunstvollen Abzüge und Wasserleitungen ziehen sich unterirdisch in verschiedenen Richtungen nach allen Seiten des Tempels. In dem Bodengrunde des Heiligthums und neben dem Pflaster sind viele verborgene Mündungen angebracht, die beliebig geöffnet und geschlossen werden können, und die ausser den Priestern und Tempeldienern durchaus Niemand bemerkte. Werden diese Mün-

dungen geöffnet, so strömt das Wasser von allen Seiten herein, die marmorne Bodenfläche des Heiligthums wird abgespült und so auf die leichteste Weise von selbst gereinigt. Uebrigens kann es diesen kunstvoll angelegten Röhren niemals an Wasser fehlen, da dasselbe von einer grossen, natürlichen Quelle hergeleitet wird, die sicherlich nie versiegt."

Nach den Angaben der Mohammedaner wird gegenwärtig das Bad Hamam esch-Schefa, Heilungsbad, welches an dem westlichen Eingange, dem Bab el-Katanin der Area, liegt, von einer lebendigen Quelle unter dem Haram versorgt. In dem genannten Bade befindet sich nämlich ein Brunnen, welcher etwa 150 F. von der Mauer der grossen Moschee entfernt und über achtzig F. tief ist. Das Wasser kommt zu dem Brunnen durch einen gemauerten Kanal von dem Boden unter der Moschee el-Sachrah her. Dieser Kanal ist von dem Brunnen aus durch eine Thür zugänglich. Er führt zuerst durch ein grosses, von 14 Säulen gestütztes Gewölbe und endigt später in einem kleinen Raum unter der Sachrah. Hier sprudelt das Wasser aus dem Felsen in ein auf dem Boden befindliches Becken, und fliesst von diesem in das Bad. In trockenen Jahreszeiten versagt die Leitung ihren Dienst, und man ist dann genöthigt, zur Quelle hinabzusteigen und das Wasser aus dieser in den Brunnen zu tragen, um das Bad zu versorgen. Das Wasser hat denselben eigenthümlichen Geschmack, wie das der Quelle im Thale Kidron. Man muss daher die Existenz irgend eines verborgenen Kanals annehmen, durch welchen die Wasser der Quelle unterhalb der Moschee nach dem Thale Kidron hinabgeleitet werden.

Im Umfange des Haram liegen vier Minarete. An ihrer Spitze sind, wie überall in den Ländern des Islam, Gallerien angebracht, welche der Mueddin von Westen aus nach Norden, Osten und Süden mehrere Male rufend umkreist, um die Gläubigen zum Gebete einzuladen. Die Mueddin des Haram sind besonders auserwählte Männer, deren melodisch

sanftes Rufen, zur Verehrung des Ewigen und Einzigen mahnend, nicht nur bei dem Moslem eine feierliche Stimmung zur Andacht erregt, sondern auch bei dem Andersgläubigen, besonders in der lautlosen Stille des Morgengrauens, einen tiefen Eindruck hervorbringt. Das Rufen zum Gebet geschieht, wie bekannt, fünfmal am Tage. Das Sala es-Subcha, Frühgebet, wird bei der ersten Dämmerung des Tages verrichtet, das Dohor genau am Mittag, das el-Asser in der zehnten Stunde des Tages, zwischen Mittag und Abend, das Moghreb, Abendgebet, bei Sonnenuntergang und die Ascheh nach völlig eingetretener Dunkelheit.

Den Betrachtungen der Tempelarea und der auf ihr errichteten Gebäude lasse ich einige historische Nachrichten über dieselben folgen.

Nach der Zerstörung des ersten Tempels wurde durch Serubabel der zweite gebaut, welchen Herodes der Grosse nach einem grössern Massstabe völlig umbauen liess. Dieser letzte Tempel, zugleich ein befestigter Platz, wurde durch Titus zerstört; ein Theil seiner massiven Mauern aber hat sich bis heute erhalten.

Während eines halben Jahrhunderts lagen Stadt und Tempel in Trümmern. Als Hadrian im Jahre 136 seine neue Stadt Aelia einweihte, errichtete er einen Tempel des Jupiter an der Stelle des Heiligthums, in welchem man den Ewigen angebetet hatte, und schmückte ihn mit Bildsäulen. Diese Statuen standen an der Ostseite der Area, wo sich auch Hadrians Palast erhob. Von der Zerstörung dieses Jupitertempels haben wir keine Nachricht. Das Itin. Hieros. versichert, dass noch zur Zeit Constantins im Jahre 333 an der Stelle des alten salomonischen Tempels zwei Bildsäulen gestanden, die Reiterstatue Hadrians und das Bild des Jupiter. Es scheint, dass weder Constantin, noch seine Mutter Helena an der Tempelarea irgend welche Veränderungen vorgenommen haben; denn gegen Ende des vierten Jahrhunderts stand noch immer die Reiterstatue Hadrians auf

der Stelle des Allerheiligsten. Im Jahre 363 erlaubte Kaiser Julian den Juden, den Tempel wieder aufzubauen. Aus allen Gegenden kamen Israeliten zusammen und trafen Vorkehrungen zum Beginne des Werkes, allein der plötzliche Tod dieses Fürsten vereitelte das Unternehmen.

In der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts errichtete der Kaiser Justinian eine grosse Kirche in Jerusalem. Nach der Beschreibung lag dieses Gebäude auf einem der höchsten Hügel der Stadt, wo der Raum nicht gross genug war, um den Bau den vorgeschriebenen Dimensionen gemäss auszuführen, so dass man genöthigt war, an der Südostseite von unten bis zur Höhe des Felsens Stützmauern zu errichten. Nach der Ansicht Einiger ist die Kirche des Justinian mit der Moschee el-Aksa identisch. Diese Meinung scheint aber nicht begründet zu sein. Die heutige Aksamoschee ruht nicht auf südöstlichen Gewölben, wie die erwähnte Kirche, sondern nur auf südlichen. Der rein sarazenische Styl der Aksa, der durch das Urtheil der Architekten, die sie betraten, constatirt ist, und ihre Richtung von Süd nach Nord, die der gewöhnlichen Richtung der alten Kirchenbauten, nämlich von West nach Ost, widerspricht, widerlegen ferner die obige Meinung.

Im Jahre 636 nahmen die Mohammedaner unter Omar ibn el-Chatib die heilige Stadt in Besitz, und der Chalif beschloss, an der Stätte des alten Tempels eine Moschee zu errichten. Als er, berichten arabische Geschichtschreiber, einen Greis um diese Stelle befragte, sagte dieser: „Ich werde dir die Stelle anweisen, wo du einen Tempel bauen magst, nämlich den Felsen es-Sachrah, welchen der Erzvater Jakob die Himmelspforte nannte, und die Israeliten als das Allerheiligste, Kods el-Kods betrachteten. In der Mitte der Welt liegend, war er immer das Heiligthum der Söhne Israels, die, wo sie immer waren, ihr Antlitz nach dieser Stätte gewandt haben. Doch weise ich dir diese Stelle mit der Bedingung an, dass in Jerusalem, Bet el-

Makdes, sonst keine Moschee, Mesdschid, erbaut werde." Als nämlich die Römer die christliche Religion annahmen, warf man zur Verspottung der Juden Schutt und Erde in solcher Menge auf den Felsen, dass dieser das Ansehen eines grossen Schutthaufens erhielt. Der Greis nahm den Chalifen bei der Hand und führte ihn auf diesen Haufen. Omar faltete sein Kleid, füllte es mit Erde und warf diese in den Wadi en Nar (Thal Kidron). Als die Moslemin sahen, dass der Chalif in seinem Kleide Erde trug, machten sie sich ohne Säumen auf und nahmen mit den Kleidern, Schilden, Körben und Krügen den Schutt weg, bis der Felsen in seiner ursprünglichen Gestalt zum Vorschein kam. Man fand auch am Orte noch Spuren von alten Bauwerken.

Nach Wegräumung des Schuttes errichtete Omar über dem Felsen eine Moschee, die gewöhnlich für die noch heute vorhandene gehalten wird. Es scheint aber, dass der Bau ungenügend war, denn die arabischen Geschichtschreiber berichten, dass auf des Chalifen Abd el-Melek Veranlassung diese Moschee wieder aufgebaut wurde, wobei er selbst die Form vorschrieb, und dass dies Bauwerk im Jahre 66 der Hedschra (686) begonnen und in sieben Jahren vollendet wurde. Von den Kosten des Baues wird erzählt, dass der Chalif die zu 100,000 Dinaren geschätzten Einkünfte von Aegypten sieben Jahre lang zum Bau bestimmte. Der grosse Aufwand erregte allgemeine Bewunderung. Das Innere wurde mit einem Gitterwerk und einem silbernen Vorhang umgeben, und alle Thore mit Gold- und Silberplatten beschlagen. Nachdem der Bau vollendet war, liess der Chalif auch für äussere Zierrathen sorgen und die Moschee mit Goldwerk und Mosaik auf's Schönste ausstatten. Die Mauern der Area wurden zugleich wieder hergestellt und befestigt, das Ganze verschönert und mit Cisternen und Wasserbehältern versehen.

Spätere Chalifen zierten dieses noch heute prachtvolle Gebäude Kubbet es-Sachrah, Kuppel des Felsens, mit goldenen Arabesken von geschmackvoller Arbeit. Der Sohn des Abd el-

Melek schmückte diese Moschee mit Stuckatur und bedeckte die Wände mit Marmor. Er spendete auch einen grossen silbernen Tisch für den Vorleser des „Bet el-Makdes.“ Mit dieser Benennung bezeichneten die Araber in frühern Zeiten sowohl die h. Stadt, als die Moscheen des Haram. Der Chalif kam darauf selbst nach Jerusalem und nahm, unter der Kuppel des Bet el-Makdes auf einem Throne sitzend, feierlichst die Huldigung der Gläubigen entgegen.

Von der Moschee el-Aksa soll das Schiff an dem östlichen Theile von Omar errichtet worden sein und führt noch heute den Namen Moschee Omars. In einem andern Theile der Aksa soll er auch gebetet haben, und sein Mihrab wird noch jetzt gezeigt. In der spätern Zeit wurde die Aksa von den Nachfolgern Omars vergrössert.

In diesem Zustande fanden die Kreuzfahrer die Area und ihre Gebäude, als sie im Jahre 1099 die h. Stadt mit Sturm genommen hatten. Eine grosse Menge Moslemin suchte Zuflucht in den grossen Moscheen, in der Hoffnung, an geheiligter Stätte Rettung zu finden; allein ihre Hoffnung war vergeblich. Tancred und seine Begleiter drangen in die Moschee ein und verübten hier schreckliche Gräuelthaten. Viele Muselmänner, welche auf die Dächer der Moscheen geflohen waren, wurden niedergeschossen, andere suchten Rettung in den Cisternen, fanden aber ihren Tod im Wasser, oder durch das Schwert. Mehr als zehntausend Mohammedaner wurden, den Berichten der Geschichtschreiber jener Zeit zufolge, innerhalb dieser Räume niedergemetzelt; weder Alter, noch Geschlecht wurde geschont, und die ganze Area war mit Blut bedeckt. Arabische Historiker geben die Zahl der hier Getödteten auf siebzig Tausend an.

Nach der Wahl Gottfrieds zum König und nach der Einsetzung einer regelmässigen Regierung wurde die grosse Moschee es-Sachrah in eine Kirche unter dem Namen Templum Domini, Tempel des Herrn, umgewandelt. Die Geschichtschreiber der Kreuzzüge sprechen alle von der grossen Fel-

senmoschee als dem Templum Domini und beschreiben ihre Form und den Felsen im Innern desselben. Als die Kreuzfahrer Jerusalem eroberten, erzählt die Geschichte jener Zeit, trafen sie diese Moschee in prachtvoller Weise ausgeschmückt. Alles strotzte von Gold und Silber von grossem Werthe; Wände und Thüren waren mit kostbarem Metall bedeckt. Vor Allem zeichnete sich ein etwa hundert Pfund schweres Goldgefäss aus, welches als Lampe an einer Kette von der Mitte der Kuppel herabhing. Das Gebäude selbst hatte die Form eines Achteckes, und oben wölbte sich eine bleibedeckte Kuppel. Es war innen und aussen mit Marmor und Mosaiken wunderbar geziert. Unter der Kuppel in der Mitte des Gebäudes sah man einen grossen Felsen, welchen die Franken mit Marmor überdeckten und worüber sie einen Altar erbauten. Nach den Mittheilungen arabischer Schriftsteller soll zu dieser Zeit ein Theil von diesem Felsen abgeschlagen, ein Stück nach Konstantinopel, ein anderes in die Länder der Slaven verschleppt und für ein gleiches Gewicht Gold verkauft worden sein. Unter dem Felsen war eine dunkle Höhle, zu der eine Treppe hinabführte.

Der Moschee el-Aksa gaben die Franken den Namen Palatium porticus oder Templum Salomonis. Ein Theil dieses Gebäudes wurde von König Balduin II. im Jahre 1119 einem neuen Ritterorden zur Wohnung angewiesen. Die Ritter erhielten deshalb den Namen Fratres milites templi, Tempelritter. Der Zweck des Ordens war anfangs die Sicherhaltung der Pilgerstrasse nach Jerusalem, und die Zahl der Ritter beschränkte sich im Anfange auf neun, später aber wuchs die Zahl der im Konvente wohnenden bis auf dreihundert, ausser den Schildknechten und den Rittern, welche aus andern Ländern dahin zogen, um dort, ihrem Gelübde gemäss, einige Jahre zu verleben. Die Templer errichteten eine Wand vor der Gebetnische der Moschee und benutzten diesen Theil des Gebäudes als Kornboden. In diesem Gebäude, welches damals wahrscheinlich von grösserer Aus-

dehnung als die heutige Aksa war, soll auch der König selbst anfangs gewohnt haben.

Im Jahre 1187 wurde der ägyptische Sultan Saladin Herr von Jerusalem. Die Mohammedaner zeigten bei dieser Wiedereroberung sehr grossen Enthusiasmus. Für sie war, nach den Berichten arabischer Schriftsteller, besonders der Gedanke anregend, dass Jerusalem die Grundlage aller Frömmigkeit, die Wohnung der Propheten, die Ruhestätte der Heiligen sei, dass in el-Kods das jüngste Gericht sein werde, dass hier der Blitz leuchtete, welcher die Nacht der Geheimnisse erhellte, und die Lampen vom Himmel herabstiegen, welche den Glanz über alle Theile der Erde verbreiteten, dass unter den Thoren des Bet el-Makdes ein Gnadenthor existire, durch das man in das ewige Paradies eingehe.

Nach diesem Siege wurde die bisherige Ordnung der Dinge wieder umgestossen, und die frühern Moscheen fielen abermals dem Islam zu. Das goldene Kreuz wurde von der hohen Kuppel der Sachrah entfernt und der Halbmond an dessen Stelle errichtet. Die Glocken schwiegen, und man hörte wieder die Stimme der Mueddin, welche die Gebetstunde von der Spitze der Minarete ankündigten. Die von den Franken herrührenden Werke, Verzierungen, Gemälde und Bildsäulen wurden alle vernichtet, und das Gebäude seiner ganzen Ausdehnung nach mit Rosenwasser gereinigt, welches man zu diesem Zwecke auf fünfhundert Kameelen aus Damaskus kommen liess. Den Felsen in der Sachrahmoschee liess Saladin abdecken und mit einem eisernen Gitter umgeben. In der Aksamoschee beseitigte er alle Bauten der Templer in und um die Moschee, errichtete eine neue Gebetnische und befahl, alle Wände neu zu verzieren und die Leuchter am Gewölbe wieder aufzuhängen. Darauf hielten die Moslemin am vierten Schaban in beiden Moscheen eine feierliche Andacht, bei welcher Saladin zugegen war.

Als im Jahre 1229 Kaiser Friedrich durch einen Vertrag

Jerusalem erhielt, reservirte sich der Sultan Kamal die Mitbenutzung der Sachrahmoschee. In Folge dessen versammelten sich Christen und Mohammedaner unter der Kuppel, um daselbst ihre Andacht zu verrichten; allein nicht lange dauerte diese Eintracht. Die Mohammedaner klagten über Bruch des Vertrages, weil die Christen auf den Felsen Sachrah Weinflaschen zu ihrem Opfer gestellt hatten. Nach der Einnahme Jerusalems durch die Charismier im Jahre 1244 fielen die Moscheen dem alleinigen Gebrauche der Moslemin zu und sind seit dieser Zeit bis auf den heutigen Tag in ihren Händen geblieben, ohne wesentliche Veränderungen erlitten zu haben.

Thäler und Hügel in der nächsten Umgebung.

Thal Hinnom. Thal Kidron. Oelberg und Scopus.

Das Thal Hinnom wird mit diesem Namen im Buche Josua bei der Beschreibung der Grenze der Stämme Juda und Benjamin und auch an anderen Stellen der h. Schrift bezeichnet, obwohl gewöhnlicher in der vollen Form „Ge Ben Hinnom," Thal Ben Hinnom. Der arabische Schriftsteller Edrisi im zwölften Jahrhundert nennt den untern Theil des Thales Wadi Dschehenna. Rabbi Isaak Chelo aus Arragonien im 14. Jahrhundert bezeichnet den mittleren Theil dieses Thales mit dem Namen „Refaim." Bei den Arabern ist gegenwärtig der gewöhnliche Name des ganzen Thales Wadi Dschehennam. Das Thal beginnt, wie schon oben erwähnt, an dem Ostrande des Mamillateiches, welcher im breiten Becken, im Westen der Stadt, südlich von der Strasse nach Jaffa liegt. Von hier aus läuft das Thal in südöstlicher Richtung etwa 2000 F. weit bis zu seiner ersten Biegung, welche dem Jaffathor gegenüber liegt. Es hat hier eine Weite von 300 F. und eine Tiefe von mehr als 40 F. Von

diesem Punkte wendet sich das Thal gen Süden und zieht sich parallel mit der Westmauer der Stadt, gegen 2100 F. nach der Südwestecke von Zion hinab. Die Höhe des Zion beträgt hier 150 F. An dieser Stelle macht es eine zweite Biegung, dehnt sich nach Osten in einer Strecke von 1500 F. und tritt dann mit dem Thale Kidron zusammen. Bei der Vereinigung beider Thäler zeigt sich eine etwa 500 F. lange Ebene, die sich bis zum Nechemiasbrunnen erstreckt.

Das Thal, dessen Länge ungefähr eine halbe Stunde beträgt, ist nicht unfruchtbar, wenn auch nicht alle seine Theile angebaut sind. Der Theil zwischen dem Mamillateiche und der ersten Biegung wird, obwohl der Boden mit Steinen bedeckt ist, als Ackerfeld benutzt. In dem untern Theile ist die Nordseite öde, die südliche Anhöhe felsig und voll von Gräbern. Der Grund des Thales aber wird überall angebaut und ist mit Oliven- und andern Fruchtbäumen bepflanzt. Besonders ist das Ende des Thales bis zum Brunnen des Nechemia mit schönen Gärten bedeckt. In diesen Gärten, welche theils im Thale Hinnom, theils im Thale Kidron liegen und von dem Siloahteiche bewässert werden, soll das Tofet gewesen sein, auf das die Prophezeiung Jeremias sich bezieht: „Siehe, es kommen Tage, wo dieser Ort nicht mehr genannt wird: Tofet und Ben Hinnom.“

Das Thal Kidron, im Osten von Jerusalem, zwischen der Stadt und dem Oelberg, wird überall in der h. Schrift unter diesem Namen erwähnt, und nur in der Prophezeiung Joëls ist von einem Thale Josaphat die Rede, in welchem der Ewige die Völker richten wird; jedoch zog man es in ältern Zeiten vor, den Namen Josaphat zu gebrauchen. Bei den Arabern heisst jetzt der obere Theil Wadi Siluan und der untere Wadi en Nar, das Feuerthal. Der Anfang des Thales ist nahe bei den Gräbern der Richter, eine halbe Stunde von dem Nordthore der Stadt entfernt, wo der Boden sehr felsig und mit Gräbern bedeckt ist. Das Thal läuft von hier aus in östlicher Richtung an den Gräbern der Könige

vorbei, neigt sich dann nach Süden und geht zwischen der Stadt und dem Oelberg hindurch.

Etwa 500 Schritt oberhalb der Stadt breitet sich das Thal in eine Ebene aus, welche bebaut wird und Pflanzungen von Fruchtbäumen enthält. Die Seiten des Thales sind voll von Felsengräbern. Je mehr das Thal abwärts geht, desto höher tritt die steile Westseite hervor, und am Löwenthore beträgt ihre Höhe etwa 100 F. Hier führt über das Thal eine Brücke, welche auf einem 15 F. hohen Bogen ruht. Die Breite des Thales an diesem Punkte beträgt über 400 F. Unterhalb der Brücke verengt sich das Thal allmählig, und nach einer Entfernung von etwa 1000 F. bildet der Boden des Thales das enge Bett eines Winterstromes, über welchem eine andere, ebenfalls aus einem Bogen bestehende Brücke gebaut ist. Hier sind die Gräber Absaloms und Zacharias und der jüdische Friedhof. Ungefähr 500 F. unterhalb der zweiten Brücke ist das Thal am engsten, und an dieser Stelle hängt die am äussersten Rande des Abhanges stehende Südostecke der Tempelarea 150 F. über dem Thalgrunde herüber. Das Thal macht nun eine Biegung nach rechts hin, zieht in südwestlicher Richtung 1000 F. weiter und erreicht die Siloahquelle, die in einer Höhle tief unter der westlichen Thalwand liegt. Eine weitere Strecke von ähnlicher Länge führt dem Dorfe Siluan, Kefar Siluan, entlang zu der Mündung des Tyropoeon und dem Teiche Siloah. Der Boden ist hier mit Gärten bedeckt, die zu dem Dorfe Siluan gehören und von den Gewässern des Teiches Siloah befeuchtet werden. Von hier führt eine ähnlich lange Strecke weiter abwärts zu dem Nechemiasbrunnen und der etwa 500 F. breiten Fläche, wo das Thal Kidron mit dem Thale Hinnom zusammentrifft. Unterhalb des Nechemiasbrunnens läuft das Thal Kidron zuerst Südost, wendet sich dann noch mehr nach Osten und setzt darauf seinen Weg in dieser Richtung bis zu dem todten Meere fort.

Die Länge des Thales von seinem Anfange in der Nähe

der Gräber der Richter bis hinab zum Nechemiasbrunnen beträgt drei Viertelstunden. Der felsige Kalksteinboden hat an den Stellen, wo er mit Alluvialerde bedeckt ist, eine sehr üppige Vegetation. Keine andere Gegend um Jerusalem kann sich in Betreff der Fruchtbarkeit mit den erwähnten Gärten, Bestan, des Dorfes Siluan messen, welche mit Oliven-, Feigen- und Mandelbäumen, sowie mit Oleandern und Weinreben bepflanzt sind und schöne Vegetabilien für die Stadt liefern. Der Bach Kidron, über welchen David bei seiner Flucht aus Jerusalem zog, ist jetzt nur ein Winterstrom, der zuweilen während starker Regengüsse im Winter, wo das Wasser von den benachbarten Bergen herabstürzt, mit grosser Macht fliesst.

Der Oelberg, von den Arabern Dschebel el-Tur genannt, ist der höchste Berg in der Umgegend von Jerusalem und liegt im Osten der Stadt, nur durch das enge Thal Kidron von ihr getrennt. Er hat drei Gipfel, von denen der mittlere und höchste gerade der Stadt gegenüber liegt. Der südlich sich hinziehende Theil des Berges, ein niedrigerer Rücken dem Nechemiasbrunnen gegenüber, wird im zweiten Buche der Könige „Har hamaschchith", Berg des Aergernisses genannt. Nach Norden zu erhebt sich ein anderer Gipfel, der fast eben so hoch wie der mittlere ist. Die Erhebung des mittlern Gipfels über das Meer ist 2555 F. oder 415 F. über dem Thale Kidron. Jenseits des nördlichen Gipfels biegt sich der Rücken des Oelberges nach Westen zu und breitet sich nördlich von der Stadt aus. Die Strasse nach Nablus geht über diese Anhöhe hinweg, von deren Spitze man das etwa eine halbe Stunde entfernte Jerusalem übersehen kann. Diese Anhöhe ist der Scopus des Josephus, auf welchem sowohl Cestius, als auch später Titus, in einer Entfernung von 7 Stadien von Jerusalem ihr Lager aufschlugen, und auf dem auch der letztere die Ansicht der herrlichen Stadt und des prachtvollen Tempels zuerst genoss.

Auf der Höhe des Oelberges liegt das Dörfchen Tur und

eine kleine Moschee mit einem Minaret, dessen Spitze eine höchst interessante Aussicht auf Jerusalem nebst der Umgebung bietet. Jenseit des Kidronthales hebt sich innerhalb ihrer Zinnenmauer die Stadt mit ihren unzähligen Kuppeln und Terrassen empor, und ihre Gebäude, alle aus Quadersteinen aufgeführt, leuchten weissgelb im Sonnenglanze. Zunächst fesselt das Auge der grosse grüne Raum, mit Riesencypressen und Palmen bepflanzt, der hinter der Stadtmauer sich ausdehnt. Dies ist der Gipfel des Moriah, wo einst der Tempel in seiner Herrlichkeit glänzte, jetzt aber die Omarmoschee mit der blaugrauen Kuppel und dem goldnen Halbmond und die Aksa mit dem langen Giebeldach sich erheben. Zur Linken überragt die ganze Stadt der Berg Zion. Hier liegt die Moschee Nebi Daud, das Grab König Davids, und daran reiht sich das jüdische Viertel mit seinen meistens kleinen Häusern, unter denen die beiden neuen Synagogen mit ihren kühn gewölbten Kuppeln hervorragen. Noch mehr zur Linken sieht man die hohe malerische Citadelle, einst Burg Davids. Blickt man weiter in die Stadt hinein, so zeigt sich das Viertel der Christen auf Akra mit den höhern Mauern der zahlreichen Klöster, in deren Mitte die Grabkirche mit ihren grossen Kuppeln sich erhebt. Die Umgebungen sind bis an die gezackten Mauern hinan nackt und voll von Gräbern. Unten tief im Thale, das den mit alten Olivenbäumen bepflanzten Oelberg von der Stadt scheidet, ist der alte Bach Kidron und die Siloahquelle, die eine Anzahl grüner Gartenvierecke mit ihren Feigenbäumen und Granaten befeuchtet. Weit hinaus zur Rechten erhebt sich ein grünender Berg, Ramah, Geburtsort und Grabstätte des Propheten Samuel. Nach Osten breitet sich der funkelnde Spiegel des todten Meeres aus; der schwarzblaue Streif bezeichnet den Lauf des Jordan, und hinter ihm heben sich die Berge Moab empor und verbergen dem Auge die Sandwüste.

Mit dem physischen Auge allein gesehen, ist dieser Anblick freilich wenig geeignet, ein ausserordentliches Interesse

zu erregen. Weder die Stadt, noch die Landschaft bergen jetzt einen besonders mächtigen Zauber für denjenigen Reisenden, dem das Auge des Glaubens nicht geöffnet ist. Dieser sieht überhaupt in Jerusalem nur eine unbedeutende Stadt des Morgenlandes, bedeckt mit Trümmern und Ruinen, leidend unter Mangel und Drangsal, aus welcher er, in seiner Erwartung vielleicht getäuscht, schnell und unbefriedigt hinwegeilt. Gross aber und unvergänglich für ein ganzes Menschenleben ist der Eindruck, den der Wanderer empfängt, welcher das Ganze mit dem geistigen Auge betrachtet. Hier sieht er die noch unerschütterten Berge, hier die ewigen Thäler und Schluchten, hier die uralten Riesenbauten — diese sämmtlich unverändert gebliebenen, einzig wahren Stätten und Monumente, welche von der grossen, glorreichen Vergangenheit und den ausserordentlichen Erlebnissen der Stadt, von der das Licht des Glaubens an einen einigen, einzigen Gott der Welt über die ganze Erde hin leuchtete, laut und deutlich erzählen.

Gewässer.

Wasserbausystem zur Zeit des jüdischen Reiches. Cisternen. Teich Hiskia. Schaafteich. Mamillateich. Sultansteich. Gefängniss Jeremias. Nechemiasbrunnen. Siloah. Wasserleitung Salomos.

In der felsigen Kalksteingegend von Jerusalem sind, wie schon erwähnt, Quellen und Brunnen selten. Im Innern der Stadt ist beinahe gar kein Quellwasser zu finden, und in der nächsten Umgebung sind nur die unbedeutenden Quellen im Thale Kidron vorhanden. Man war in neuerer Zeit bemüht, sowohl in der Stadt, als auch in der Umgegend, Brunnen zu graben, und brachte Bohrmaschinen aus England, die an vielen Stellen angesetzt wurden, aber nirgends wasserreichen Boden trafen.

Zur Zeit des jüdischen Reiches wurde in Jerusalem ein

grossartiges System von Wasserbehältern und Aquäducten geschaffen. Diese Wasseranlagen verdankten ihre Entstehung nicht blos der eigenthümlichen Lage der Stadt und der vorherrschenden Trockenheit des Klimas, sondern hauptsächlich dem Gesetze, nach welchem zu Zeiten der Feste eine grosse Volksmenge nach Jerusalem herbeiströmte, und den vorgeschriebenen Reinigungsregeln, nach denen die Einwohner beider Geschlechter zu häufigen und regelmässigen Waschungen und Bädern im fliessenden Wasser angehalten waren. Das Wassersystem war daher so wichtig, dass unter den verschiedenen Beamten der Stadt und des Tempels eigene Wasserbau-Inspectoren sich befanden. Zur reichlichen Versorgung der Stadt mit Wasser dienten damals und dienen noch gegenwärtig die Privatcisternen und die benachbarten Quellen, sowie die mit ausserordentlichen Kosten construirten grossen Wasserbehälter in und ausser der Stadt und die Wasserleitung, Werke, welche noch heute existiren und in ihrer Grossartigkeit Bewunderung erregen.

Das Wasserbausystem von Jerusalem hatte zur Zeit des jüdischen Reiches noch den besondern Vortheil, dass man im Falle einer Belagerung die Gegend ausserhalb der Stadt des Wassers berauben und so den Feind in die harte Nothwendigkeit versetzen konnte, sich aus der Ferne her damit zu versorgen. Diesen günstigen Umstand benutzte der König Hiskia, indem er dem herannahenden Feinde das Wasser abschnitt und es innerhalb der Stadt ansammelte. Als nämlich Hiskia von der assyrischen Abhängigkeit, in welche sein Vater Ahas gerathen war, sich lossagte, zog Sanherib im 14. Regierungsjahre Hiskias gegen Jerusalem, um sich Judäa zu unterwerfen und dann mit verstärkter Macht Tirhakah, den König von Aegypten, anzugreifen. „Da berieth sich Hiskia mit seinen Obersten und Gewaltigen, das Wasser der Quellen ausserhalb der Stadt zu verstopfen; und sie standen ihm bei. Es sammelte sich zahlreiches Volk, und sie verstopften all die Quellen und den fliessenden Bach

mitten im Lande, indem sie sprachen: Warum sollen die Könige von Assur kommen und viel Wasser vorfinden". Die Ausführung dieses Planes war zwar, wie Jesaia prophezeit hatte, nicht nöthig; denn, als der Assyrerkönig seine Diener Rabsakah, Rabseris und Tharden mit grosser Macht gegen Jerusalem gesandt und Hiskia zum Tribut und Beistand aufgefordert hatte, „da ging ein Engel des Ewigen aus und schlug in dem Lager Assurs hundert und fünf und achtzig Tausend, und als man am Morgen früh auf war, siehe, da waren sie alle Leichen, und Sanherib kehrte heim und blieb in Niniveh." Jedoch verschaffte dieses Werk dem Könige Hiskia grossen Ruhm, dessen in den Büchern der Könige und der Chronik Erwähnung geschieht.

Bei den vielen Belagerungen, welchen Jerusalem ausgesetzt war, litten die Belagerer sehr oft an Wassermangel und wurden genöthigt, aus grosser Entfernung Wasser herbei zu schaffen, während die Belagerten diesen Mangel nicht empfanden. So wurden, als Antiochus die Stadt belagert hatte, seine Operationen zuerst aus Mangel an Wasser gehemmt. Bei Gelegenheit der Belagerung durch Pompejus hat Strabo auf diesen wichtigen Umstand besonders hingewiesen. Er berichtet: Jerusalem ist eine von Natur sehr starke Festung, innerhalb wohl bewässert, ausserhalb ganz trocken. Tacitus drückt sich darüber eben so bestimmt aus: Die Stadt hatte eine unversiegbare Quelle, durch den Berg gegrabene Kanäle, Piscinen und Cisternen, das Regenwasser aufzubewahren. Von der Belagerung durch Titus erzählt Dio Cassius: Die Römer wurden sehr vom Durste geplagt, es stand ihnen nur ein ungeniessbares Wasser zu Gebote, welches sie noch obendrein weither holen mussten. Die belagerten Juden dagegen waren zur Genüge mit Wasser versehen und zwar durch unterirdische Leitungen, welche unter den Wällen der Stadt hindurchgingen und sich sehr weit in die Umgebung hinein erstreckten. So wurden auch während der Belagerung durch die Kreuzfahrer die Belagerer von entsetzlichem Durste ge-

quält, während die Einwohner mit Wasser wohl versorgt waren.

Gegenwärtig bilden die Cisternen das Hauptmittel, die Stadt mit Wasser zu versehen. Jedes Privathaus hat, wie bereits erwähnt, wenigstens eine oder mehrere Cisternen zur Aufnahme des Regenwassers, welches bei besonderer Sorgfalt rein und schmackhaft bleibt. Zu diesem Zwecke wird auf sehr grosse Reinlichkeit der Dächer und Höfe geachtet, und die Cisterne selbst von Zeit zu Zeit gereinigt. Auf diese Weise werden die grössern Häuser gewöhnlich bis zur nächsten Regenzeit mit Wasser versehen. Durch einen Reichthum an Cisternen zeichnen sich die Klöster besonders aus. Vorzüglich hat das lateinische Kloster so viele Cisternen, dass es in Zeiten der Dürre im Stande ist, dem Bedürfnisse aller christlichen Einwohner abzuhelfen. In den kleinern, von Unbemittelten bewohnten Häusern dagegen, liefern die unbedeutenden und auch nicht gehörig unterhaltenen Cisternen ein nur sehr geringes, oft kaum für ein paar Monate nach der Regenzeit ausreichendes Quantum Wasser, welches auch noch schlecht beschaffen und der Gesundheit nachtheilig ist.

Die armen Bewohner der kleinen Häuser müssen daher häufig für Geld das Wasser kaufen, welches aus der Siloahquelle oder aus dem Nechemiasbrunnen in Schläuchen auf den Rücken von Eseln nach der Stadt transportirt wird. Die Schläuche, Kirbeh, bestehen aus dem Felle einer Ziege, welches derart zusammengenäht ist, dass oben am Halse eine kleine Oeffnung zum Füllen und Ausleeren frei gelassen ist. In Zeiten der Dürre nimmt der Preis einer Eselsladung von zwei Schläuchen eine für die Armen fast unerschwingliche Höhe an. Die katholische Geistlichkeit vertheilt in solcher Zeit das Wasser an ihre armen Glaubensgenossen unentgeltlich. Auch unter den Mohammedanern fehlt es nicht an wohlthätigen Leuten, welche grosse mit Wasser gefüllte Gefässe auf die Strasse stellen, die allen Vorübergehenden zur Labung dienen.

Der Cisternenbau in Jerusalem reicht in das hohe Alterthum hinauf. Schon Kohelet spricht von einem Born mit einem Rade, der wahrscheinlich ähnlich der gegenwärtigen Cisterne beschaffen war. Nach Josephus hatte der Thurm Hippikus eine grosse Cisterne, die 20 Ellen tief war. Beim Wegräumen des Schuttes in der Stadt findet man nicht selten in einer Tiefe von 30 bis 50 F. antike Cisternen, die das Gepräge der altjüdischen Bauart an sich tragen. Eben so finden sich im Norden der Stadt, in der Gegend, welche einst von den Mauern eingeschlossen war, zahlreiche Ueberreste alter Cisternen vor, woraus klar ersichtlich ist, dass Jerusalem von Alters her mittelst Cisternen mit Wasser versehen wurde.

Da jedoch die Cisternen für den Wasserbedarf der Stadt nicht vollständig ausreichten, so legten die alten Israeliten grosse offene Wasserbehälter an, die zum öffentlichen Gebrauche dienten. Ausser den oben erwähnten Teichen Salomos, auf der Strasse nach Hebron zum Nutzen Jerusalems angelegt, hatte die Stadt noch andere wasserreiche Teiche. Solche finden sich noch heute, sowohl im Innern der Stadt, als ausserhalb der Stadtmauer. Sie sind meistens sehr massiv gebaut und liegen in Thälern, wo das Regenwasser in sie leicht hineinfliesst.

Der Teich Hiskia. So heisst dieser Teich bei den Franken; von den Eingebornen wird er Birket el-Hamam, Teich des Bades, genannt, weil er ein Bad in seiner Nähe mit Wasser versieht. Dieser Wasserbehälter liegt im Viertel der Christen, von Häusern umgeben, in einiger Entfernung von dem Jaffathore. Seine Seiten laufen in der Richtung der vier Himmelsgegenden. Die Länge beträgt 250, die Breite 150 und die Tiefe etwa 20 bis 25 F. Sein Boden ist felsig, geebnet und mit einem Ueberzuge von kleinen Steinen und Mörtel versehen; die Wände sind ebenfalls mit Mörtel übertüncht. Der Teich wird während der Regenzeit von der kleinen Leitung gespeist, welche von dem Mamillateiche

ausserhalb der Stadt in der Nähe des Jaffathores läuft. Sein trübes Wasser, das in regenarmen Jahren von geringer Quantität ist, dient nur zur Versorgung des nahe liegenden Bades und zu ähnlichen Zwecken.

Bei der Grundsteinlegung zu dem neuen koptischen Kloster, welches am Nordende des Teiches liegt, stiess man auf eine alte Mauer, die, in einer Entfernung von etwa 60 F. von der heutigen Nordwand des Teiches, parallel mit der letztern lief. Die aus gehauenen Quadern gebaute Mauer war 12 F. dick und an der Südseite, wie die Mauern des Teiches, mit Mörtel übertüncht. Der Boden war felsig und in gleicher Weise mit kleinen Steinen und Mörtel bedeckt, wie der des gegenwärtigen Teiches. Die Steine der Mauer waren fugengerändert, ähnlich denen der Tempelmauern, und offenbar von sehr alter Arbeit. Dies berechtigt zu dem Schlusse, dass der Teich sich einst weiter nach Norden hin bis zu dieser alten Mauer erstreckte, und dass die Anlegung desselben in ein hohes Alter hinaufreicht.

Von dem Könige Hiskia heisst es in dem zweiten Buche der Könige: „Wie er den Teich gemacht, und die Leitung und das Wasser in die Stadt gebracht, dies ist geschrieben" etc., und in dem zweiten Buche der Chronik: „Hiskia verstopfte die obere Mündung der Wasser des Gichon und leitete sie hinunter abendwärts in die Stadt Davids." Vor dem Herannahen des Sanherib ruft der Prophet Jesaia den Zaghaften zu: „Und eine Wassersammlung habt ihr gemacht zwischen den beiden Mauern für die Wasser des alten Teiches." Aus diesen Bibelstellen will man schliessen, dass der von Hiskia innerhalb der Stadt angelegte Teich auf der Westseite, zwischen den beiden Mauern der Ober- und Unterstadt, des Josephus lag, und dass der heutige Teich Hiskia derselbe sei; jedoch entbehrt diese Hypothese einer sichern historischen Grundlage.

Der Schafteich oder Bethesda. Diese Benennung ist dem Wasserbehälter erst in neuerer Zeit beigelegt worden.

Die Eingebornen nennen ihn Birket Israil. Er liegt nördlich von der Tempelarea, südlich vom Bab el-Amud und grenzt im Osten an die Stadtmauer. Seine Länge von Ost nach West beträgt 360, seine Breite 130, die Tiefe 75 F. Der Teich war früher mit Wasser angefüllt, wie dies aus dem Ueberzuge von kleinen Steinen mit Mörtel an seinen beiden Seiten, ähnlich wie bei dem Hiskiateiche, hervorzugehen scheint. Seit Jahrhunderten ist er aber ausgetrocknet; sein tiefer Boden wurde mit Schutt bedeckt und dient zum Theil zu einem Gemüsegarten. Im letzten Jahrhundert wurde die Meinung ausgesprochen, dass dieser Teich nur ein Stadtgraben sei, und später hielt man ihn nicht ohne Grund für einen Theil des nördlichen Grabens der Burg Antonia.

Ausserhalb der Mauern an der Westseite der Stadt befinden sich im Thale Hinnom zwei grosse Teiche, der eine in einiger Entfernung unterhalb des andern und beide von hohem Alter.

Mamillateich. Dieser wird gewöhnlich von den Franken Gichon genannt und von den Arabern Birket el-Mamilla. Er liegt in dem Becken, welches den Anfang des Thales Hinnom bildet, etwa 1000 Schritt von dem Jaffathor entfernt. Die Seiten sind von gehauenen in Mörtel gelegten Steinen aufgebaut und haben an den beiden Südecken Stufen, die in den Teich hinabführen. Die Länge beträgt 300, die Breite 200 und die Tiefe 20 F. Der Teich füllt sich in der Regenzeit durch die Wasser, welche von den benachbarten Anhöhen herabfliessen; im Sommer ist er leer. An seiner Ostseite ist der erwähnte Kanal angebracht, welcher das Wasser aus ihm nach dem Teiche Hiskia in die Stadt leitet.

In dem zweiten Buche der Könige und in Jesaia wird ein oberer Teich erwähnt, der „an der Bahn beim Wäscherfelde“ lag und mit einer Wasserleitung in Verbindung stand. Im zweiten Buche der Chronik wird noch gesagt, dass es im Westen der Stadt eine obere Mündung der Wasser des Gichon gegeben. Aus diesen Bibelstellen glaubt man schliessen

zu dürfen, dass der gegenwärtige Mamillateich mit dem alten obern Teich identisch sei und dass er in alter Zeit mit der Quelle Gichon in der Nachbarschaft zusammenhing.

Sultansteich. Dieser Wasserbehälter, von den Arabern Birket es-Sultan genannt, liegt in dem Thale Hinnom, südwärts vom Jaffathor. Der Teich wurde gebildet, indem man Mauern quer über das Thal zog, zwischen welchen die Erde entfernt wurde, so dass die felsigen Seiten des Thales ein schmales Bett bildeten. Die Mauer an seinem Südende ist 32 F. hoch und 8 F. dick und bildet einen Damm, über welchen eine Strasse führt; die Nordmauer ist fast völlig zerstört. Die Länge des Teiches längs der Mitte beträgt 560 F. die Breite 240, die Tiefe 35 bis 40. In ältern Zeiten wurde dieser Teich wahrscheinlich vom Regen und dem überflüssigen Wasser des obern Teiches gefüllt, jetzt ist er aber verfallen und ausgetrocknet. Aus der Lage dieses Wasserbehälters im Verhältnisse zu dem obern Mamillateiche will man den Schluss ziehen, dass sich hier der von Jesaia erwähnte untere Teich befand.

Ausser diesen zwei grossen Reservoirs findet man ausserhalb der Mauern noch andere kleine Wasserbehälter, die ebenfalls vom Regenwasser angefüllt werden. Auf der Nordseite der Stadt, zwischen der Nordostecke der Mauer und der Jeremiasgrotte, befindet sich eine alte, weite Cisterne, deren Gewölbe von einem Pfeiler getragen werden. Nach der Sage war diese Cisterne das Gefängniss, in welches Jeremia geworfen wurde. Die Eingebornen nennen diesen Wasserbehälter Birket el-Hedscheh. Neben der Cisterne steht ein schön gearbeiteter Sarg von weissem Marmor, den man vor einem Jahrhundert aus den Gräbern der Könige gezogen. In stiller Nacht soll man hier, wenn man in der Nähe der Grotte das Ohr auf die Erde legt, ein Rauschen von unterirdischem Wasser hören.

Quellen oder Brunnen sind in Jerusalem bis jetzt nur drei bekannt. Sie liegen alle ausserhalb der Stadt im Thale Kidron.

Der Brunnen Nechemias. Dieser Name ist erst im 16. Jahrhundert in Gebrauch gekommen. Aeltere Schriftsteller sprechen von dem Brunnen nur unter dem Namen Rogel der h. Schrift. Die Araber nennen ihn Bir Ejub, den Brunnen Hiobs. Er liegt unterhalb der Vereinigung des Thales Hinnom mit dem Thale Kidron, in einer länglichen Ebene, welche die schönste und fruchtbarste Stelle in der Umgebung von Jerusalem ist. Der Brunnen ist von unregelmässig vierseitiger Form, mit viereckigen Quadern gemauert, welche ein sehr altes Aussehen haben, und endet oben an einer Seite in einem Bogen. Seine Tiefe beträgt 125 F. Die Höhe des Wasserstandes ist nach den Jahreszeiten und nach der Menge des gefallenen Regens sehr verschieden. In der Regenzeit wird der Brunnen derart überfüllt, dass das Wasser nicht selten über seine Mündung fliesst und einen Bach bildet, der das Thal überschwemmt. Das Ueberfliessen des Brunnens ist für die Stadtbewohner eine freudige Erscheinung, da es eine grosse Fruchtbarkeit des Jahres anzeigt. Fast die ganze Bevölkerung eilt dann in froher Stimmung zum Brunnen hinaus, um dieses segensreiche Ereigniss in Augenscheim zu nehmen, und ein allgemeiner Jubel herrscht dort, der in der Regel mit einer Art Volksfest endigt. Gewöhnlich läuft das Wasser unter der Oberfläche des Bodens ab und findet etwa 150 F. unterhalb des Brunnens einen Abfluss, der während einiger Wochen im Winter anhält und zuweilen einen grossen Strom bildet. Durch welche unterirdische Gänge das Wasser unten im Brunnen zusammenfliesst, ist unbekannt. Ein arabischer Schriftsteller erzählt, dass der Bir Ejub mit ungeheuer grossen Steinen ausgebaut ist, und dass man daher über die Schwierigkeiten staunen muss, welche das Hinablassen dieser Blöcke mit sich bringen musste. Nach seiner Beschreibung ist der Brunnen an dem untern Theile mit einer auf gleiche Weise gemauerten Höhle oder Kammer versehen, aus welcher das Wasser hervorkommt. Der Brunnen hat lauteres, süsses Wasser, das mittelst eines

an einem Stricke hängenden Ledereimers mit der Hand in die Höhe gezogen wird, und ist für die Bewohner Jerusalems von grossem Nutzen, da er sowohl die Stadt, als die Gärten im Thale mit Wasser versorgt.

Der Nechemiasbrunnen stammt allem Anscheine nach aus dem hohen Alterthum, und es unterliegt kaum einem Zweifel, dass er mit dem Brunnen En Rogel der h. Schrift identisch ist, obwohl er in seinem obern Theile im Laufe der Zeiten manche Veränderungen erlitten haben mag. Des Rogel geschieht in dem Buche Josua bei der Bestimmung der Grenze zwischen Juda und Benjamin Erwähnung. „Die Grenze ging von dem Gewässer von En Schemesch bis En Rogel und kam nach dem Thale Ben Hinnom, nach dem mittäglichen Rücken des Jebussi, das ist Jerusalem, und so nach der Spitze des Berges, gegenüber dem Thale Hinnom zur Abendseite, am Rande des Thales Rafaim zur Mitternachtseite.“ In der arabischen Uebersetzung wird En Rogel durch Ain Ejub, Quelle Hiobs, wiedergegeben. Es ist klar, dass diese Beschreibung ganz genau auf den heutigen Nechemiasbrunnen passt. Auch heisst es im ersten Buche der Könige, dass Adoniah, als er sich zum Könige ausrufen liess, seine Freunde neben En Rogel zu einem Feste versammelte. Dieses En Rogel muss daher in der Nähe der Stadt gelegen haben, wie auch Josephus berichtet, „ausserhalb der Stadt an der Quelle in dem Königsgarten.“ Im Mittelalter bezeichnete man diesen Brunnen allgemein mit Rogel. Erst in den letzten Jahrhunderten nennen ihn Schriftsteller den Nechemiasbrunnen, weil, nach ihrer Annahme, in ihm das geheiligte Feuer des Altars im Tempel während des babylonischen Exils verborgen war, bis es durch Nechemia aufgefunden wurde.

Quelle Siloah. An der Westseite des Thales Kidron, etwa 1000 F. nördlich von der Mündung des Tyropoeon, liegt die obere Quelle Siloah in einer Höhle, die im massiven Felsen ausgegraben ist. Eine Treppe von 26 Stufen führt zu dem Becken, wo die Quelle aus einem Raume unter

den Stufen emporquillt. Der Boden des Beckens ist mit losen Steinen bedeckt. Das Wasser fliesst durch einen Ausgang ab und läuft unter dem Berge durch einen gegen 1700 F. langen in den Felsen gehauenen Kanal in südwestlicher Richtung fort, bis es in einem kleinen Becken aus dem Felsen wieder hervortritt. Hier fliesst es in den 53 F. langen, 18 F. breiten und 20 F. tiefen Siloahteich, aus welchem der Strom durch einen kleinen Kanal längs dem Fusse des Ophel hinabgeleitet wird, um die Terrassen und Gärten des Dorfes Siluan zu bewässern. Das Wasser in der obern Quelle und dem untern Teiche ist natürlich von gleicher Qualität; es ist rein und klar, aber gesalzen und schwer.

Robinson unterzog sich der schwierigen Aufgabe, das Innere des genannten Kanals zu untersuchen und durchkroch ihn mit vieler Mühseligkeit; er schreibt darüber wie folgt: „Als wir uns nach Siloah begaben, fanden wir hier Niemanden; und da das Wasser in dem Becken niedrig war, so benutzten wir diese Gelegenheit, unser Vorhaben auszuführen. Wir zogen Schuhe und Strümpfe aus, rollten unsere Unterkleider bis über die Kniee auf und gingen dann mit Lichtern und Messschnuren in den Händen hinein. Das Wasser war nirgends über einen Fuss tief und mit einer kaum bemerkbaren Strömung. Der Durchgang ist ganz durch den massiven Felsen gehauen, überall an zwei Fuss breit. An dem ersten Hundert Fuss ist er 15 bis 20 F. hoch; ein anderes Hundert Fuss weiter 6 bis 10 F., und darnach nicht mehr als 4 F. hoch, indem es so allmählig niedriger wurde, je weiter wir vorwärts gingen. Am Ende von 800 F. ward es so niedrig, dass wir nicht weiter vordringen konnten, ohne auf allen Vieren zu kriechen und uns ganz in das Wasser hinein zu legen. Da wir hierauf nicht vorbereitet waren, so hielten wir es für besser, zurückzugehen und an einem andern Tage von dem andern Ende aus einen neuen Versuch zu machen. Nachdem wir daher an der Decke mit dem Rauche unserer Lichter die Anfangsbuchstaben unserer Namen

und die Zahl 800 angebracht hatten, kehrten wir mit etwas nassen und beschmutzten Kleidern zurück."

„Nach drei Tagen waren wir im Stande unsere Untersuchung zu vervollständigen. Wir fanden das Ende des Kanals der obern Quelle mit kleinen losen Steinen zugebaut. Nachdem wir diese Steine hatten wegräumen lassen, und uns selbst einfach in ein Paar weite arabische Hosen gekleidet hatten, gingen und krochen wir hinein. Der Kanal ist hier im Allgemeinen viel niedriger als an dem andern Ende; den grössten Theil des Weges konnten wir allerdings auf unsern Händen und Knieen zurücklegen, jedoch an verschiedenen Stellen konnten wir nur noch vorwärts, indem wir der Länge nach ausgestreckt lagen und uns auf den Ellenbogen weiter fortschleppten. Der Sand auf dem Boden hat wahrscheinlich eine beträchtliche Tiefe, wodurch er den Kanal zum Theil ausfüllt; denn sonst würde es unbegreiflich sein, wie der Durchgang jemals so durch den harten Felsen hätte zu Stande gebracht werden können. Jedenfalls hat immer nur eine einzelne Person auf einmal darin arbeiten können, und das Werk muss viele Jahre Zeit gekostet haben. Es giebt hier viele Biegungen und Zickzacke; so dass man zuerst einen sich abzweigenden Kanal vor sich zu sehen glaubt. Wir untersuchten alle diese falschen Einschnitte bis ins Einzelnste, in der Hoffnung, einen Seitengang zu finden, durch welchen Wasser aus einer andern Gegend hineinkommen möchte. Wir fanden jedoch nichts der Art. Als wir 950 F. gemessen hatten, erreichten wir unser frütheres Merkzeichen von 800 F., wie es auf der Decke eingetragen stand. Daraus ergeben sich für die ganze Länge des Hohlganges 1750 F. oder einige Hundert Fuss mehr als die gerade Entfernung ausserhalb. Wir kamen bei der untern Quelle Siloah wieder heraus."

Ein so schwieriges Werk, das Wasser von einem Punkte zum andern auf solche Weise durch den harten Felsen zu leiten, kann nur zu einem Zwecke von grosser Wichtigkeit,

nämlich zur Vertheidigung der Stadt gegen einen belagernden Feind, der die Quelle abschneiden könnte, unternommen worden sein. Zu diesem Behufe führte man das Wasser von der ausserhalb der Stadtmauer gelegenen obern Quelle durch diesen Kanal zu der Stelle des heutigen Teiches Siloah, die einst innerhalb der Stadt lag, und verstopfte die obere Quelle derart, dass sie dem Feinde verborgen blieb. Daher ist es höchst wahrscheinlich, dass dieses Werk zur Zeit des Königs Hiskia ausgeführt wurde, als der Assyrer Sanherib in Jerusalem eine Belagerung fürchten liess.

Die Quelle Siloah kommt nur im Buche Jesaia als Wasser Schiloach und im Nechemia als Teich Schelach vor, häufiger aber wird in der h. Schrift die Quelle Gichon erwähnt, die von dem Targum Jonathan im Buche der Könige, wo von der Salbung Salomo's zum Könige die Rede ist, mit Schiluach übersetzt wird. Josephus berichtet, dass die Quelle Siloah an der Mündung des Tyropoeon an der Südseite der Stadt lag und Wasser im Ueberfluss hatte. Ebenso geschieht im Itin. Hieros. vom Jahre 333 des Teiches Siloah im Thale Josaphat Erwähnung. In den letzten Jahrhunderten weichen die Meinungen der Schriftsteller in Betreff dieser Quelle sehr ab, so dass dieselbe bald für Gichon, bald für Rogel, bald für den Drachenbrunnen des Nechemia gehalten wird.

Von dem eigenthümlich salzigen Geschmack der Quelle im Bade es-Sehefa an der Westseite der Tempelarea und seiner Aehnlichkeit mit dem der Siloahquelle ist schon oben gesprochen worden. Auch in andern Gegenden der Stadt finden sich Cisternen, deren Wasser an Geschmack und Schwere dem Siloahwasser ähnlich ist und fast nie versiegt. Diese Umstände im Vereine mit dem Berichte des Josephus, in dem er von einer unterirdischen Wasserleitung spricht, welche Wasser nach dem Thurme Hippikus und dem Palaste des Herodes auf Zion brachte, lassen kaum zweifeln, dass in der Stadt noch immer alte unterirdische Wassergänge existiren, deren Ursprung, Verlauf und Zusammenhang

mit dem Raume unter der Moschee und der Siloahquelle unten im Thale noch nicht erforscht sind, und man könnte mit Grund annehmen, dass diese Kanäle mit der jetzt unbekannten Quelle Gichon in Verbindung standen.

Die Wasserleitung. Dieser grosse Aquäduct, eine der grössten Merkwürdigkeiten Jerusalems und seiner Umgebung, leitet das Wasser von den Teichen Salomo's oder von der Quelle Etham nach der Tempelarea. Er nimmt seinen Anfang bei diesen, von den Arabern Borak genannten Teichen, schlängelt sich zuerst um den Berg, auf welchem Bethlehem steht, dann um den Dschebel Der Abu Tor, zieht über die Bogen am Sultansteiche, läuft um den Berg Zion herum, bis er in der Nähe des kleinen Thores Bab el-Mugharibeh in die Stadt gelangt und in der Area des Haram endet. Die Wasserleitung läuft fast immer längs der Oberfläche des Bodens und zieht durch Umwege an den Seiten der Hügel und Berge, um das gehörige Niveau möglichst zu erhalten. Die ganze Länge des Aquäducts wird auf vier deutsche Meilen geschätzt, während die Länge der Strasse kaum $1\frac{1}{2}$ Meile beträgt. Die Construction des Kanals ist theils antik, theils modern. In der Gegend von Bethlehem, unweit des Grabes Rachels und an andern Stellen besteht die Wasserleitung aus grossen, massiven, rund ausgehöhlten und in einander gefügten Quadersteinen von prachtvoller Arbeit, welche ohne Zweifel dem hohen Alterthum, wahrscheinlich der salomonischen Zeit angehören. In den übrigen Theilen ist der Kanal aus irdenen, in Mörtel gelegten Röhren zusammengesetzt, die von Steinen ummauert sind.

Das hohe Alter dieser Wasserleitung wird nicht allein durch den jetzt noch theilweise vorhandenen antiken Bau derselben ausser Zweifel gesetzt, sondern auch noch durch die Beschaffenheit und ausserordentliche Grösse der schon beschriebenen Borakteiche selbst, welche, in einem solchen Massstabe angelegt, gewiss nichts Geringeres bezweckten, als mittelst dieser Wasserleitung Jerusalem selbst, und haupt-

sächlich den Tempel mit Wasser zu versehen. Der Talmud Pessachim spricht von einer Wasserleitung im Vorhofe des Tempels, durch welche derselbe mit Wasser versorgt wurde; auch das im Buche der Könige bei der Schilderung des salomonischen Tempelbaues erwähnte „Meer aus geglättetem Kupfer" erhielt sein Wasser von dieser Leitung. Im Talmud Joma wird das den Tempel speisende Gewässer En Etham genannt und dazu bemerkt, dass diese Quelle in einer Entfernung von der Stadt auf dem Wege nach Hebron sich befindet, und dass En Etham 23 Ellen höher als der Boden der Tempelvorhalle liegen muss, da in dieser ein Wasserbehälter, zum alleinigen Gebrauche des Hohenpriesters, in einer Höhe von 23 Ellen angebracht werden konnte. Alles dieses bezieht sich ohne jeden Zweifel auf die Wasserleitung, welche zur Zeit Salomos, wie gegenwärtig, die von diesem Könige angelegten Teiche mit dem Tempel in Verbindung setzte.

Im Laufe der Zeit ist diese Wasserleitung sehr häufig zerstört und wieder ausgebessert worden. Im Jahre 943 der Hedschra (1537) liess Sultan Soliman das Wasser dieses Aquäducts von dem Innern des Haram nach der Strasse im Westen und nach mehreren anderen Stellen hinleiten und daselbst Brunnen errichten, wie dies aus den über letztern angebrachten arabischen Inschriften hervorgeht. Diese Brunnen sind aber in Folge der Zerstörung der Wasserleitung schon seit langer Zeit trocken. In neuerer Zeit liess zwar der Pascha die Wasserleitung wieder herstellen und die Brunnen renoviren, allein diese nützliche Einrichtung dauerte nur kurze Zeit, denn bald darauf wurde der Aquäduct durch frevelnde Hände abermals zerstört.

Begräbnissplätze und Gräber.

Ein Reisender der neuern Zeit nennt mit Recht Jerusalem eine Stadt der Gräber auf Gräbern in Gräbern. In der

That findet man ausser den zehn Friedhöfen, welche die Stadt von allen Seiten umgeben und gegenwärtig von den Bekennern der verschiedenen Confessionen benutzt werden, noch in den Thälern im Norden, Osten und Süden, sowohl oberhalb des Bodens als unterhalb desselben, in Höhlen, die wieder mit andern verbunden sind, zahllose Gräber aus alten Zeiten, von denen manche mehrere Jahrtausende alt sind.

Die Mohammedaner haben drei Begräbnissplätze, Turbet, deren Umfang im Verhältnisse zur Bevölkerung überaus gross ist. Jedes Grabmal besteht aus einem etwa 5 F. langen, von West nach Ost gerichteten Steine, der auf einem stufenartig aufgemauerten Hügel liegt. Am Kopf- und Fussende ist ein kurzer Pfeiler, ein Turban, oder eine Scheibe angebracht. Manche Grabmäler sind mit Arabesken verziert und mit Inschriften versehen; die meisten sind aber sehr einfach. Der Begräbnissplatz Mamilla, der grösste von allen, liegt im Westen der Stadt neben dem Mamillateiche und ist sehr alt. Schon im Jahre 1187 wurden die in den Kämpfen gegen die Kreuzfahrer gefallenen Moslemin hier begraben. Der Begräbnissplatz beim Goldthor, Turbet Bab er-Rachmeh, beginnt unweit der Südostecke der Stadtmauer und dehnt sich längs der ganzen Ostseite dieser Mauer aus. Er ist ebenfalls sehr alt und dicht mit Gräbern besetzt, da er wegen seiner Lage, in unmittelbarer Nähe des Haram, allen andern vorgezogen wird. Der Begräbnissplatz Sahera liegt im Norden der Stadt über der Grotte des Jeremias; er wird weniger benutzt, und seine Gräber sind fast alle verfallen.

Die Jeremiasgrotte, so genannt, weil hier Jeremia seine Klagelieder gesungen haben soll, bei den Israëliten mit dem Namen „Chazar hamatarah“ oder Wachthof des Nechemia bezeichnet, liegt vor dem Damaskusthor unterhalb des Begräbnissplatzes Sahera und ist Eigenthum der Mohammedaner, die darin einige Gräber ihrer Heiligen verehren. Durch eine Thür gelangt man zuerst in einen schönen Garten

mit verschiedenen Fruchtbäumen, darauf in einen ummauerten Raum, Dschama, Moschee, genannt, und dann in die eigentliche Grotte, deren sehr hohe Wölbung, von etwa 300 F. im Umfange, auf einem dicken Pfeiler ruht. Die Grotte steht auch bei den Christen und Juden in Ehren und wird häufig besucht.

Ausserdem gehören den Mohammedanern viele in der Umgegend zerstreut liegende, sehr alt aussehende Gräber, von denen manche mit einer hohen, auf vier Eckpfeilern ruhenden Kuppel, Mustabi, überwölbt, und einige auch mit Nebengebäuden versehen sind, wie das Weli Kasser esch-Schech, ein ziemlich grosses Gebäude, das in der Nähe des Begräbnissplatzes Sahera liegt, und das Weli Schech Dscherrah an der Nablusstrasse nicht weit von den Königsgräbern, das auch als Chan benutzt wird.

Die fünf christlichen Begräbnissplätze befinden sich alle auf dem Berge Zion. Die Grabsteine derselben liegen flach auf den Gräbern und haben fast alle Inschriften. Der armenische Begräbnissplatz liegt neben der südlichen Stadtmauer, dicht bei dem kleinen armenischen Kloster. Auf den Grabsteinen sind häufig, wie bei den Griechen, sinnbildliche Verzierungen angebracht, die an den Stand oder die Beschäftigung des Verstorbenen erinnnern. Ein Stab bedeutet Abt, ein Stern Priester, verschiedene Werkzeuge, wie Scheere, Mauerkelle, Hammer zeigen die entsprechenden Handwerke an. Der lateinische Begräbnissplatz ist durch eine niedrige Mauer von dem vorigen getrennt. Die Grabschriften sind hier in sprachlicher Beziehung sehr verschieden; es kommen lateinische, deutsche, französische, italienische, spanische, englische und arabische Inschriften vor. Der griechische Begräbnissplatz liegt am südlichsten und dem En-Nebi Daud am nächsten; seine Grabsteine sind den armenischen sehr ähnlich. Der kleine Begräbnissplatz der amerikanischen Protestanten liegt an der Nordwestecke des En-Nebi Daud und ist von einer hohen Mauer

umschlossen. Die Engländer besitzen einen ältern Begräbnissplatz im Oberthale Hinnom und einen neuern südwärts vom En-Nebi Daud.

Der jüdische Begräbnissplatz, Beth Chajim, Haus der Lebendigen genannt, liegt am Fusse des Oelberges, gerade der Stätte des ehemaligen Tempels gegenüber. Die zahllosen Gräber am Abfalle des Berges sind einfach mit einem flach gelegten Steine bedeckt und alle mit hebräischen Inschriften versehen, die von Wanderern aus allen Theilen der Erde erzählen, denen es gegönnt war, das Ziel ihrer frommen Sehnsucht zu erreichen, in heiliger Erde eine Ruhestätte zu finden. In neuerer Zeit musste man aus Mangel an Raum den südöstlichen Abhang des Berges Zion noch dazu nehmen. Aus dem 12. Jahrhundert berichtet R. Benjamin von Tudela, dass der jüdische Begräbnissplatz an derselben Seite der Stadt sich befand, wo der Berg Zion liegt. Im 14. Jahrhundert lag der jüdische Friedhof, nach dem Berichte des R. Isaak Chelo, an der Westseite des Thales Kidron. Erst im 17. Jahrhundert veranlasste der Mangel an Raum die Verlegung nach der Ostseite des Thales, aber mehr nach unten gegen Siloah zu. In Folge dieser Ortsveränderungen findet man auf dem jetzigen Begräbnissplatze keinen Grabstein höheren Alters als etwa 200 Jahre.

Hier werden auch zerrissene Gebetbücher und einzelne lose Blätter der heiligen Schriften, weil sie nicht zu profanen Zwecken verwendet und auch nicht vernichtet werden dürfen, in die Erde versenkt. Diese Fragmente werden in der Zionssynagoge in eine daselbst befindliche Mauernische, Genisa, gelegt, bis sie voll ist; der Inhalt, dem man auch eine unbrauchbar gewordene Thorarolle beifügt, wird dann von den Chachamim unter Gesang und dem Schalle der Pauke feierlich in das Thal Kidron hinaus getragen und am Fusse des Grabmales Absaloms der Erde übergeben. Eine solche eingegrabene Thorarolle wurde vor einiger Zeit von einem Reisenden gefunden und als kostbarer archäologischer Fund

nach Rom gebracht; hier strengte man sich an, das Alter dieses Manuscriptes zu enträthseln, bis den gelehrten Herren von einem Rabbi die Augen geöffnet wurden.

Die Karaiten haben einen alten Begräbnissplatz, Kebur el-Karaim genannt, an der Westseite des Thales Kidron, unter der Südostecke der Stadtmauer, und einen neuen südlich über dem Ende des Thales Hinnom.

Altjüdische Gräber und Grabmäler.

König Davids Grab. Zacharias Grab. Absaloms Mausoleum. Gräber südlich vom Hinnom. Die Gräber der Propheten. Die Gräber der Könige. Die Gräber der Richter. Simon des Gerechten Grab. Grab des Propheten Samuel. Rachels Grab.

König Davids Grab. Auf dem Gipfel des Zion in der Mitte des grossen Plateau, welches von der spätern Stadtmauer ausgeschlossen blieb, liegt, von mehreren Gebäuden umgeben, das den Mohammedanern gehörende Grab Davids, En Nebi Daud. Durch ein geräumiges Thor gelangt man in einen Hofraum, welchen die Moscheen, das Minaret, die Wohnung des Schechs und andere Wohnungen umschliessen.

Aus dem Hofe führt eine Treppe zu einer weiten Terrasse mit einer schönen Aussicht über die ganze Stadt, und von hier aus wieder eine andere Treppe in eine Halle, in der sich ein der Mauer angebauter, von einem grünen Baldachin verhängter, weiss übertünchter Sarkophag befindet, um welchen ewige Lampen brennen. Dies ist nur der Scheinsarkophag, bei dem die Mohammedaner gewöhnlich ihre Gebete verrichten; das Grab selbst ist unten in der Moschee.

Durch eine Pforte gelangt man aus dem Hofraume in eine untere Halle mit drei Spitzbogen, die auf zwei in der Mitte des Raumes frei stehenden Säulen ruhen. In einer Ecke zur Linken vom Eingange ruht auf einer Säule und auf Spizbogen ein steinerner kuppelartiger Baldachin; unter

diesem führt eine Treppe in die Moschee hinab. Die Decke derselben ruht auf einer viereckigen Säule, die grau bemalten Wände zeigen Inschriften von Koransprüchen, der Boden ist mit Teppichen belegt. Aus der Moschee führt an der linken Wand vom Eingange eine nicht hohe Thür in eine Kammer, die nur durch die offene Pforte spärliches Licht empfängt. Dem Eintretenden gegenüber, von sechs reich mit Gold verbrämten Teppichen (Geschenke der Sultane Mustafa, Selim, Abdul Hamid, Mahmud, Abdul Medschid und Abdul Asis) überhängt, befindet sich ebenfalls der Mauer angebaut ein langer steinerner Sarkophag mit eingegrabener arabischer Goldschrift; sie verkündet, dass dies das Grab König Davids sei.

Die Nachricht von König Davids Grab reicht in das hohe Alterthum hinauf, und es ist kein Grund vorhanden, es nicht wirklich an dieser Stelle zu suchen, da es im Buche der Könige deutlich heisst: „Und David legte sich zu seinen Vätern und wurde begraben in der Stadt Davids," also innerhalb der damaligen, den Berg Zion umgebenden Stadtmauer. Ebenso wird von den Königen Salomo, Rehabeam, Abia, Assa, Josaphat, Ahasja, Amazjah, Jotham und Josiah gemeldet, dass sie in der königlichen Familiengruft, in ihrem Erbbegräbnisse, wo jeder der Könige eine besondere Grabkammer hatte, beigesetzt worden seien. Von dem Priester Jehojoda wird im Buche der Chronik gesagt, „dass man ihn in der Stadt Davids bei den Königen begraben, denn er hatte wohlgethan an Israel, gegen Gott und dessen Haus." Bei der ersten Zerstörung Jerusalems durch Nebuchadnezar wurden diese Königsgräber, die vermuthlich durch die Art ihrer Anlage verborgen blieben, nicht zerstört, da Nechemia beim Neubau der Stadtmauer die Stufen erwähnt, die von der Stadt und den Gräbern Davids hinabführen.

Es scheint, dass diese Gräber auch noch lange nach der ersten Zerstörung Jerusalems unbekannt geblieben sind, denn nach der Erzählung des Josephus war es zuerst Hyrkanus,

Sohn und Nachfolger des Maccabäers Simon, der 3000 Talente (ungefähr vier Millionen Thaler) aus einer Kammer in dem Grabe Davids nahm, um damit die Aufhebung der Belagerung Jerusalems durch Antiochus zu erkaufen. Später öffnete Herodes in derselben Absicht eine andere Kammer, fand aber kein Geld, sondern nur Königsschmuck und Kleinodien; als er weiter zu den Grabkammern Davids und Salomos vordringen wollte, erzählt der genannte Geschichtschreiber, brach eine Flamme hervor, die ihn von seinem Vorhaben abhielt. Zur Sühne errichtete Herodes bei dem Eingange des Grabes ein kostbares Denkmal aus weissem Marmor. Josephus berichtet ferner, dass weder Hyrkanus, noch Herodes zu den Sarkophagen der Könige selbst gelangten, weil diese unter der Erde durch eine Vorrichtung so bestattet waren, dass kein Eintretender sie bemerken konnte.

R. Benjamin von Tudela hat uns folgende Legende vom Grabe Davids überliefert:

„Die Gräber des Hauses David und der Könige, die nach ihm regiert haben, waren unbekannt. Vor fünfzehn Jahren ist die Mauer einer Kirche auf Zion eingestürzt. Der Patriarch ordnete an, sie wieder aufzubauen und die Steine dazu aus der alten Zionmauer zu brechen. Gegen zwanzig Arbeiter wurden verwendet, von denen zwei noch bei der Arbeit blieben, als die übrigen sich schon entfernt hatten. Da stiessen sie auf einen Stein, den sie nur mit Mühe wegwälzen konnten, und sahen die Mündung einer Höhle, in welche sie hinabstiegen, in der Hoffnung, Schätze zu finden. Ein langer, schmaler Gang nahm sie auf, an dessen Ende sie vor einem marmornen Palaste standen, dessen Säulen mit Gold und Silber verziert waren. Eingetreten sahen sie in der Mitte einen Tisch, auf dem eine Krone und ein Scepter von Gold lagen. Hier war das Grab Davids und zur Linken das Grab Salomo's und so fort alle Gräber der Könige. Als sie weiter vordringen wollten, wehte ihnen ein Sturm entgegen, so dass sie ohnmächtig zu Boden fielen. Da rief

ihnen eine Stimme zu: „Männer, weicht von diesem Orte!“ Sie erhoben sich erschrocken, traten aus den Räumen heraus und gingen zum Patriarchen, um ihm zu erzählen, was ihnen begegnet sei.“

„Der Patriarch schickte zu dem Rabbi Abraham hachassid, Al-Constantino genannt, und fragte ihn um die Sache. Dieser antwortete: „Es sind die Gräber des Hauses David und der Könige, die nach ihm regiert haben.“ Der Patriarch liess am folgenden Morgen die beiden Arbeiter rufen. Sie aber waren noch von Grauen erfüllt und äusserten, dass sie nie wieder den Ort betreten würden, da das Vordringen keinem Sterblichen gestattet sei. Der Patriarch liess hierauf die Höhle vermauern, um sie zu verbergen bis auf den heutigen Tag. „Der Rabbi Abraham hachassid,“ schliesst R. Benjamin, „hat mir diese Begebenheit selbst erzählt.“

Den Moslemin ist das Grab Davids ein fast ebenso grosses Heiligthum, wie die Omarmoschee, denn von dem Nebi Daud, Propheten David, spricht der Koran: „Wir haben ihn bestellt zum Chalifen auf Erden; es ist ihm Weisheit verliehen und die Kunst der Rede, dass er die Menschen richte nach Gerechtigkeit.“ Sie besuchen auch oft diesen Ort, um in der obern Halle zu beten. Der Eintritt in die untere Grabmoschee ist in der Regel selbst den Mohammedanern nicht gestattet, jedoch wurde in der neuern Zeit einzelnen Reisenden die Erlaubniss dazu ertheilt.

Das Grab des Propheten Zacharia liegt am Fusse des Oelberges neben dem jüdischen Beerdigungsplatze, gerade der Area des Tempels gegenüber. Es ist ein viereckiger Block von zwanzig Fuss an jeder Seite, indem der Felsen derart weggehauen ist, dass er eine grosse viereckige Nische bildet, in deren Mitte das Monument steht, während ringsum ein breiter Gang geblieben ist. Die Hauptmasse des Grabmales ist 20 F. hoch und scheint ganz massiv zu sein, da kein Eingang zu irgend einem Gemache bekannt ist. Jede Seite ist mit zwei ganzen und zwei halben Säulen mit Ka-

pitälern von jonischer Ordnung verziert, und jede Ecke mit einem viereckigen Pfeiler versehen. Um den Karniess ist eine Verzierung von Blättern drei Fuss hoch angebracht, und darüber befindet sich der obere Theil des Denkmals, der aus einer abgestumpften Pyramide von 12 F. Höhe besteht. Das Monument hat mithin eine Höhe von dreissig Fuss und ist mit allen seinen Verzierungen ganz aus dem harten Felsen gehauen.

Das Grab Absaloms, von den Israeliten Jad Abschalom genannt, liegt neben der untern Kidronbrücke, der Südostecke der Area des Tempels gegenüber und ist ein viereckiger Block, der aus dem Felsen auf gleiche Weise gehauen ist, wie das Grab Zacharias, indem ringsum ein ähnlicher freier Raum gelassen ist. Der untere Theil des Monumentes misst 24 F. ins Gevierte, hat ebenfalls an jeder Seite zwei ganze und zwei halbe Säulen, sowie vier Eckpfeiler und am obern Rande dorische Verzierungen, ist 20 F. hoch und ganz aus dem Felsen gehauen. Da aber der umgebende Felsen hier nicht so hoch ist, wie bei dem Grabe des Zacharias, so ist der obere Theil des Monumentes mit grossen Steinen aufgeführt worden. Das obere Mauerwerk hat zuerst zwei viereckige Lagen und dann läuft eine kleine Kuppel in einen Spitzbogen aus. Der obere Theil ist 20 F. hoch; das ganze Denkmal hat mithin eine Höhe von 40 F. Eine Oeffnung, die schon vor Jahrhunderten in eine der Seiten gebrochen worden, mündet in ein kleines Gemach, das in die Felsenmasse des Grabes ausgehöhlt ist.

Die beiden Gräber, des Propheten Zacharia und Absaloms, haben ein hohes Alter; sie werden schon im Itin. Hier. vom Jahre 333 als zwei monolitische Monumente erwähnt. Die Tradition aber in Bezug auf die Namen der in diesen Gräbern Bestatteten findet sich zuerst bei R. Benjamin von Tudela.

Die unzähligen alten Gräber im Norden, Osten und Süden von Jerusalem lassen in der Art ihrer mit bewunderungswürdiger Kunst ausgeführten Anlage den Typus der im Tal-

mud erwähnten altjüdischen Kuchin erkennen, welcher mit dem der Felsenhöhlen zwischen den Ruinen von Telmessus am Meerbusen von Glaukus, der Krypten zu Jebileh, sowie der ägyptischen kleinen Grabhöhlen und Mumiengrüfte verglichen wird. Ein kleiner, ursprünglich mit einer steinernen Thür versehener Eingang in der senkrechten Wand des Felsens, der so niedrig ist, dass man sich beim Eintritte bücken, oder auf allen Vieren hineinkriechen muss, führt zu einer oder mehreren kleinen, in den Felsen ausgehöhlten, wahrscheinlich zu Familiengräbern eingerichteten Kammern, die gewöhnlich mit dem Eingange eine gleiche Höhe haben. Die Wände sind einfach gehauen, nur selten mit Verzierungen geschmückt und meistentheils mit Nischen als Ruhestellen für die Todten versehen. Eine Kammer enthält ein oder zwei, zuweilen auch mehrere Gräber, und in einer Gruppe von mehreren Kammern steigt die Zahl bis auf etwa funfzig.

Südlich vom Thale Hinnom ist der senkrechte, hohe und lang gestreckte Bergabfall voll von Grabhöhlen, von denen viele durch Steine und Schutt unzugänglich sind. Eines dieser Gräber hat am Eingange eine lange, mit hebräischer Quadratschrift gut eingegrabene Inschrift, von der aber nur einige Worte leserlich sind. Die erste Zeile beginnt mit dem Worte ביום, die zweite mit שנת, in der vierten Zeile sind die Wörter ממשלת אדונינו המלך und dann ein ש zu lesen. Die hebräischen Wörter bedeuten der Reihenfolge nach: „An dem Tage“ — „Jahr“ — „unter der Herrschaft unseres Herrn, des Königs.“ — Durch den darauf folgenden Buchstaben Sin oder S verleitet, wollen Manche Salomo lesen, und so das Grab bis in die Zeiten dieses Königs zurückversetzen. In einer in der Nähe liegenden Grabhöhle finden sich ebenfalls hebräische Inschriften, die aber, durch barbarische Hände zerstört, unleserlich sind. An einigen anderen sind griechische Inschriften angebracht.

Die Art der Anlage dieser Gräber und die vorhandenen hebräischen Inschriften liefern den Beweis, dass die meisten

derselben der alten jüdischen Zeit angehören. Sie scheinen dieselben zu sein, welche R. Benjamin von Tudela beschreibt, und unter denen sich Gräber mit eingegrabenen hebräischen Inschriften befanden.

Eine Stelle an diesem Bergabhange bezeichnet man als das Hakeldama oder den für die dreissig Silberlinge angekauften Blutacker, wo in frühern Zeiten der Begräbnissplatz für christliche Pilger und Fremde war. Ein langes, steinernes, überwölbtes Gebäude, das in Ruinen liegt, und nur den Blick in einen tiefen, kellerartigen Raum gewährt, ist das ehemalige Leichenhaus, durch dessen Oeffnung im Gewölbe die Leichen hinabgesenkt wurden. Zu Anfang des 13. Jahrhunderts lud man von dieser Erde, die nach einer Annahme Leichen in 24 Stunden verwesen machen soll, ungeheure Mengen als Ballast in Schiffe und brachte sie nach Italien, um damit das Campo Santo in Pisa zu bedecken.

In einigen dieser Höhlen stehen offne Sarkophage mit vielen Gebeinen, und in anderen liegen Hunderte von Schädeln chaotisch durcheinander. Tobler untersuchte mit nicht geringer Mühe alle diese Grabhöhlen und beschreibt sie in 27 Gruppen gesondert auf's Ausführlichste.

Die Gräber der Propheten liegen an dem Abhange des Oelberges, oberhalb der Monumente Zacharias und Absaloms. Sie bestehen aus zwei grossen und hohen Gallerien, in denen die vielen Nischen zum Aufbewahren der Leichname in gleicher Höhe mit dem Fussboden angebracht sind. Diese Grabhöhle dehnt sich eine grosse Strecke aus, und ihr Ende, das Labyrinth genannt, ist schwer zu finden. Die jüdische Ueberlieferung bezeichnet diese Gräber als die des Hagai, Sechariah, Maleachi und anderer Propheten.

Die Gräber der Könige. Diese merkwürdigen Gräber, bei den Eingebornen Kebur Salattin oder Kebur el-Melek, Gräber der Sultane oder der Könige, bei den Israeliten das Grabmal des Kalba Sebua, des im Talmud Gittin erwähnten reichen und freigebigen Mannes, genannt, liegen ungefähr

zehn Minuten nördlich von dem Damaskusthor, rechts von der Strasse, die nach Nablus führt. Bei der folgenden Beschreibung dieser Gräber, die ich nur im Allgemeinen besichtigt habe, richte ich mich hauptsächtlich nach dem Resultate der von Dr. Robinson angestellten speciellen Untersuchungen und Messungen, die sich durch besondere Genauigkeit auszeichnen.

Die Einrichtung dieses mit grossem Aufwande an Zeit und Kosten, sowie bewunderungswürdiger Geschicklichkeit ausgeführten Felsenbaues ist folgende: Eine grosse viereckige Vertiefung ist in den Felsen ausgehauen, die einen Vorhof bildet, dessen Seiten von Süd nach Nord 92 F. lang und von Ost nach West 87 F. breit sind. Die Tiefe des Vorhofes beträgt gegenwärtig 18 F.; der Boden ist aber offenbar mit Schutt sehr angefüllt. Um einen Eingang zu dem tiefen Vorhofe zu gewinnen, wurde ein Graben, 32 F. breit, der südlichen Seite parallel ausgehauen, zwischen welchem und dem Vorhof eine sieben F. dicke, massive Felsenmauer stehen blieb. Das westliche Ende dieses Grabens fällt allmählig ab, so dass man bequem hinuntergehen kann, während nach dem östlichen Ende hin ein gewölbter Durchgang durch die zwischenliegende Wand von dem Graben in den Vorhof gehauen ist. Die Seiten des Vorhofes sind senkrecht und glatt gehauen.

In der westlichen Wand des Vorhofes ist ein Porticus oder eine Halle, 39 F. lang, 17 F. breit und 15 F. hoch, aus dem Felsen ausgehöhlt worden. Die offene Fronte oder das Portal, das ursprünglich 27 F. in der Länge mass, ist jetzt theilweise weggebrochen. Die Seiten dieses Portals waren einst mit Säulen oder Eckpfeilern versehen; zwischen ihnen standen zwei nunmehr weggebrochene Säulen, welche das ganze Portal in drei fast gleiche Theile theilten.

Oben in den Felsen ist sehr schönes Bildwerk von vortrefflicher, halb erhabener Arbeit gemeisselt, das kein Bild eines lebenden Wesens, sondern nur Laub und Blumen zeigt.

Ueber dem Mittelpunkte des Portals sieht man grosse Büschel von Trauben zwischen Blumen, Rosenkränzen und Palmenzweigen, untermischt mit korinthischen Kapitälern und andern Verzierungen; darunter ein Band aus Eichen- und Lorbeerblättern, Blumengewinden und Früchten, das sich ganz über das Portal hinzieht.

An dem Südende dieser Halle ist ein Gang in den Fussboden eingesenkt, um dadurch nach dem niedrigen Eingang zu den ausgehöhlten Kammern hinabzusteigen, so dass, wenn dieser Gang ganz ausgefüllt würde, alle Spuren des Einganges verborgen sein könnten. Gegenwärtig ist der Gang sammt der Thür zu den Kammern so stark mit Schutt ausgefüllt, dass man durch die Oeffnung nur mit grosser Schwierigkeit, auf allen Vieren kriechend hindurch kommen kann.

Der erste Raum bildet nur eine leere Vorkammer, die 19 F. lang, $18^1/_2$ breit und 10 F. hoch ist. Die Wände bestehen hier, wie in allen andern Gemächern, aus dem natürlichen, glatt gehauenen und theilweise polirten Felsen. Die Decke steigt an zwei Seiten ein wenig auf und bildet eine Art Dach. An der Südseite dieser Vorkammer führen zwei niedrige Eingänge nach andern Räumen und an der Westseite nur einer.

Die Eingänge waren einst durch Steinthüren verschlossen, die oben und unten durch Zapfen in entsprechenden Löchern in dem Felsen hingen und nach innen sich öffneten. Die Thüren sind etwa 5 F. hoch, $2^1/_2$ breit, 6 Zoll dick und mit zwei ausgehauenen Feldern verziert, die so genau wie Mahagonitäfelwerk geschnitten und sehr gut polirt sind. Die Zapfen sind von ungleicher Länge, der untere kürzer als der obere, und mit der Thüre von einem Steine, der dem Felsen der Wände gleich ist. Eine dieser Thüren stand noch im 18. Jahrhundert, und der Anschluss an den Felsenrahmen war so genau, dass Alles wie ein ganzer Felsen aussah. Gegenwärtig sind die Thüren zerbrochen und ihre Trümmer

liegen umher. In Betreff der Frage, ob die Thüren an Ort und Stelle aus dem Felsen gehauen, ohne dass sie eingehängt worden wären, oder ob sie an einem andern Orte verfertigt und dann in den Felsenrahmen hineingestellt wurden, sind die Ansichten verschieden. In Rücksicht auf den Umstand, dass alle früheren Versuche, eine Thüre auszuheben, ohne die Zapfen abzubrechen, fruchtlos blieben, nahm man allgemein an, dass die Thüre und die Kammer aus dem gleichen Felsen gehauen waren, und in der That scheint eine derartige Arbeit, wenn auch äusserst schwierig, doch nicht geradezu unausführbar zu sein. In neuerer Zeit ist man jedoch zu der Annahme geneigt, dass die Thüre an einem anderen Orte gearbeitet und später an dem betreffenden eingehängt wurde.

Der erste Raum zur Linken oder im Südosten der Vorkammer ist 12 F. lang und 11 F. breit. An der östlichen und südlichen Seite sind kleine, niedrige Nischen oder Grüfte sichtbar, drei an einer Seite, welche mit engen Eingängen in die Wand hineinlaufen und zur Aufbewahrung von Leichnamen bestimmt waren. Längs den Seiten des Raumes läuft ein kleiner in den Fussboden eingehauener Kanal, der die Tropfen von den feuchten Wänden ableitet, und eine ähnliche Vorrichtung findet man in den andern Gemächern.

Der zweite Raum im Süden des Vordergemaches, welcher neben dem eben beschriebenen liegt, hat eine Länge von $13^1/_8$ Fuss und eine Breite von 13 Fuss; er hat auch sechs kleine Grüfte oder Kammern, drei an seiner südlichen und ebenso viel an seiner westlichen Seite. Sie sind aber von denen des vorigen Gemaches etwas verschieden, da die beiden mittleren Grüfte höhere Eingänge haben, auch von grösserer Ausdehnung sind und eine jede an ihrem hinteren Ende eine andere kleinere Kammer oder Gruft hat. Ueberdies führen aus einer dieser innern Kammern einige Stufen zu noch einem andern tiefern Grabgemach, einem niedrigen viereckigen Gewölbe hinab, welches an drei Seiten grosse

Nischen zeigt, worin einst Sarkophage von weissem Marmor mit kunstvoll in Hautrelief ausgehauenen Rosen, Lilien, Früchten und Kränzen von Eichenlaub und Weinblättern standen.

Der dritte Raum im Westen der Vorkammer war allem Anscheine nach der bedeutendste von allen. Er enthält $13\frac{1}{4}$ Fuss ins Gevierte und hat drei Grüfte an jeder seiner drei Seiten, nach Süden, Westen und Norden zu. Diese haben Aehnlichkeit mit denen des zweiten Raumes; sie sind jedoch etwas grösser. Die mittleren an jeder Seite haben eine beträchtliche Grösse, und jede hat in ihrem Innern eine Kammer oder Gruft, wie die vorigen. Von einer derselben, der an der Nordseite, führen wiederum Stufen nach einem niedrigen viereckigen Gewölbe hinab, das ähnliche Marmorsarkophage enthielt, wie die vorigen.

Von den Sarkophagen sah man im 17. Jahrhundert mehrere mit hebräischen Inschriften, und in einem befanden sich noch Gebeine. Im 18. Jahrhundert waren sechs mit ihren Deckeln vorhanden, die aber keine Knochen, sondern Asche enthielten. Gegenwärtig sind alle zerbrochen und ihre Trümmer liegen auf dem Fussboden zerstreut umher. Manche von den Sarkophagen und Thüren der Kammern wurden in's Ausland gebracht; erst vor etwa 30 Jahren hat ein Europäer einen der schönsten Sarkophage auf Kameelen wegführen lassen;

Die vier beschriebenen Kammern, die alle mit dem heutigen Eingang in Verbindung stehen, liegen sämmtlich an dem Südende der Halle; und nur die westliche erstreckt sich weiter nach Norden hin. Demnach ist die Felsenmasse um den nördlichen Theil der Halle allem Anscheine nach unausgehöhlt geblieben. „Natürlich musste sich uns die Frage aufdrängen," sagt Robinson, „ob es wahrscheinlich sei, dass ein Werk von solcher Pracht, von so mühevoller Arbeit und solchem Kostenaufwand so unvollendet gelassen sein sollte; und wir kamen auf den Gedanken, ob es nicht einen andern gleichen Eingang nach ähnlichen Kammern an dem andern Ende der Halle oder in der Mitte geben möchte, wo der

Boden dem Anscheine nach Jahrhunderte lang mit Schutt ausgefüllt worden. Wir stellten daher Leute an, um den Schutt hinwegzuräumen. Sie arbeiteten mehrere Tage lang und schafften unten von dem Fussboden Alles hinweg, aber ohne die geringste Spur von irgend einem Eingang zu finden. Jedoch will ich nicht behaupten, dass wirklich kein solcher Eingang existire; er mag vielleicht absichtlich verborgen worden sein."

Aehnliche Versuche von Nachgrabungen an dieser Stelle in früherer Zeit blieben ohne Resultat. Ein Engländer, Banks, erbat sich in Konstantinopel die Erlaubniss, Ausgrabungen zu veranstalten, seine Bemühungen blieben aber ohne Erfolg. Er nahm daher, von vier Gefährten und fünf Dienern unterstützt, heimlich während der Nacht Nachgrabungen vor. Sie geriethen auf einen ungeheuren Stein, unter dem sie einen Eingang zu finden hofften, und es gelang ihnen am nächsten Tage, den Stein zu sprengen; allein ihr Beginnen wurde von der Behörde entdeckt und jede weitere Untersuchung verboten.

Dieses prachtvolle Grabmal ist heutzutage der merkwürdigste Gegenstand in der Umgebung von Jerusalem und hat, nach dem allgemeinen Urtheile, in der Art seiner Bearbeitung grosse Aehnlichkeit mit den Grabmälern Nubiens und den Gräbern des ägyptischen Thebens, wiewohl es in der heute bekannten Ausdehnung seiner Aushöhlungen den letztern nicht gleich ist. In seinem zierlichen Portal und seiner überaus feinen Bildhauerarbeit wird es mit den merkwürdigen Grabstätten zu Petra verglichen.

Von dem Alter der Gräber der Könige haben wir keine sicheren geschichtlichen Nachrichten und wissen nicht, wer dieses Grabmal angelegt hat, und für wen es bestimmt war. Es kann aber nicht bezweifelt werden, dass wir hier ein sehr altes Kunstwerk vor uns haben, und dass in diesen mit solcher Pracht angelegten Gräbern Personen von hohem Range beigesetzt wurden. Man hat sie auch allgemein als die Ruhestätte der alten jüdischen Könige betrachtet, indem

man annahm, dass Usia, Ahas, Manasse und Amon, welche nach den Büchern der Könige und der Chronik nicht in den Gräbern der Könige Israels auf Zion begraben wurden, hier beigesetzt seien.

Von Gräbern der Könige finden wir zuerst bei Josephus Erwähnung. „Das Grab der Helena, der Königin von Adiabene, die den jüdischen Glauben annahm und eine Zeitlang in Jerusalem lebte," sagt dieser Geschichtschreiber, „lag im Norden der Stadt drei Stadien entfernt, dem Thore bei den Frauenthürmen gegenüber, westlich von den königlichen Grotten oder Gräbern. Drei Pyramiden erhoben sich über diesem Grabe." An einer andern Stelle spricht Josephus von Gräbern des Herodes in derselben Gegend: „Als Titus mit seinem Heere sich von Norden her Jerusalem näherte, ebnete er die ganze Gegend vom Scopus an bis zu den Grabmälern des Herodes."

Der griechishe Schriftsteller Pausanias im zweiten Jahrhundert schildert zwei Grabmäler als besonders merkwürdig, nämlich das des Königs Mausolus in Karien und das der Helena zu Jerusalem. Das letztere beschreibt er als bewunderungswürdig wegen seiner Thür, die mit dem Grabmale aus einem Felsen und so kunstvoll gearbeitet war, dass sie einmal im Jahr an einem bestimmten Tage, zu einer festgesetzten Stunde, durch einen Mechanismus von selbst sich öffnete und nach kurzer Zeit sich wieder verschloss, und würde man zu einer andern Zeit versucht haben, sie zu öffnen, so hätte man sie gewaltsam aufbrechen müssen.

Aus der Erzählung des Josephus und aus der Schilderung des griechischen Autors will man in neuerer Zeit schliessen, dass die oben beschriebenen Gräber der Könige mit dem Monumente der Helena übereinstimmen. Andere betrachten die genannten Gräber als mit den Gräbern des Herodes identisch.

Die Gräber der Richter, bei den Eingebornen Kebur el-Kudhe, bei den Juden Schiwim Sanhedrin, Gräber der

siebzig Sanhedrin, genannt, liegen eine halbe Stunde vom Damaskusthore entfernt, in dem Wadi Beit Hanina, an dem Wege nach En-Nebi Samuel. Durch eine offene Halle unter einem schönen Giebel, verziert mit Bildwerk von Blumen, Früchten und Kränzen, geht man zu ihnen hinein. Aus der Mitte dieser Halle führt eine ziemlich weite Thüre in einen Vorderraum von 20 F. im Quadrat. In der Nordseite dieses Raumes sind zwei Reihen enger Nischen oder Grüfte eine über der andern; diese Grüfte laufen in horizontaler Richtung in die Wand hinein, und jede von ihnen ist gerade gross genug, um eine Leiche ohne Sarg aufzunehmen.

An der Ost- und Südseite des Vorderraumes führen kleine Thüren nach zwei andern Gemächern, jedes 12 F. im Quadrat, in deren 3 Seiten nach unten ähnliche Grüfte, und nach oben eine grössere Nische sich befinden. In der Nordost- und Südwestecke des Vorderraumes führen einige Stufen nach zwei tieferen Gemächern von gleicher Form und gleichen Dimensionen hinab. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass ähnliche Gemächer unter den andern beiden Ecken des Vorderraumes vorhanden sind, deren Eingänge jetzt durch Schutt verdeckt werden. Im Ganzen zählt man in den jetzt offenen Kammern mehr als sechzig jener schmalen Nischen.

In der Ausführung stehen diese Gräber denen der Könige nicht nach, und ihre Herstellung zeugt von ausserordentlicher Geschicklichkeit und künstlerischer Genauigkeit. Beide Grabmäler, mit unermüdlichem Fleisse tief in den Felsen kunstvoll in verschiedenen Abtheilungen ausgehauen, beweisen, wie weit die Alten in der Baukunst dieser Art vorgeschritten waren und welche Ausdauer sie bei ihren Arbeiten an den Tag legten; zugleich auch wie sehr sie für die Dauerhaftigkeit ihrer Monumente zu Ehren der Todten sorgten.

Die Israeliten verehren nach einer alten Ueberlieferung in den eben beschriebenen Gräbern die Gräber der Richter, der Sanhedrin. Sie gehen nicht vorüber, ohne hinabzusteigen und daselbst ein Gebet zu verrichten.

Das Grab Simon des Gerechten, Schimon hazadik, von den Arabern Sadik Simun genannt, liegt in dem obersten Theile des Kidronthales unter dem Weli Schech Dscherrah, wo mehrere Felsengräber mit vielen Kammern sich befinden. In einer der Kammern, deren Wände mit unzähligen Namen von jüdischen Besuchern bedeckt sind, bezeichnet ein Steinhügel das Grab Simons. Rabbi Gerson, im Jahre 1561, erwähnt die altjüdische Tradition, dass Simon der Gerechte, der Sohn Onias und viele seiner Schüler in diesen Gräbern ruhen. Die Israeliten besuchen diese Gräber sehr häufig am Freitage, am letzten Tage eines jeden Monats und besonders am 33. Omertage.

Das Grab des Propheten Samuel. Zwei Stunden nordwestlich von Jerusalem liegt das Dorf En-Nebi Samuel mitten in einer schönen Pflanzung von Feigenbäumen, Granaten, Oliven und Weinreben, und hinter demselben die Moschee mit dem Grabe auf dem Gipfel eines 500 F. hohen Berges. Dieser höchste Berg in der Umgegend Jerusalems wurde im Mittelalter wegen der herrlichen Fernsicht, die man von seiner Spitze aus geniesst, Freudenberg genannt. In der That ist es auch ein Hochgenuss, von hier aus einen grossen Theil des heiligen Landes nach allen Richtungen hin zu überblicken. Im Osten liegt Jerusalem und der Oelberg, weiterhin am Horizonte schimmert das todte Meer, und die Berge Moab ragen hinter dem Jordan empor. Nach Westen streckt sich die Küstenebene Saron mit Ramleh und Jaffa, und im Hintergrunde ist das mittelländische Meer sichtbar. Auf den andern Seiten schweift das Auge über die weite Landschaft von fast ganz Judäa.

Die Moschee auf der Höhe des Berges ist ein verfallen aussehender steinerner Bau, dessen unterer massiver Theil noch von einem Kloster zur Zeit der Kreuzzüge stammt; der obere mit dem Minaret hingegen wurde in neuerer Zeit von Mohammed Pascha erbaut, der 1625 zu Jerusalem residirte. Der innere Raum der Moschee besteht aus einer grossen

viereckigen, von kahlen Mauern umgebenen Halle. Von hier aus führt eine Thür durch ein Holzgitter, das die Halle theilt, zu dem Sarge des Propheten. Der lange, steinerne, weiss übertünchte Sarkophag ist mit einem grünen Tuche überdeckt und hat an seinen vier Ecken kupferne „Ez Chajim," das Geschenk eines Israeliten von Jerusalem. In der Mitte des Raumes, in dem der Sarkophag steht, klafft ein Loch, das, wie in einen Keller, in das eigentliche Grab geht. In einem Seitenraume zeigt man einen mit Steinen verlegten Eingang, der durch einen abwärts gesenkten Gang zu der eisernen Thür der Gruft hinabführt.

Zu allen Zeiten wurde dieser Berg En-Nebi Samuel allgemein für das in den Büchern Josua, Richter und Samuel erwähnte Ramah oder Ramatajim Zofim gehalten, wo Samuel das Licht der Welt erblickte, wirkte und starb, und wo er Oel auf das Haupt Sauls goss und ihn zum König von Israel salbte. Juden, Christen und Mohammedaner verehrten und verehren hier noch heute das Grab Samuels, die Ersteren auch das Grab seines Vaters Elkana und seiner Mutter Hanna. Zur Zeit der Kreuzzüge stand hier ein Kloster St. Samuel, und Ritter vom Berge Gaudium hatten hier ihren Wohnsitz. Die jüdischen Schriftsteller, die das heilige Land bereist haben: R. Benjamin von Tudela im Jahre 1165, R. Pethachja aus Regensburg 1176, R. Samuel Bar Simson 1210, R. Isaak Chelo 1332, der Verfasser des Eleh ha-Massaot in demselben Jahrhunderte und R. Gerson 1561, berichten alle, dass hier das Grab Samuels verehrt wurde. Im 16. Jahrhundert waren hier schöne Gebäude errichtet, und das Grab stand in so hohen Ehren, dass alle Jahre jüdische Pilger von Jerusalem, mit Wachskerzen in den Händen, betend dahin zogen. Man führte auch eine Torahrolle mit sich, aus welcher in einer in der Nähe des Grabes befindlichen Synagoge vorgelesen wurde. Gegenwärtig wird diese Grabstätte nicht minder verehrt und besonders am 18. Jjar von vielen Andächtigen besucht.

Neuere Forschung hat die Identität dieses Berges mit dem Ramah des Propheten Samuel angezweifelt und die Stadt Samuels nach dem heutigen Dorfe Soba verlegt. In Nebi Samuel aber glaubte man die weithin schauende Mizpah oder Warte zu erkennen, wo die Stämme Israels oft zusammenkamen, und Samuel sie richtete, und wo unter der Chaldäer-Herrschaft der Statthalter Gedalja wohnte und getödtet wurde. Jedoch reichen die neuern für die Richtigkeit dieser Behauptung angeführten Beweise nicht aus, die alte, von Juden, Christen und Mohammedanern anerkannte Tradition umzustossen.

Rachels Grab. Anderthalb Stunden von Jerusalem, eine halbe Stunde von Bethlehem, liegt auf dem Wege nach Hebron dieses uralte Grab, das bei den Israeliten „Kewer Rachel Emanu," Grab unserer Mutter Rachel, und bei den Arabern Kubbet Rahil genannt wird. Durch einen breiten offenen Spitzbogen tritt man in einen kleinen, von neun Fuss hohen Mauern gebildeten Vorhof. Dem Eintretenden zur Rechten ist eine kleine eiserne Thür sichtbar, durch die man in eine mit einer Kuppel überwölbte Halle gelangt. Unter der Kuppel befindet sich ein aus grossen Steinen zusammengesetzter, weiss übertünchter Sarkophag, der $3\frac{1}{2}$ Ellen lang, 2 Ellen breit und $2\frac{1}{2}$ hoch ist. Vor dem Sarkophage, der Eingangsthür zugewendet, schliesst ein viereckiger, zwei Fuss grosser Marmorstein die Gruft selbst ab. Die Wände der Halle und der gewölbte Deckel des Sarkophages sind mit unzähligen Namen in verschiedenen Sprachen bedeckt, worunter die meisten hebräisch.

Die Richtigkeit der Tradition, die an diese Stelle das Grab Rachels setzt, kann nicht im Mindesten bezweifelt werden, da die Grabstätte in den Worten der heiligen Schrift genau bezeichnet ist: „Und Rachel starb und wurde begraben auf dem Wege nach Efrat, das ist Beth-Lechem. Und Jacob richtete ein Mal auf über ihrem Grabe, dies ist das Grabmal Rachels bis auf den heutigen Tag."

In der That hat sich kein Grabmal der uralten Zeit im Gedächtnisse der Welt bis auf den heutigen Tag erhalten, wie das einfache Denkmal Rachels. Jedes Zeitalter hat das Denkmal immer wieder, wenn es zerstört war, neu hergestellt. Im 7. Jahrhundert erhob sich eine Steinpyramide auf dem Grabe. Im 12. Jahrhundert waren es zwölf Marmorblöcke, die zwölf Söhne Jacobs bezeichnend, die auf demselben lagen. Als im Laufe der Zeiten diese Steine verschwunden waren, wurde im 15. Jahrhundert ein rundes Grabmal mit drei Thürmen, am Ende des 16. Jahrhunderts eine von vier Säulen getragene Kuppel, im 17. Jahrhunders eine bogengewölbte Halle, am Ende desselben Jahrhunderts eine Moschee und auch später immer wieder, wenn das Bauwerk zerstört war, ein neues errichtet. Die Bekenner dreier Weltreligionen verrichteten und verrichten noch heute ihre Andacht an diesem Grabe; eine besondere Pietät trieb die Mohammedaner von Bethlehem an, sich hier in der Nähe des Denkmals begraben zu lassen.

Im Jahre 1841 liess Sir Moses Montefiore eine Kuppel und eine Vorhalle errichten, die dem Grabmale ein schönes Aussehen geben. Seine selige Gattin, Lady Judith, zündete über dem Sarkophage eine ewige Lampe an, die noch gegenwärtig jeden Monat erneuert wird. Der fromme und edle Wohlthäter begnügte sich hiermit nicht und that weitere Schritte zur völligen Erwerbung des Grabmals. Seine Munificenz hatte auch den überraschend günstigen Erfolg, dass die Mohammedaner, welche mit fanatischer Eifersucht jedem Nichtmoslem ihre Heiligthümer zu betreten verbieten, dieses Grabmal, das sogar mit einer Moschee überbaut gewesen, den Nachkommen Rachels gegen eine jährliche Geldzahlung überliessen, in Folge dessen die Juden den Schlüssel zu demselben noch heute in Händen haben.

Die Israeliten pilgern sehr häufig dahin, zünden die mitgebrachten Lampen an und beten inbrünstig am Grabe der

Mutter Rachel, die um das Geschick ihrer Kinder untröstlich ist, wie der Prophet Jeremia ausruft: „Also spricht der Ewige: Eine Stimme der Klage wird auf der Höhe gehört, bitterlich Weinen, Rachel weint um ihre Kinder und will sich nicht trösten lassen.“

VII.

Allgemeine Statistik.

Volkszahl und Nationalitäten.

Die Zahl der Bewohner Jerusalems war im Laufe der Zeiten einem häufigen und ausserordentlichen Wechsel unterworfen. In der Blütheepoche der Stadt belief sie sich auf 1 bis 2 Millionen, dagegen sank sie in den Zeiten des Unglücks zuweilen auf wenige Tausende herab. Allein die furchtbarsten Verwüstungen, welche die siegestrunkenen Eroberer mit ihren wilden Horden anrichteten, vermochten nicht die Stadt zu entvölkern und zu vernichten. Während Ninive, Babylon, Memphis und andere Weltstädte vom Erdboden verschwanden, und man kaum noch weiss, wo sie einst gestanden, hat sich Jerusalem den Ruf und die Bedeutung einer hochangesehenen Stadt bewahrt. Auf jede der stattgehabten zwölf Zerstörungen der Stadt folgte bald die Wiedererbauung und jeden eingetretenen ausserordentlichen Menschenverlust ersetzten vollständig oder doch zum Theil die fortwährenden Einwanderungszüge, zu welchen der mächtige Zauber, den die h. Stadt in sich birgt, zu allen Zeiten anregte.

Zur Zeit der ersten Zerstörung von Jerusalem durch Nebuchadnezar beginnt der Prophet Jeremia seine Klagelieder mit folgenden schmerzvollen Worten: „Wie ist die Stadt, die einst so volkreich war, jetzt so einsam; die Herrin der

Nationen ist Wittwe geworden; die Königin der Länder muss Tribut erlegen.“ Zweihundert Jahre nach der Wiederherstellung dieser Stadt, zur Zeit des Königs Ptolemäus Soter gab man ihren Umfang auf 50 Stadien an und schätzte die gewöhnliche Bevölkerung, bestehend aus Leuten, die ihren festen Wohnsitz in Jerusalem hatten, auf 120,000 Seelen. Als unbestimmbar galt die grosse Menge von Besuchern, welche nach der religiösen Vorschrift dreimal im Jahre zu den grossen Festen herbeiströmte; diese nahm ebensowohl ausserhalb, als innerhalb der Stadt Quartier; die Sitte in Zelten zu wohnen liess es zu, dass die Ausdehnung der Stadt sich um das Zehnfache vermehren konnte.

Als Antiochus Epiphanes Jerusalem eroberte, kamen in drei Tagen 80,000 Juden um, 40,000 wurden gefangen und etwa 80,000 als Sklaven verkauft, was zusammen eine Zahl von 200,000 Menschen ausmacht. Unter Cestius zählte man in der Stadt am Osterfeste 2,700,000 Männer, ohne die Unreinen und die Fremden.

Während der Eroberung durch Titus betrug nach Tacitus die gesammte Bevölkerung von Jerusalem 600,000 Menschen. Nach Josephus fanden damals 1,100,000 der Belagerten den Tod und 97,000 wurden als Gefangene fortgeführt. Die Angaben des Josephus, welcher Augenzeuge war, sind als zuverlässig angenommen worden, und aus denselben lässt sich auf eine Gesammtzahl von zwei Millionen Seelen schliessen. Noch mehr gewinnt die Angabe dieses Historikers an Glaubwürdigkeit, wenn man berücksichtigt, dass ein grosser Theil der Belagerten, wie Josephus selbst erklärt, aus Bewohnern der Provinzen bestand, welche schon vor der Belagerung in Jerusalem zusammenströmten. Im Laufe der drei vorhergehenden Jahre, während welcher Vespasian und seine Legaten in allen Provinzen des Landes Feuer und Schwert hatten walten lassen, waren Tausende von Einwohnern nach der Hauptstadt geflüchtet. Die moralischen und physischen Leiden hatten während der Belagerung die

im Orient so häufigen Pestkrankheiten herbeigeführt, die bekanntlich eine so verhängnissvolle Gewalt besitzen, dass sie mit unglaublicher Schnelligkeit die volkreichsten Städte in Wüsteneien verwandeln.

Nach dieser zweiten Zerstörung schilderte man im 4. Jahrhundert Jerusalem wiederum als eine reichbevölkerte Stadt. Bei der Einnahme derselben durch die Perser im Jahre 614 liess Chosroes 30,000 Bürger mit dem Schwerte umbringen und das übrige Volk nach Persien führen. Nach der Eroberung durch die Kreuzfahrer war die Zahl der Bevölkerung nur gering, bald darauf aber hatte Jerusalem von Neuem den Ruf einer grossen Stadt, in der Griechen, Lateiner, Deutsche, Ungarn, Schotten, Engländer, Navarren, Bretagner, Böhmen, Russen, Armenier, Georgier, Syrer, Jakobiten, Nestorianer, Abyssinier, Aegypter, Moslemin und Juden lebten. Als Saladin im Jahre 1187 Jerusalem in Besitz nahm, befanden sich 60,000 Männer in der Stadt. Während einiger Jahrhunderte nach dieser Zeit geben die Berichte eine geringe Bevölkerungszahl an; so zählte Jerusalem im Jahre 1267 nur 2000 Seelen. In den letzten Jahrhunderten, unter der osmanischen Herrschaft, vermehrte sich indess die Bevölkerung auf's Neue. In der Mitte des 17. Jahrhunderts wurde die Zahl auf 20,000 und in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts auf 30,000 geschätzt.

Im laufenden Jahrhundert wurden häufig muthmassliche Schätzungen der Bevölkerung bekannt, die ein Minimum von 15,000 und ein Maximum von 30,000 ergaben. Der Grund dieser bedeutenden Abweichungen ist theils in der Thatsache zu suchen, dass die Bevölkerung bald durch die Verheerungen der Pest und durch sonstige Calamitäten sich schnell verminderte, bald durch die in manchen Jahren zahlreicher stattfindenden Einwanderungen sich ausserordentlich vermehrte, theils in dem Umstande, dass bei dem Mangel einer gehörigen Volkszählung die Schätzungen keinen zuverlässigen Charakter hatten.

Erst in der neuern Zeit gewann die Volkszählung einen einigermassen sichern Boden, indem ein besonderer Beamter unter dem Titel Nasir en Nefes, Controleur der Seelen, angestellt wurde, der von Zeit zu Zeit eine Zählung und Einschreibung aller steuer- und militärpflichtigen männlichen Einwohner vornimmt, und auch durch Ertheilung von Beerdigungsscheinen, ohne welche keine Leiche durch das Thor getragen werden darf, die Sterblichkeit controlirt. Eine solche Zählung ergab neuerdings, dass 7600 steuerpflichtige und dienstfähige Männer, Unterthanen der Pforte, in Jerusalem ansässig sind. Nach der gewöhnlichen Ansicht, dass die Zahl der Militärpflichtigen und Steuerzahlenden ein Viertel der Bevölkerung ausmacht, und nach meinen eigenen Erkundigungen schätze ich die gegenwärtige Gesammtzahl der Bewohner, mit Einschluss der 5000 Franken, in runder Summe auf 36,000 Seelen, worunter 15,000 Mohammedaner, 13,000 Juden und 8000 Christen sind. Die Mohammedaner sind demnach zahlreicher als die Christen und die Juden, die Bekenner jeder dieser Confessionen für sich genommen, allein weit geringer an Zahl als beide zusammen. Ausserdem kommt hierzu noch die sich auf 1500 Mann belaufende Garnison.

Nimmt man dazu die herbeiströmenden christlichen Pilgerschaaren, deren Zahl in manchen Jahren 20,000, durchschnittlich aber jährlich 10,000 beträgt, sowie die Touristen aller Nationen aus ganz Europa und aus manchen Ländern Amerikas, so möchte es nicht leicht eine Stadt geben, die bei einer mässigen Bevölkerung eine so grosse Mannichfaltigkeit des Völkergewirres darböte. Bunte Menschengruppen und Gestalten in ihren seltsamen phantastischen Nationaltrachten drängen sich durch die Strassen; unzählige Sprachen der Erde, darunter nie gehörte, tönen durcheinander, und das Ohr des Fremden ist ebenso wie sein Auge erstaunt und verwundert. Dieses rege Leben bemerkt man aber nur während des Winters und vorzüglich um die Osterzeit; in den

übrigen Zeiten des Jahres zeigt das Innere der Stadt meistens nur leere Strassen, da das Leben nur etwa noch zu Moscheen Kirchen, Synagogen und Krankenhäusern sich drängt, und die ganze Umgebung bleibt in stille Einsamkeit versunken, die nur hier und da durch einzelne Bauern mit ihren beladenen Eseln, Weiber mit Lasten auf dem Kopfe, oder Schäfer mit ihren Heerden unterbrochen wird.

Bei der grossen Verschiedenheit in Bezug auf Abstammung, Nationalität, Bildung des Körpers und Richtung des Geistes, die wir bei den Bekennern der drei verschiedenen Hauptconfessionen daselbst finden, fällt es schwer, ein einheitliches Bild von diesen zu entwerfen; daher werde ich dieselben weiter unten gesondert schildern.

Fast alle Staaten sind in Jerusalem repräsentirt. Deutsche, Oesterreicher und Ungarn, Engländer, Franzosen, Italiener, Griechen, Russen und Nordamerikaner leben hier unter dem Schutz ihrer respectiven Consulate. Schweizer, Holländer und Angehörige anderer Staaten, die eines vaterländischen Consulates ermangeln, stellen sich unter die Protection eines fremden Consuls. Die Gesammtzahl der fremden Staatsan gehörigen, mit Einschluss der von den Consulaten in Schutz genommenen Levantiner, beträgt mehr als 5000, von denen gegen 3000 unter dem österreichischen Schutze stehen.

Etwa ein Dutzend Sprachen werden in Jerusalem gesprochen; der arabischen, als der Landessprache, bedient sich die ganze eingeborne Bevölkerung. Türkisch ist die Sprache der Beamten und des Militärs. Griechisch wird in den Klöstern der Griechen, Armenisch häufig von den gebildeteren Armeniern gesprochen, dem Volke aber ist das Arabische geläufiger. Von den abendländischen Sprachen ist die deutsche am meisten verbreitet. Ausser den dort lebenden Deutschen sprechen alle ansässigen europäischen Juden diese Sprache mit mehr oder weniger Correctheit. Italienisch ist in Jerusalem, wie überall im Orient, unter den Franken verschiedener Nationalität die gewöhnliche Umgangssprache und

wird auch von manchen Eingebornen erlernt. Französisch sprechen die Franken weniger häufig und hauptsächlich bei ihrer Conversation mit den höhern türkischen Beamten. Spanisch ist die Sprache der meisten orientalischen Juden. Englisch wird von den englischen Missionären gesprochen. Russisch hört man häufig auf den Strassen und in den russischen Klöstern. Die hebräische Sprache, welche sonst nirgends in der Welt gesprochen wird, ist in Jerusalem als Conversationssprache im Gebrauche; sie dient häufig zur Vermittlung des Verkehrs zwischen den europäischen Juden und den orientalischen Glaubensgenossen. Bei meiner Behandlung jüdischer Pilger aus Persien oder Indien, die keine einzige von den ebengenannten Sprachen verstanden, war ich ebenfalls genöthigt, mich der hebräischen Sprache zu bedienen.

Die Stadtviertel und der Grundbesitz.

Die Bevölkerung von Jerusalem wohnt in vier verschiedenen Stadttheilen, von denen das Viertel der Moslemin, Haret el-Moslemin, und das der Juden, Haret el-Jehud, in der Osthälfte der Stadt, das armenische, Haret el-Armen, und das Christenviertel, Haret en-Nassare, in der Westhälfte liegen.

Das Viertel der Mohammedaner ist das grösste von allen und zerfällt in das eigentliche Viertel der Mohammedaner und das Viertel der Westafrikaner. Haret el-Mogharibeh. Das erstere liegt westlich und östlich vom Thale el-Wad, das sich vom Damaskusthore bis zum Tyropoeon erstreckt. In dem westlichen Theile dieses Viertels, der nicht zu den freundlichsten Stadttheilen gehört, wohnen meistens Mohammedaner, jedoch auch viele Juden, aber fast gar keine Christen. Oestlich vom El-Wad zeichnet sich der Bezetha durch eine hohe Lage vortheilhaft aus, seine Häuser aber, die alle nur von Mohammedanern bewohnt sind, haben

ein verfallenes Aussehen und viele liegen in Ruinen. Das Viertel der Westafrikaner, das zwischen dem jüdischen Viertel und dem Haram tief im Thale Tyropoeon liegt, ist das kleinste von allen und seine unansehnlichen Häuschen werden nur von den Nachkommen der von Ferdinand und Isabella aus Spanien verbannten Mauren bewohnt.

Das Viertel der Juden nimmt den östlichen Theil von Zion ein und erstreckt sich hinauf, um die grösste Hälfte dieses Berges innerhalb der Stadt einzuschliessen. Es grenzt im Westen an das armenische Viertel, im Norden an das mohammedanische, überragt im Osten das Haret el-Mogharibeh und stösst im Süden an die Stadtmauer. Dieses Viertel, das auch von manchen Mohammedanern bewohnt wird, hat eine recht freundliche Lage, nimmt aber nur etwa den zwölften Theil der Stadt ein und reicht nicht für alle jüdischen Bewohner hin. Es sind daher viele von denselben auch in andern Stadttheilen, mit Ausnahme des Christenviertels, ansässig.

Das armenische Viertel liegt im Südwesten der Stadt und ist im Osten von dem jüdischen Viertel, im Norden von der Davidstrasse, im Süden und Westen von der Stadtmauer begrenzt. Es wird hauptsächlich von Armeniern, aber auch von andern Christen, sowie von Mohammedanern und Juden bewohnt und hat eine sehr schöne Lage, die zu den angenehmsten in Jerusalem gehört.

Das Viertel der Christen, auf Akra im nördlichen Theile der Stadt gelegen, grenzt östlich an das mohammedanische, südlich an das armenische, westlich und nördlich an die Stadtmauer. In demselben wohnen nicht nur griechische, lateinische und andere Christen, sondern auch Mohammedaner, die hier Gerbereien und das Patriarchenbad besitzen; Juden sind in diesem ganzen Stadttheile nicht ansässig. Die Lage dieses Viertels ist in seinem südlichen Theile eine freundliche; weit weniger dagegen im Norden in der Gegend des Damaskusthores.

Der Grundbesitz in Jerusalem ist grösstentheils sogenanntes Wakf, Eigenthum der Moscheen oder öffentlichen Anstalten, und nur ein kleiner Theil Mülk, Privateigenthum. Das Wakf el Haram ist das Eigenthum der grossen Moscheen, welches nur auf eine Reihe von Jahren, oder auf einige Generationen überlassen werden kann, und nach dieser Zeit an die Moscheen zurückfällt. Sehr viele Häuser der Stadt, wie z. B. die meisten im jüdischen Viertel, gehören diesem Wakf an und können kein Privateigenthum werden; sie sind daher gewöhnlich vernachlässigt und im baufälligen Zustande. Es giebt auch ein Wakf el-Tekya, das dem mohammedanischen Armenhaus Tekya gehört. Ein Wakf frandschi ist fränkisches Kirchengut des lateinischen Klosters. Aber auch mancher Grundbesitz der Privaten ist nur ein Mülk Maukuf, d. h. ein Privateigenthum, das den Moscheen oder Wohlthätigkeitsanstalten zufällt, wenn keine männlichen oder keine sonstigen bis zu einem gewissen Grade nahe Erben bleiben. Dem eigentlichen Mülk, dem wirklichen Privateigenthum bleibt daher nur der kleinste Theil des ganzen Grundbesitzes übrig. Der Werth desselben wird immer in 24 Kirath, Antheilen, vertheilt, die nur selten in einer Hand sind. Jedes Grundstück hat daher fast immer mehrere Besitzer, was den Erwerb eines Grundbesitzes in Jerusalem sehr erschwert.

Handel und Gewerbe.

Der Handel ist in Jerusalem unbedeutend und kann bei der Lage der Stadt und den gegenwärtigen Verhältnissen des Landes nicht aufblühen. Jerusalem liegt in der Mitte des Gebirges, fern von allen grossen Verkehrsstrassen — die Handelsstrasse zwischen Kairo und Damaskus zieht durch Ramleh etwa acht Stunden neben Jerusalem vorbei — und ist im Osten durch den nur einige Stunden entfernten, fast brückenlosen Jordan und das todte Meer, im Süden durch

Einöden und im Norden durch beschwerliche Fusspfade von einem grossen Theile der übrigen Welt beinahe getrennt, wodurch jeder geschäftliche Verkehr gehemmt wird. Ebenso sind die allgemeinen Verhältnisse des Landes dem Handel nicht vortheilhaft und hindern ihn sogar oft im hohen Grade. Hierbei verdienen besonders Erwähnung das primitive Leben der Landesbewohner und ihre äusserste Genügsamkeit, wodurch der Waarenconsum und somit der Handel auf ein Minimum reducirt wird; ferner die immer noch gefährdete Sicherheit der Reisenden auf dem Lande, der Mangel an Fahrstrassen und die Unzulänglichkeit der jetzigen Verkehrsmittel, Umstände, welche das Reisen sowie den Waarentransport und damit auch den Handel bedeutend erschweren und oft ganz hemmen.

Die Einfuhrartikel, welche auf dem Markte von Jerusalem Absatz finden, kommen theils aus der Umgegend bis über den Jordan und das todte Meer, von wo die Beduinen selbst ihre Produkte zu Markte bringen, theils aus Aegypten, der Türkei, theils auch aus Europa. Die Ausfuhrartikel bestehen fast nur aus verschiedenen Souvenirs, Rosenkränzen, Kreuzen u. dgl., was man hier aus Olivenholz oder aus der von Mekka gebrachten Frucht der Dompalme schnitzt, auch aus Perlmutter, zuweilen aus dem glänzenden schwarzen Stein, der am todten Meere gefunden wird, verfertigt. Die sogenannte Rose von Jericho, eine aus Arabien hergebrachte Pflanze, wird ebenfalls viel abgesetzt. Der Handel mit diesen Erinnerungsgegenständen ist bedeutend. Dieselben werden von fast allen Pilgern gekauft und auch nach Europa versendet. Selbst Mohammedaner treiben mit den Rosenkränzen Handel. Das Zuströmen der Fremden zu Ostern verleiht dem Innern der Stadt die Physiognomie eines grossen Jahrmarktes, woselbst der Handel mit immer steigender Lebhaftigkeit vor sich geht. Zu dieser Zeit kommen auch Kaufleute mit verschiedenen Waaren von Alexandrien, Damaskus und andern Orten herbei, und in der Stadt begegnet man überall der

grössten Geschäftigkeit und Rührigkeit, die auffallend mit der sonst hier herrschenden Stille contrastirt.

Von Fabriken hat Jerusalem neun bis zehn Seifensiedereien, von denen jede jährlich für etwa eine halbe Million Piaster Waaren liefert. Die Seife, von der zur Osterzeit grosse Quantitäten verkauft werden, hat gewöhnlich die Form einer Scheibe oder Halbkugel, und zumeist ist der Halbmond, der Oelberg, das Grab Rahels auf den Flächen abgebildet; die feinere wird mit Moschus und Ambra vermischt. Oel von Sesam wird in beträchtlicher Menge erzeugt; mit der Bereitung desselben sind fünfzehn Pressen beständig beschäftigt. Auch eine grosse Gerberei ist vorhanden. Töpferwaaren, namentlich Thonpfeifen ohne Glasur, werden in sehr grosser Quantität fabricirt. Alle diese Anstalten sind in den Händen der Moslemin.

Die Gewerbe werden in Jerusalem frei betrieben. Jeder Fremde kann ein beliebiges Gewerbe ergreifen, ohne einer Concession von Seiten der Regierung zu bedürfen und auch ohne Brotneid bei den Moslemin zu erregen. Die Handwerker waren in früheren Zeiten sehr selten und ihre Produkte höchst unvollkommen; gegenwärtig sind etwa 40 Handwerke, hauptsächlich durch eingewanderte Juden, vertreten. Unter diesen sind die Aschkenasim die zahlreichsten und als die bessern Arbeiter in der Stadt anerkannt. Die Handwerker arbeiten fast alle in öffentlichen Buden, die in den Bazarstrassen sich befinden, und nur sehr selten in ihren eigenen Wohnungen.

Die Bazare liegen in der Mitte der Stadt und bestehen aus überwölbten Gassen mit offenen Buden. Diese Gassen erhalten ihre Namen von den Waaren, die in ihnen verkauft, oder den Handwerken, die darin betrieben werden. So giebt es einen Bazar der Gewürzkrämer, der Goldschmiede, eine Fleisch- und Getreide-Halle, einen Butter- und Oelbazar u. s. w. Zu beiden Seiten dieser Bazarstrassen befinden sich hölzerne, etwa drei Fuss vom Boden erhöhte Bu-

den, denen auf deutschen Jahrmärkten ähnlich. In diesen sitzen die Kaufleute und die Handwerker. Dem Fremden, der an die Gestalt und die Arbeit eines europäischen Handwerkers gewöhnt ist, gewährt es einen seltsamen Anblick, wie der oft ehrwürdig aussehende Moslem mit einem langen Barte, das Haupt mit einem weissen Turban umwunden, die Brust, den Hals nackt, gekreuzter Beine sitzt und als Schlosser phlegmatisch den Hammer schwingt, oder als Riemer Leder zuschneidet, oder als Schuster Schuhe flickt und dabei seine Wasserpfeife raucht.

Der orientalische Kaufmann sitzt auf dem mit einem Teppich bedeckten Boden mit Waaren, die um ihn herum und auf den an den Wänden befindlichen Gestellen liegen. Den Käufer ladet der orientalische Kaufmann, der stets seine Ruhe bewahrt und Niemanden anruft, zum Sitzen ein, reicht ihm die Pfeife von seinem Munde weg und bewirthet ihn wohl auch mit Kaffee. Ist der Kaufmann unbeschäftigt, so schläft er entweder, oder raucht, oder liest, sich vor und rückwärts neigend, ein Buch, oder er schreibt, indem er frei auf der linken Hand, auch auf dem Knie, ein Blatt Papier hält und die Schilfrohrfeder in ein silbernes oder messingenes Tintenfass tunkt. Dieses hat einen hohlen Stiel, der zur Aufbewahrung der Federn dient, und steckt im Leibgürtel.

Die Waaren in den Buden sind nicht wie in Europa lockend zur Schau ausgestellt und in Farben schimmernd. Alles ist sorgfältig in Papier verpackt, und erst wenn man an eine Bude herantritt, werden die Waaren enthüllt. Man staunt dann oft über all die bunte Schönheit und reiche Pracht. Die Manufaktur- und Industriewaaren sind meist englisches, französisches und schweizerisches Produkt. Oesterreich ist durch kurze Waaren und Zündhölzchen, Böhmen und Hebron durch Glaswaaren, Spiegel und Ringe vertreten. Von Damaskus kommen Seiden- und Wollstoffe. Im Ganzen sind die Bazare, selbst für eine orientalische Stadt, nicht auf das Beste ausgestattet.

Zwischen den Buden ist vorzüglich in den Morgenstunden lebhafte Bewegung, und man ist nicht selten in Gefahr, gestossen oder auch niedergeworfen zu werden. Reiter zu Pferde oder zu Esel ziehen durch die Bazare. Esel mit Lasten, Schafe, Ziegen werden durchgetrieben, die in den türkischen Städten unvermeidlichen Hunde lagern schlafend und bellen laut auf, wenn sie zufällig getreten werden. Das Kameel, zuweilen ein ganzer Zug von Kameelen geht ruhigen Schrittes mit seiner Holz- oder einer sonstigen Last mitten zwischen Käufern und Verkäufern.

In den Strassen selbst haben die Fellahin, Bauern, oder Beduinen auf dem Erdboden ihre Waaren, die sie täglich zu Markte bringen, ausgekramt. Meist sind es Weiber, welche Gemüse und Früchte feilbieten. Weiber von olivengelber Farbe, die Augenwinkel geschminkt, die Lippen blau, die Nägel und die innere Handfläche gelb gefärbt, an Stirn und Kinn blau tätowirt. An den Schläfen und über die Stirn quer hängen eng an einander gereihte Silbermünzen; zuweilen schimmert auch ein Ring im Nasenflügel. Sie säugen ihre Kinder auf offenem Markte und tragen sie auf dem Rücken in einem wollenen Tuche, an dessen vier Enden Schnüre angebracht und vorn an der Stirn der Mutter festgebunden sind, so dass sie ihre Arme völlig frei behält. Häufig sieht man auch Frauen, die ihre kleinen Kinder auf der Schulter reiten lassen, während diese mit beiden Händchen sich an dem Kopfe der Mutter festhalten.

Die Landesmünze ist der Piaster (Grusch), ein Piaster = 40 Para (Fadda), 6 Piaster = 1 Reichsmark, 12 Piaster = 1 österr. Gulden. Uebrigens variirt der Werth nach Umständen.

Das Längenmass ist die Dirra (Elle), 1 Elle = 25½ engl. Zoll, und wird in ½ (onuss), ⅓ (thult), ¼ (ruba), ⅛ (thaman) abgetheilt.

Das Gewicht ist folgendes: 1 Okieh (Unze) = 75 Dirhem (Drachmen), 5 Okieh = 1 Oka (ungefähr 2½ nürn-

berger Pfund), 12 Okieh = 1 Rotol, 100 Rotoli = 1 Kantar (Centner).

Flüssigkeiten werden nach dem Gewicht verkauft.

Regierung, Gerichte und Steuern.

Das Land um Jerusalem, von Jaffa bis Jericho und von Hebron bis über Nablus, ist in eine Civilprovinz vereinigt, deren Regierung ihren Sitz in Jerusalem hat. An der Spitze der Verwaltung steht ein Gouverneur, der vom Generalgouverneur in Beirut abhängig und für die Aufrechthaltung der Ordnung und Ruhe, gehörige Handhabung der Justiz, regelmässige Eintreibung der Steuern und dergleichen verantwortlich ist. Die früher in Palästina und besonders in Jerusalem so häufigen Gewaltthätigkeiten und Gelderpressungen, denen vorzüglich die Juden ausgesetzt waren, haben sich seit langer Zeit nicht wiederholt. Daher kann ich der allgemeinen Meinung, dass in Jerusalem das Leben unter türkischer Herrschaft fast unerträglich sei, durchaus nicht beipflichten. Man geniesst dort vielmehr gegenwärtig eben so viele Freiheiten wie in civilisirten Ländern. Nur ist der häufige Wechsel der Pascha zu bedauern, der die üble Folge hat, dass keiner von ihnen mit den Bedürfnissen des Landes näher bekannt wird, weshalb auch keiner im Ernst daran denkt, alte eingewurzelte Uebelstände abzuschaffen und gründliche Verbesserungen einzuführen.

Gewöhnlich steht ein beträchtliches Truppencorps in Jerusalem in Garnison und trägt viel zur Sicherheit der Stadt und der Umgegend bei. Zumeist besteht die Besatzung aus zwei Bataillonen oder 1600 Mann, eine Zahl, die nöthigenfalls bedeutend verstärkt wird. Es sind meist türkische Truppen, die in der Regel aus wohlansehnlichen jungen Leuten bestehen. Sie wohnen in zwei Kasernen und in der Citadelle und erhalten eine reichliche und nahrhafte Verpflegung. An jedem der Stadtthore wird regelmässig eine Militärwache ge-

halten. Die Schildwache versieht aber ihren Dienst nicht so ernstlich wie der europäische Soldat und gewährt manchmal einen seltsam komischen Anblick, indem sie mitunter ihr Gewehr bei Seite stellt und sich zum Zeitvertreib mit Stricken eines Strumpfes beschäftigt. Im Ganzen ist das Militär, obwohl keiner strengen Disciplin unterworfen, sehr friedlich und im Umgange mit Civilpersonen freundlich, und man hört jetzt nicht von Ausschreitungen und Akten der Rohheit wie ehedem. An der Spitze dieses Corps steht ein Obercommandant, Mir Alei, ein Mann von grossem Ansehen, der jedoch keinen wesentlichen Einfluss auf die Regierung ausübt. Die subalternen Officiere sind gewöhnlich einfache Leute ohne Bildung und geniessen auch keinerlei Achtung.

Eine Anzahl bewaffneter Polizeimänner, Kawas, unter dem Commando eines Polizeichefs, Kawas-Baschi, streift bei Tage und in der Nacht herum und übt die Aufsicht in den Strassen aus. Die öffentliche Ordnung lässt zwar noch viel zu wünschen übrig, die Sicherheit aber, sowohl der Person als des Eigenthums, ist nicht schlechter als in einer europäischen Stadt bestellt. Obwohl der Mangel an Strassenbeleuchtung und der eigenthümliche Bau der Häuser, namentlich das Anstossen der flachen Dächer verschiedener Häuser an einander, das Eindringen eines Diebes in den innern Hof sehr erleichtern, und die Wohnräume durch schwache, mit sehr ungenügenden Schlössern versehene Thüren nicht hinreichend geschützt sind, so hört man doch von Einbrüchen und Diebstählen weit seltener als in manchen andern Städten. Zu dieser Sicherheit mag auch der Umstand beitragen, dass in Jerusalem Trunk- und Genusssucht, sowie ähnliche Laster, welche gewöhnlich zu den schwersten Verbrechen führen, nur ausnahmsweise vorkommen.

Früher waren die Fälle nicht selten, dass die Franken, besonders die europäisch gekleideten und unverschleierten Frauen, oft auf den Strassen von Fanatikern beschimpft und sogar thätlich insultirt wurden. Auch in dieser Bezie-

hung ist es weit besser geworden; sowohl Herren als Damen aus dem Abendlande bewegen sich in allen Strassen, ohne irgend einer Beleidigung ausgesetzt zu sein. Ebenso wird der Fremde von Seiten der Regierung nicht im mindesten behelligt. Bei der herrschenden Freizügigkeit und Gewerbefreiheit ist der Aufenthalt in Jerusalem und die Einwanderung, sowie jedes Geschäftsunternehmen völlig unbeschränkt, ohne irgend welcher Formalität, wie der Vorzeigung eines Passes, der Anmeldung der Person oder des Geschäftes u. dgl., zu unterliegen.

Die Marktpolizei wird jetzt nicht so strenge wie ehedem gehandhabt, jedoch sind auch jetzt noch Verfälschungen der Lebensmittel völlig unbekannt. Noch mehr ist die Sanitätspolizei vernachlässigt. Man trifft auf den Strassen nicht selten ein todtes Thier u. dgl., das mehrere Tage liegen bleibt. Unter diesen Umständen sind die zahlreichen herrenlosen Hunde, welche Alles aufräumen, sehr nützlich. Die Strassen werden nicht häufig gefegt, und der Schutt bleibt theils in der Stadt, theils wird er in deren Nähe ausgeleert. Uebrigens sind Kanäle angelegt, welche die Unreinlichkeit anderer Art aus der Stadt ableiten. Gegen Strassenbettelei schreitet die Polizei gar nicht ein. Blinde, Lahme und auch manche gesunde Männer, Weiber und Kinder aller Sekten — nur Juden nicht — treiben einen oft durch ihre Zudringlichkeit unerträglichen Strassenbettel. Man wird häufig von Bettlern, die einen hölzernen Teller hinhalten, mit Chawadschah, Herr, oder Hadsch, Pilger, in einem wehmüthig bittenden Tone angerufen, und es wird auch reichlich Almosen, Geld oder Lebensmittel vertheilt; selbst der Unbemittelte lässt einige Feigen in den Bettelteller fallen.

Eine neue Einrichtung in der türkischen Administration ist die Einsetzung des Medschlis, eines Collegiums, welches Verwaltungsangelegenheiten der Stadt und des Landes zu berathen hat. Es besteht aus acht dem Bürgerstande angehörigen Mitgliedern, nämlich vier Mohammedanern, drei Christen

und einem Juden, und aus einigen Mitgliedern, die in Folge ihres Amtes Sitz und Stimme in der Versammlung haben. Zu den letztern gehören: der Mufti, der Kadi, der Administrator der grossen Moscheen und bei der Berathung von Militärangelegenheiten auch der Kaimakam oder Militärcommandant. Den Vorsitz führt der Pascha und in seiner Abwesenheit der Mufti oder der Kadi. Die bürgerlichen Mitglieder werden bei den Moslemin aus den angesehensten Bewohnern durch das Loos bestimmt; bei den Christen werden sie durch die Klöster und bei den Juden durch den Chacham Baschi, Oberrabbiner, gewählt. Zweimal in der Woche hält das Medschlis im Plenum Sitzung, und viermal sein Ausschuss. Zu einer speciellen Untersuchung irgend einer Angelegenheit werden zwei Mitglieder delegirt, die dann für ihren Zeitverlust eine Entschädigung von täglich 30 Piastern erhalten.

Durch die Einsetzung dieses Rathes wäre ein bedeutender Schritt zu einer Art Selbstregierung gethan, wenn der Bürger nur seine Meinung frei äussern und zur Geltung bringen könnte; allein noch fehlt es dem lange unterdrückt gewesenen Volke an politischer Reife, und den arabischen Effendis, „Herren" der Stadt, an Bürgertugenden, so dass das Medschlis keinen bedeutenden Einfluss auf die Regierung besitzt. Der Pascha unternimmt zwar nichts, ohne ein Gutachten des Rathes einzuholen, in Wirklichkeit aber regiert er eigenmächtig und lässt sich nur die Zustimmung der muthlosen und unterwürfigen Versammlung bescheinigen.

Das Gerichtswesen der Mohammedaner leidet bekanntlich an grossen Mängeln, die ihren Grund hauptsächlich darin haben, dass die Moslemin kein bürgerliches Gesetzbuch besitzen, und der Richter seinen Spruch aus dem Koran und den Gesetzsammlungen der spätern geistlichen Richter, von dem Mufti Ali Dschemali im 16. Jahrhundert bis zum Mufti Mohammed Scherif Effendi im 18. Jahrhundert, schöpft.

Die erste Instanz, sowohl in Civil-, als in Kriminalangelegenheiten, ist das Gericht des Kadi. Der Kläger trägt seine Sache dem Basch Chatib, Secretär des Kadi, vor, der die Klage zu Papier bringt und dem Kadi zur Entscheidung vorlegt. Die Gerichtsverhandlung ist öffentlich und mündlich, ohne den Beistand eines Anwaltes, und die Entscheidung des Richters hängt von Zeugenaussagen ab; in Ermangelung derselben wird die Rechtsfrage unentschieden gelassen. Nach dem Koran gilt gegen den Moslem nur das Zeugniss eines Religionsgenossen, gegen Bekenner anderer Religionen aber haben alle Zeugnisse, mit Einschluss des eines Mohammedaners, Gültigkeit. An Gerichtskosten hat der Mohammedaner 1 Parah von jedem Piaster (= $2^1/_2$ Procent) und der Nichtmohammedaner das Zweifache zu zahlen. Die Amtsdauer des Kadi in Jerusalem ist nur auf ein Jahr bestimmt, nach dessen Ablauf ein neuer von Konstantinopel geschickt wird; das Amt eines Basch Chatib aber ist erblich.

Die zweite Instanz, an welche die Parteien appelliren können, ist der Mufti, das geistliche Haupt in Jerusalem. Die höchste Instanz ist das Collegium der Ulema in Konstantinopel unter dem Vorsitze des Scheich el-Islam, geistlichen Oberhauptes der Mohammedaner; da aber eine Appellation an diese Instanz mit bedeutenden Kosten verbunden ist, so wird sie selten und nur in wichtigen Fällen eingelegt.

Für die Franken, Nichtunterthanen der Pforte, bilden ihre Consulate besondere Gerichte. Neben diesen genannten richterlichen Aemtern besitzen sowohl die Christen als die Juden ihre eigenen Gerichtshöfe. Die ersteren haben Schiedsgerichte, die aus gewählten Gemeindeältesten bestehen und die meisten streitigen Angelegenheiten schlichten. Bei den Juden bildet der Chacham Baschi mit seinem Rabbinercollegium ein Tribunal, dessen Urtheil selbst von der Landesobrigkeit respectirt wird.

Die meisten Verbrechen werden mit Gefängniss bestraft;

in manchen Fällen wird diese Strafe in eine Geldbusse umgewandelt. Der schlechte Zustand der Gefängnisse und die nicht sonderlich strenge Bewachung derselben gewähren den Sträflingen nicht selten die Möglichkeit zu entweichen, wie dies vor einiger Zeit im Grossen der Fall war. Es entflohen nämlich alle gefangenen Verbrecher, etwa 20 an der Zahl, zu gleicher Zeit, und nur sechs derselben wurden wieder ergriffen. Körperliche Züchtigungen werden noch immer verhängt, theils als Strafe, theils um Geständnisse zu erzwingen. Ein Todesurtheil darf in Jerusalem seit dem Erlass des Hattischerif von Gülhane nicht mehr gefällt werden. In einem ausserordentlichen Falle sprach vor mehreren Jahren der höchste Gerichtshof in Konstantinopel das Todesurtheil über vier schwere Verbrecher in Jerusalem aus; sie wurden darauf öffentlich auf dem Bazar hingerichtet, und die Leichen, den Kopf unter dem Arm, einen Tag lang liegen gelassen.

Die Einnahme der Steuern steht unter Aufsicht einer eigenen Behörde, Defterdar, welche die Beiträge des Einzelnen gemäss den Bestimmungen der Steuerlisten festsetzt, die nur alle 33 Jahre, beim Zusammentreffen des Mondjahres mit dem Sonnenjahre, revidirt werden. Von Mal el-Miri, Grundsteuer, und el-Aaneh, Vermögenssteuer, sind alle Einwohner Jerusalems gänzlich befreit, aus Rücksicht gegen die Heiligkeit der Stadt und die ausserordentliche Armuth des Volkes. Nur den Charadsch, Duldungssteuer, entrichten die nicht mohammedanischen Unterthanen, wie überall in der Türkei. Diese Steuer bezieht die Behörde direkt von allen über zwanzig Jahre alten Männern, die nach den Vermögensumständen in drei Klassen getheilt werden, von denen die erste jährlich 60, die zweite 30 und die dritte 15 Piaster bezahlt. Alle Christen von Jerusalem entrichten den Charadsch durch ihre betreffenden Klöster, die im Auftrage der Regierung diese Steuer einsammeln. Für die armen Lateiner bezahlt das Kloster den Charadsch. Ebenso ist der jüdische Vorstand beauftragt, diese Steuer einzucassiren, und

zahlt auch den auf die Unbemittelten fallenden Betrag aus der Gemeindecasse.

An indirekten Steuern bezieht die Regierung die Accise, Gumruk, am Stadtthore für Waaren, Früchte u. dgl. Diese Steuer ist verpachtet und besteht theils in Geld, theils in Naturalien, wie Früchten, Eiern, Holz u. s. w., nach einem mässigen gesetzlichen Tarif, von dem auch mitunter abgehandelt wird. Für industrielle Produkte der Stadt, wie Rosenkränze und ähnliche Gegenstände, wird ebenfalls ein mässiger Ausfuhrzoll erlegt. Das jährliche Pachtgeld für diese Steuer in Jerusalem und Bethlehem zusammen beträgt etwa 80,000 Piaster. Ausserdem erhebt die Regierung von den Fleischern eine Abgabe von 10,000 Piastern jährlich. Die Franken sind frei vom Charadsch und auch von Accise für die zum Gebrauche ihrer Anstalten eingeführten Waaren.

Im Allgemeinen wird gegenwärtig die Eintreibung der Steuern gleichförmig durchgeführt, die zu tragenden Lasten sind gesetzlich fixirt und auch nicht so schwer, wie man gewöhnlich in Europa annimmt. Zu bedauern ist nur, dass ausser den gesetzlichen Steuern die arabischen Effendis noch Geschenke, Zukka, verlangen, die sich bei der jüdischen Gemeinde allein jährlich auf ungefähr 50,000 Piaster belaufen.

Consulate.

Es residiren in Jerusalem die Consuln von Deutschland, Oesterreich, Ungarn, Russland, Griechenland, Frankreich, England und Nordamerika. An der Spitze des deutschen, früher preussischen Consulats stehen in der Regel ausgezeichnete Gelehrte und tüchtige Orientalisten; sie vertreten keine besonderen confessionellen Interessen und gewähren allen denen, die unter ihrem Schutze stehen, welchem Bekenntnisse sie auch angehören mögen, eine gleiche Protection. Der österreich-ungarische Consul wendet seine Auf-

merksamkeit und Unterstützung dem katholischen Kloster zu, verleiht indessen einen ebenso wirksamen Schutz auch den 3000 österreichischen Juden und den jüdischen Wohlthätigkeitsanstalten, die fast alle unter österreichischer Protection stehen. Das russische Consulat hat unter seinem Schutze fast nur Nationalrussen, deren Zahl nicht bedeutend ist. Der französische Consul ist zumeist bestrebt, vorzüglich die römisch-clericalen Interessen zu vertreten, was um so auffallender ist, als bekanntlich die französische Regierung im eigenen Lande dem Principe der vollen Gleichberechtigung aller Culte huldigt.

Der englische Consul unterstützt gewöhnlich die Bestrebungen der Londoner Mission zur Bekehrung der Juden, ein Verfahren, das jedem Unpartheiischen höchst anstössig erscheinen muss. Wenn der Vertreter des freien Volkes, welches die Unterdrückung des Sclavenhandels eifrig anstrebt, hier Seelensclaverei befördert, wenn er sich bei den auf die Noth, das Elend der Unglücklichen angelegten Spekulationen betheiligt, so lehnt sich der Geist der Moral und der Cultur dagegen auf. Während meines Aufenthaltes in Jerusalem that sich ein englischer Consul in dieser Beziehung besonders hervor. Unzufrieden mit dem Misserfolge der Mission, unternahm er Geschäfte dieser Art auf eigene Rechnung; mit dem bei einigen wohlhabenden Juden aufgenommenen Gelde kaufte er Aecker zur Beschäftigung der armen Juden und errichtete mehrere sogenannte Wohlthätigkeitsanstalten für Juden, die alle auf Bekehrung berechnet waren. Die Folge dieser Unternehmungen war aber keine andere, als seine eigenen schweren Geldverlegenheiten, die zu Misshelligkeiten mit seinen unbefriedigten Gläubigern führten. Dieser eifrige Proselytenmacher ging in seiner Vorliebe für Convertiten sogar so weit, einen aus der Moldau eingewanderten jüdischen Apostaten, ein als charakterlos allgemein gekanntes Individuum, zum Viceconsul während seiner Abwesenheit einzusetzen, was zu einem Proteste des Bischofs gegen dieses

öffentliche Aergerniss Veranlassung gab. Erst in Folge weiterer Verwickelungen, die grosses Aufsehen erregten, missbilligte die englische Regierung das anmassende Gebahren ihres Vertreters und rief ihn von dem Schauplatze seiner sonderbaren Thätigkeit ab.

Die Consulate bilden für die Franken, sowohl die Angehörigen fremder Staaten als die von den Consuln in Schutz genommenen Levantiner, eigene Gerichte, welche ihre Streitangelegenheiten schlichten. Hat ein Franke mit einem türkischen Unterthanen einen Process, so kommt zwar der Rechtsfall vor den türkischen Richter, jedoch wird zu den Verhandlungen ein Consulatsbeamter zugezogen, der das Urtheil, soll es Rechtskraft erhalten, zu unterzeichnen hat. Der Consul hat auch das Recht, wenn er das türkische Urtheil als nicht gesetzmässig erachtet, dagegen zu protestiren; auch die Vollziehung desselben steht ihm allein zu. Da nach dieser für die Franken eingeführten Gerichtsorganisation der Spruch des Kadi ganz von der Bestätigung des Consuls abhängt, so bringt der Moslem nicht selten seinen Process unmittelbar vor den Consul, wo er auch noch den Vortheil der Gebührenfreiheit hat.

Ausser dieser besondern Gerichtsbarkeit geniessen die Franken auch in anderen Beziehungen viele Vorzüge. Sie sind, wie schon erwähnt, frei von Abgaben und zahlen nur sehr geringe Zölle. Ihre Anstalten erfreuen sich der völligen Zollfreiheit für ihre vom Auslande bezogenen Bedürfnisse, sowie anderer Privilegien, wie solche in Europa türkischen Anstalten nie gewährt werden würden.

VIII.

Die Moslemin.

Die Mohammedaner machen fast die Hälfte aller Bewohner Jerusalems aus. Zu ihnen gehören die Landeseinwohner, die Syro-Araber und die eingewanderten Osmanen, Berber, Aethioper, Neger und Hindus. Sie stehen alle in religiöser Beziehung unter einem Mufti, der ein grosses Ansehen geniesst und mit bedeutenden Einkünften dotirt ist. Er ist ein hoher Gelehrter, der in der Moschee predigt, und Fragen der Religion sowie des mit ihr zusammenhängenden Civilrechtes entscheidet, gehört aber nicht einem eigenen Priesterstande an, den die Mohammedaner überhaupt nicht besitzen. Eine eigene Klasse bilden die sogenannten Santu, die Heiligen, die oft durch die Strassen ziehen und sich meistens durch ein seltsames Benehmen auszeichnen. Sie tragen lange Haare und eine kegelförmige Mütze auf dem Kopfe, Korallenreihen über der Brust und einen Stab mit dem Zeichen des Halbmondes in der Hand; zuweilen erscheint auf der Strasse ein völlig nackter Heiliger, vor dem sich ein europäisches Auge entsetzt, der hier aber weder Männern noch Weibern ein Aergerniss ist. Der Heilige ernährt sich von Almosen; er bittet sich in irgend einer Familie, auch beim Pascha zu Tische, und man wagt es nicht ihn abzuweisen.

Die moslemische Bevölkerung kann man in eine höhere und eine niedere Klasse theilen. Die erstere besteht aus

einer Anzahl Patricierfamilien, deren Angehörige, Effendis, Herren, genannt, die städtischen Aemter verwalten oder geistliche Würden inne haben, die sie nach Absolvirung der Studien in der theologischen Hauptschule zu Kairo erlangen. Acht von diesen Patriciergeschlechtern rühmen sich, von dem Gefolge des Sultan Saladin herzustammen. Zur untern Klasse gehören alle bürgerlichen Einwohner, wie Kaufleute, Handwerker u. s. w.

In dem Haret el-Mugharibeh wohnen die Nachkommen der Mauren, welche von Ferdinand und Isabella nach der Eroberung von Granada im Jahre 1491 aus Spanien verbannt wurden. Die Exilirten fanden in Jerusalem gute Aufnahme, man gewährte ihnen Unterstützung und manche Privilegien, unter andern das Vorrecht, die grossen Moscheen zu bewachen, ein Privilegium, das ihre Nachkommen noch heute besitzen. Man findet in der Stadt auch eine kleine Kolonie von Hindus, die sich schon vor langer Zeit niedergelassen hatten und mit ihren streng beibehaltenen Sitten und Sprachen gesondert in einem Theile der Stadt wohnen. Von den indischen Pilgern, welche Mekka und Medina besuchen und ihre Pilgerreise bis Jerusalem fortsetzen, entschliessen sich manche bis ans Ende ihres Lebens hier zu bleiben, wo sie von den türkischen Behörden wohl gelitten sind.

Die genauere Schilderung der verschiedenen Nationalitäten der Mohammedaner in Jerusalem beginne ich mit den Syro-Arabern, welche die grosse Mehrzahl der moslemischen Bevölkerung bilden.

Syro-Araber.

Die Bewohner Syriens werden von manchen neueren Schriftstellern als der semitischen Race angehörige angeführt; jedoch ziehen andere den Namen Syro-Araber vor, da erstere Benennung nicht genau bezeichnend ist, indem ein bedeutender Theil dieser Stämme, welche für sich eine der berühm-

testen Nationen der alten Welt bilden, für Abkömmlinge ganz verschiedener Familien erklärt werden kann. Bedenkt man, welche Schicksale die Stammländer dieser Völker im Laufe der Jahrtausende erfahren, und wie häufig die Herrschaft verschiedener fremder Nationen in Syrien wechselte, so ist es begreiflich, welch mannichfaltige Racenkreuzungen dort vorgekommen sind. Es ist überflüssig, ausführlich zu erörtern, welch mächtigen Impuls die hierher gehörigen Stämme einst zur Civilisation gegeben, und welch hohen Grad von Bildung dieselben zu einer Zeit erlangten, wo Europa noch in tiefer Unwissenheit schlummerte, daher werde ich nur einzelne Hauptbegebenheiten aus der Geschichte der Syrer im Allgemeinen erwähnen.

Die alten Syrer und die Phönicier.

Phönicier und Syrer sind zwei verschiedene, durch Abstammung, Charakter und Schicksale gesonderte Völker, die in demselben Lande wohnten und am Ende das gleiche Loos der Unterjochung erfuhren. Das Land zwischen dem Euphrat und dem Mittelmeer, von den Gebirgspässen des Amanus und des höhern Taurus-Rückens bis zur arabischen Wüste, oder im engeren Sinne bis zum Libanon, ist Syrien, das in der Bibel, nach einem Sohne Sem's, Aram genannt und von den Arabern mit Scham, „das Land zur Linken" bezeichnet wird, obwohl auch mehrere Länder jenseits des Euphrat, vorzüglich Mesopotamien, Aram Naharajim, oftmals zu Syrien gerechnet werden.

Man hält die Syrer für Nachkommen Sem's, die theils über den Euphrat, theils von Arabien her ins Land gezogen waren. Die Phönicier aber, als Geschlechtsverwandte der Kananiter, sollen von Cham abstammen und schon vor Abraham von den Ufern des rothen Meeres an die syrische Küste gewandert sein. In vielen Hauptzügen der Sprache und Schrift, der Verfassung, Religion und Lebensweise war zwischen bei-

den Völkern eine auffallende Aehnlichkeit, obwohl die Phönicier, durch verschiedene Umstände begünstigt, bald einen grossen Vorsprung vor den übrigen Syrern im Handel und in Künsten gewannen und ihr kleines dürftiges Küstenland zu einem höchst merkwürdigen auf der Erde machten.

In den ältesten Zeiten war Syrien in viele kleine Staaten oder Gebiete einzelner Horden getheilt, die nach und nach in grössere zusammenflossen und, mehr oder weniger cultivirt, reich und mächtig wurden. Schon zu Abrahams Zeiten kommt Damaskus, Damesek, vor. Eben so alt mag Hamath, Epiphania, am Orontes sein. Früh schon hatten die Syrer die nomadische Lebensweise gegen Ackerbau und Handel vertauscht; dadurch wurde das Land dicht bevölkert und blühend, und würde sich noch höher emporgeschwungen haben, wären seine Bewohner fähig gewesen, ihre politische Selbstständigkeit zu erhalten.

Zu Davids Zeiten streckte Hadaresar, König von Zobah, Nesibin, in Mesopotamien, seinen Scepter über den Euphrat gegen das eigentliche Syrien aus; denn der König von Damaskus war mit ihm gegen den König von Hamath im Bunde. Da nahm sich David des Bedrängten an, schlug die Verbündeten und begründete seine eigene Macht in Syrien. Ein zweiter nesibischer Krieg, bei welchem auch Assyrien und Ammon betheiligt waren, endete noch glorreicher für David; die syrischen Reiche verschwanden gänzlich.

Aber schon unter Salomo erhob sich Damaskus von Neuem. Rezon empörte sich gegen die Herrschaft der Israeliten, und wurde der Stifter eines Reiches, das sich bald von Damaskus aus über ganz Syrien ausbreitete. Die Trennung der Königreiche Juda und Israel war ihm besonders günstig, und Rezons Nachfolger, Benhadad I. und II., Hasael und Rezin, fochten häufig gegen die beiden Königreiche, bis Ahas, König von Juda, den furchtbaren Tiglath-Pileser zu Hülfe rief. Dieser kam, zertrümmerte den Thron von Damaskus und schleppte die Syrer schaarenweise nach dem kaukasischen Grenzlande.

Länger erhielt sich Phönicien, ein felsiges Küstenländchen, kaum 250 Quadratmeilen gross, dem aber Genie und Fleiss seiner Bewohner die meisten Küsten des Mittelmeeres, viele des Weltmeeres, und grosse inländische Reiche zinsbar machten. So klein Phönicien war, so machte es doch nicht einen, sondern mehrere Staaten oder vielmehr Stadtgebiete aus, wie die Gebiete von Sidon, Tyrus, Aradus, Byblus, Berytus, Sarephtha, Tripolis, unter welchen vorzüglich Tyrus und Sidon die bedeutendsten waren. Sidon bestand schon zu Jakobs Zeiten und entfaltete in Josuas Tagen eine bedeutende Macht; aber Tyrus, eine Kolonie von Sidon, übertraf seine Mutterstadt und ward das anerkannte Haupt der phönicischen Städte. Von Tyrus oder Zor sagt der Prophet Ezechiel: „Viele Völker erfreuten sich der Waaren, die es übers Meer in Fülle zu ihnen sandte, und die Könige der Erde wurden durch seine Schätze bereichert.“ Von Tyrus kamen die Werkmeister, die Salomo's Tempel bauten; von hier aus wurde Karthago, die Beherrscherin des Meeres, und viele andere Kolonien gegründet; Salmanassar, dem sonst ganz Phönicien huldigte, wurde von Tyrus zur See geschlagen, und der fürchterliche Nebuchadnezar konnte nach 13 jähriger Belagerung zwar die Mauern der Stadt, aber nicht den Muth der Bewohner bezwingen. Denn jetzt erbauten diese auf einer nahen Insel ein neues Tyrus, das sogar den Glanz des alten verdunkelte.

Die Phönicier sind die grössten und vielleicht frühesten Seefahrer der alten Welt. Die Lage ihres Landes und ihr Genie trieben sie auf dieses Element, auf welchem sie das, was der eigene beschränkte und undankbare Boden versagte, in überschwänglicher Fülle erwarben. Nicht nur die Produkte ihrer einheimischen Industrie, worunter vorzüglich Glas und Purpur die wichtigsten waren, sondern die kostbarsten Erzeugnisse des ganzen Orients sammelten sich in ihren zur Ausfuhr nach allen Küsten des Abendlandes so glücklich gelegenen Häfen. Baumwolle und Wein aus Aegypten, Korn aus Palästina, Wolle, Weihrauch, und mittelbar auch ägyp-

tische und indische Waaren, Elfenbein, Gold, Gewürze und Zimmet, Edelsteine und Perlen aus Arabien, theils durch Karavanen über Gertha und Petra, theils zur See über den persischen und arabischen Busen, an welchem letztern sie die edomitischen Häfen Elath und Eziongeber eine Zeitlang im Vereine mit den Seefahrern Salomo's benutzten; ferner Webereien, indische Produkte und chinesische Seide aus Babylon, Pferde, Sklaven und Kupfer aus den taurischen und kaukasischen Ländern, und das, was der kleinasiatische und syrische Kunstfleiss erzeugte, Alles kam nach Phönicien, um von da weiter zu den Völkern Europas und Afrikas befördert zu werden.

Diese Völkerschaften hatten die Phönicier anfangs nur für Seeräuber gehalten, bald aber als Freunde und Wohlthäter erkannt, die ihnen die Bequemlichkeiten des Lebens und die Schätze der fernsten Zonen zuführten. Eine Menge phönicischer Kolonien blühte unter ihnen auf, und von allen ergoss sich ringsumher Licht und Wohlstand. Schon 1500 Jahre vor der üblichen Zeitrechnung fingen diese Auswanderungen an, die meisten fallen jedoch in die Zeiten zwischen David und Cyrus.

Ausser den Cykladen, Sporaden und andern Inseln des Archipelagus haben auch Cyprus, Kreta, Rhodus und verschiedene Punkte der kleinasiatischen Küste Ansiedler aus Phönicien erhalten. In Aegypten gründeten sie eine Niederlassung im Innern des Landes, und ein grosses Quartier der Königsstadt Memphis wurde von ihnen bewohnt. Weiterhin wurden in der Mitte der afrikanischen Nordküste Utika, Karthago, Adrumetum und andere Städte gebaut, dann Sicilien, Sardinien und die balearischen Inseln zum Theil besetzt, und in dem südwestlichen Theile von Spanien eine Hauptniederlassung gegründet. Hier, in dem schönen Lande Andalusien, blühten durch die Phönicier Tartessas, Gades (Cadix), Karteja (Algesiras), Malacca und Hispalis (Malagga und Sevilla) und gegen 200 andere kleinere Städte auf. Von Spanien aus

fuhren die kühnen Phönicier weiter in den atlantischen Ocean, längs der Westküste Europas bis zu den kassiteridischen (britannischen) Inseln und wahrscheinlich bis zur preussischen Bernsteinküste. Im Süden aber sind Madeira und die kanarischen Inseln von ihnen besucht, und auf der Westküste von Afrika gegen 300 Ortschaften gegründet worden. Indessen hatte von allen ihren Fahrten jenseits der Säulen des Herkules und von ihrer bewunderungswürdigen Umschiffung Afrikas, die sie unter den Auspicien des ägyptischen Königs Necho vom rothen Meere aus vollzogen, die Erdkunde wenig Gewinn, weil ihre Handelspolitik sie ihre Entdeckungen sorgfältigst verheimlichen hiess.

Die Künste und Wissenschaften haben sich früh bei den Phöniciern entfaltet. Die älteste Sage schreibt die Erfindung des Alphabets dem Phönicier Thauth zu und lässt es durch Kadmus, den Erbauer Thebens, zur Zeit Josuas nach Griechenland bringen. Von ihrer Kunst hat sich zwar, ausser einigen Münzen und geschnittenen Steinen, Nichts erhalten, jedoch gestattet die allgemeine Kunde von der Cultur und dem Reichthum dieses Volkes die Vermuthung auszusprechen, dass dasselbe in den meisten Zweigen der Kunst bedeutende Fortschritte gemacht habe.

Der Mittheilung über die Schicksale der syrischen Nation unter der auf einander folgenden Herrschaft der Meder, Perser, Griechen und Römer mich enthaltend, gehe ich zur Erörterung der Entstehung des mohammedanischen Reiches und ihrer Folge, der Eroberung von Syrien und Palästina durch die Araber über.

Die Araber.

In den Gegenden des untern Euphrat erstreckt sich lang und breit viele Tagereisen eine todte Wüste, in deren unfruchtbaren Sand die schönen Länder Syrien im Westen, Mesopotamien, Al Dschesira, im Norden, und Babylon, Irak,

im Osten, sich durch allmählige Uebergänge verlieren. Im Süden dieser Wüste liegt die Halbinsel Arabien. Durch das rothe Meer, den arabischen und persischen Meerbusen auf drei Seiten, auf der vierten durch das Sandmeer von der übrigen Welt geschieden, blieb dieses Land der Wunder Jahrtausende lang fast ohne Theilnahme an den Schicksalen der auswärtigen Völker.

Arabien, mit Inbegriff der nördlichen Wüste, enthält den vier bis fünffachen Flächenraum von Deutschland. Seine Beschaffenheit im Allgemeinen ist jener der afrikanischen Sahara ähnlich, nur dass es mehr Gebirge und in einigen Gegenden etwas mehr Wasser hat. Doch sind die meisten Berge nacktes Gestein, die meisten Quellen dürftig und mit Salpeter und Salz geschwängert, die grünenden Flächen gleich kleinen Inseln im Sandmeere zerstreut. Dieser von den senkrechten Strahlen der Sonne glühende Sand versengt den Fuss des nicht eingeborenen Wanderers, raubt durch den heissen Qualm den Athem, und erschreckt durch die darin umher schwimmenden Truggestalten. Wenn aber der Wind ihn wie Meereswogen aufthürmt und niederweht, dann begräbt er ganze Karavanen in seinem Schoosse.

In diesem Lande des Todes erhält sich jedoch das Leben durch wunderbare Fürsorge der Natur. Anstatt des Regens fällt hier ein sehr häufiger Thau und erquickt die Pflanzen, die einsam in Sand und Gestein ihre Wurzeln schlagen. Von denselben bieten einige den Menschen geniessbare Früchte, andere ein nährendes Harz dar, die geringsten dienen dem genügsamen Kameel zum Futter. In den südlichen Gegenden aber, wo höher liegende Thäler, kühlere Lüfte und häufigere Quellen angetroffen werden, da herrscht auch reicheres vegetabilisches uud animalisches Leben, da wird Korn und Reis gebaut, köstliche Südfrüchte gedeihen, Weihrauch, Myrthen, Kaffee erfüllen die Luft mit Wohlgeruch und bieten Gegenstände eines lebendigen Handels. Dieser südliche Theil der Halbinsel wird daher das glückliche Arabien genannt.

Nur in diesen wenigen culturfähigen Strecken des Landes kann man die Fortschritte menschlicher Beschäftigung, als der Viehzucht, des Ackerbaues oder des Handels, wahrnehmen. Aber in den allermeisten, nur zur Viehzucht tauglichen Gegenden sind die Bewohner von jeher Hirten, Nomaden gewesen. Die Hauptmasse der arabischen Bevölkerung trieb in den ältesten Zeiten und treibt noch jetzt ein unstätes Hirtenleben. Dieselben grünenden Eilande im Sandmeer, dieselben Brunnen wie vor Jahrtausenden dienen noch heute zum Sammelplatz, zum wechselnden Aufenthalt der Beduinen. Zwei kostbare Thiere machen hauptsächlich ihren Reichthum aus, das Kameel und das Pferd, beide einheimisch in Arabien und von der edelsten Race.

Der Hauptcharakter des Nomadenlebens ist die Freiheit Die Kinder der Wüste, im Schoosse der freien Natur erzogen, gesund, stark, genügsam, entbehren leicht die Einschränkungen der bürgerlichen Gesellschaft, welche ihr stolzer Geist sogar verschmäht. Dem Aeltesten der Familie wird freiwillig Folge geleistet, und auf ähnliche Weise unter den Geschlechtern, die einen Stamm bilden, einem einzelnen hervorragenden die Führung überlassen. Neben der innern Freiheit behaupten die Araber auch die äussere; beide sind aber nur natürliche Folgen des Wüstenlebens und nicht ihr eigenes Verdienst. Oefters ist die Eroberung Arabiens versucht, aber niemals vollendet worden. Aegypter, Perser, Römer haben nach einander ihre Waffen hineingetragen, aber nur mit geringem Erfolg, und meistens zum eigenen Nachtheil. Nur Yemen und überhaupt Südarabien, wenn es anders zur See angegriffen wurde, konnte leichter bezwungen werden.

In dem Charakter der Araber spricht sich der allgemeine orientalische Geist aus, der durch die Eigenheiten des Landes näher bestimmt ist. Die Araber besitzen einen feurigen und hohen Geist, sind von kühner Phantasie und schnell entglühendem Enthusiasmus. Sie lieben die Poesie und sind leichter durch die Kraft des Wortes als die des Schwertes

zu lenken. Sie sind stolz, unerschrocken, ausharrend, mässig, ernst, grossmüthig, gastfrei; aber auch räuberisch, rachsüchtig, leidenschaftlich, unruhig und wandelbar, gefährliche Feinde, unzuverlässige Bundesgenossen, ihre Pflicht nach ihrem Wohlwollen, ihr Recht nach ihrer Kraft ermessend, allem Fremden abgeneigt, im Zorne grausam.

Mohammed und der Islam.

Die Kraft dieses Volkes hatte bis zu Mohammeds Zeit nur in einheimischen Fehden — 1700 Treffen wurden vor dieser Zeit gezählt, unter andern wurde ein vierzigjähriger Krieg durch 2 Pferde veranlasst — oder in vereinzelten Raubzügen, in bezahlter Hülfeleistung an Fremde sich geübt. Die Gesammtheit des Volkes hatte ihre kriegerische Stärke noch nicht erprobt. Jedoch bestand, über ganz Arabien ausgebreitet, eine unvermischte, durch Gemeinschaft des Namens, der Sprache und Sitte verbundene Nation, die sich in ihrer Besonderheit erhielt, obwohl nach und nach eine nicht unbeträchtliche Menge neuer Ankömmlinge im Lande sich ansiedelte. Sabäer, Magier, Juden und Christen aus allen benachbarten Ländern, durch die wechselnden politischen und religiösen Revolutionen aus ihrem Vaterlande verdrängt, flohen in die Freistätte der Wüste und fanden unter den Arabern Duldung. Die absonderlichen Anschauungen der Sabäer, Verehrung der Gestirne, waren, wenn auch minder ausgebildet, bei den Arabern schon seit langer Zeit eingebürgert. Die Idee eines höchsten Gottes wurde nur durch den Verkehr mit den Fremden allmählig in Umlauf gesetzt; sie hatte zwar den Sieg über die Abgötterei noch nicht erhalten, jedoch war das Volk zu ihrer Aufnahme vorbereitet worden und hierdurch zur grossen Umwälzung, die über dasselbe, und von ihm aus über die halbe Welt kommen sollte.

In dem Stamme Koreisch, dem edelsten in Arabien, welcher in dem von Alters her heiligen Mekka, Macoraba, d. h. das

grosse Mekka, herrschte, und in der Familie Haschem, welcher die Anführung des Stammes und die Bewahrung der Kaaba (ein schon vor Jahrhunderten zum Dienst des Saba erbauter Tempel, in dessen südwestlicher Ecke ein schwarzer Stein, Symbol der Göttin Ozza, eingemauert war, den die Pilgrim noch jetzt in dem von den Chalifen neu aufgeführten Tempel andächtig küssen) seit langer Zeit erblich zustand, wurde im Jahre 569 Abul Kasem Mohammed, der Ruhmwürdige, geboren. Sein Vater Abdallah war durch Schönheit und Tugend der Stolz des Stammes; sein Grossvater, Abdul Mutalleb, hatte Mekka, welches die Abyssinier belagerten, durch weise Entschlossenheit gerettet; sein Urgrossvater Haschem hatte eine Hungersnoth durch Aufwendung seiner Schätze abgewendet. Von so angesehenen Vorfahren erbte der früh verwaiste Mohammed jedoch nur sehr geringe Glücksgüter. Die Habe seines Grossvaters fiel meistens den Oheimen zu, und er erhielt für seinen Antheil nicht mehr als fünf Kameele und eine Sclavin. Abu Taleb, unter den Oheimen der geehrteste, jetzt Anführer des Stammes, übte Vaterrecht über den elternlosen Jüngling, bis derselbe die Hand der Kadidschah, einer reichen Wittwe, deren Handlungsgeschäfte er als treuer Diener besorgt hatte, erhielt und hierdurch zu Vermögen und Selbstständigkeit gelangte.

Mohammed war 40 Jahr alt, und noch umschloss der Kreis eines stillen Privatlebens seine Schritte. Jetzt trat er auf, anfangs unter wenigen Vertrauten, dann öffentlich in der Familie Haschem, endlich vor allem Volk, den Koreischiten und Fremden, in der Kaaba und überall, wo er Zuhöhrer fand, als „gottgesandter Lehrer der einzig wahren Religion.“ Aber langsam und schwierig waren die ersten Fortschritte Mohammeds. In drei Jahren hatte er nur 14 Proselyten gewonnen, worunter Kadidschah seine Gattin, Zeid sein Sclave, der junge Ali, Abu Taleb's Sohn, und Abu Bekr, Mohammeds vielgeprüfter Freund. Zehn Jahre später war, obwohl von fremden Pilgern eine bedeutende Zahl sein

Lehre angenommen, noch immer der grösste Theil der Koreischiten derselben feind, und selbst im Hause Haschem fand sie grossen Widerstand. Doch schützte Abu Taleb, obwohl er selbst die Neuerung hasste, den Neffen vor den Angriffen der Feinde. Da entbrannte der Krieg der Koreischiten gegen Haschems Haus, und es ward nach Abu Talebs Tod die Anführung des Stammes dem Abu Saphian, dem Haupte des Hauses Ommajah, übertragen.

Dieser bewog die versammelten Häupter der Koreischiten und ihrer bundesverwandten Stämme zum Bluturtheil über Mohammed. Aus jedem Stamme sollte zur Verkündigung der Nationalrache ein Schwert in sein Herz gestossen werden. An einem bestimmten Tage umringten die Mörder Mohammeds Haus. Er aber, durch Alis heldenmüthige Treue unterstützt, rettete sich in die Wüste und gelangte, begleitet von Abu Bekr, in 16 Tagen nach Medinah. (Von dem Tage dieser Flucht Mohammeds aus Mekka, 16. Juli 622, zählen die Mohammedaner die Hedschrah, d. h. Flucht; daher der Name dieser Zeitrechnung). Die Bürger von Medinah, welche, schon früher der Lehre Mohammeds huldigend, einen geheimen Bund mit ihm geschlossen hatten, empfingen ihn jetzt mit lautem Jubel und bildeten in Verbindung mit den herbeieilenden Flüchtlingen aus Mekka den ersten Keim zu Mohammeds Reich.

Dieser winzige Keim entwickelte sich und erstarkte binnen zehn Jahren schon zum gewaltigen Baum, der ganz Arabien überschattete und jenseits der Wüste bis nach Syrien und an den Euphrat reichte. Vertheidigung und Rache gegen die Verfolger von Mekka entzündeten den Krieg, welchen bald Fanatismus und wachsender Ehrgeiz des Siegers in einen erbitterten allgemeinen Kampf gegen die Ungläubigen überhaupt verwandelte. Die fünfzig Schlachten Mohammeds und seiner Feldherren, von dem ersten Sieg bei Beder, wo sein Heer aus 313 Mann bestand, bis zum Zug gegen das griechische Reich, auf welchem 20,000 Krieger

zu Fuss und 10,000 Reiter seiner Fahne folgten, namentlich die Niederlage bei Ohud, die grausamen Fehden gegen die jüdischen Stämme der Kainokiten, Nadhiriten, Koraidhiten und die Stadt Chaibar, dann die Unterwerfung von Mekka und hierauf der entscheidende Krieg gegen die Götzendiener, die Schlacht im Thale Honain, die Eroberung des Tajef und der übrigen Festungen, nicht minder der Zug gegen das griechische Reich, die blutige Schlacht bei Muta und die Unterwerfung der Stämme vom Euphrat bis zur Spitze des arabischen Meeres, sind reich an fanatischen Zügen und blutigen Thaten, die das menschliche Gefühl tief verletzen.

In dieser Lebensperiode Mohammeds sehen wir den Charakter des unerschrockenen, aber friedfertigen Predigers, allmählig in den des fanatischen und ehrgeizigen Eroberers übergehen. Widerstand hatte seinen Eifer angefeuert, Verfolgung seinen Zorn entzündet, wachsende Stärke endlich seinen Stolz erhöht. Nicht mehr im Ton der Lehre, welche zu überzeugen sucht, sondern im Ton des strengen Gebotes, das Unterwerfung fordert, und mit Feuer und Schwert verkündete er jetzt die Einheit Gottes sowie seine eigene Prophetenwürde. Die Zeit der Duldung war vorüber; den Ungläubigen der ganzen Erde wurde der Krieg erklärt. Im Namen des unendlich Gütigen wurden dessen Geschöpfe zu vielen Tausenden geschlachtet, zur Ausbreitung der Wahrheit Trug, Meineid, Tücke geübt, zur Einschärfung humaner Gesetze jedes Menschenrecht mit Füssen getreten.

Diese blutbefleckte Bahn setzte Mohammed fort bis zu seinem Tode, der ihn in dem drei und sechzigsten Jahr seines Lebens und im zehnten seiner Vertreibung aus Mekka ereilte. Nach unverwerflichen Zeugnissen war Mohammed gänzlich ohne Bildung — er konnte weder lesen noch schreiben — jedoch mit natürlichen Gaben und Talenten ausgezeichnet, welche dem Manne des Volkes, dem kräftigen Reformator vor Allem nöthig sind. Auch hatte er auf einigen Geschäftsreisen nach Syrien und in Mekka selbst, durch Um-

gang mit Einheimischen und Fremden, seinen Gesichtskreis erweitert. Sein Privatleben war, mit Ausnahme seiner Unenthaltsamkeit im Punkt der Liebe, genügsam und einfach. Der Beherrscher Arabiens, sowie früher der Bürger in Mekka, nährte sich von Gerstenbrod und Datteln. Milch und Honig war seine kostbarste Erquickung, sein Lager ein Teppich auf blosser Erde, gleich einfach seine Wohnung, Kleidung und gesammte Lebensweise. Doch alles das, sowie seine Andacht, seine Milde, die wohlthätige Verwendung der Feindesbeute, von welcher ihm nur der fünfte Theil zufiel, lag theils im allgemeinen Charakter des Arabers, theils mochte es zur Behauptung der Prophetenwürde nothwendig scheinen, und daher mehr Klugheit als Tugend sein.

Die Hauptlehre Mohammeds ist: „Es ist nur ein Gott und Mohammed ist sein Prophet.“ Nicht nur die Einheit, auch die Geistigkeit und Unendlichkeit Gottes, beide mit grosser Genauigkeit bestimmt, lehrt der Koran und verbietet streng sowohl die Vielgötterei, als die Anbetung materieller, endlicher Gottheiten. Der einige Gott ist der Herr der materiellen und der moralischen Welt, allmächtig, allwissend und allgütig. Alles, was geschieht, ist von ihm vorausbestimmt; jedoch ist der Mensch frei und daher verantwortlich. Mohammed verheisst die Unsterblichkeit und kündigt jenseits des Grabes überschwängliche Belohnungen den Auserwählten, gleiche Strafen den Verworfenen an; er verspricht den Gläubigen absurde sinnliche Freuden in seinem Paradiese und verdammt alle Ungläubigen, jedoch mit einiger Abstufung der Strafe, zu ewigen Qualen der Hölle. In der untersten Hölle werden die Heuchler gepeinigt, welche nur im Munde und nicht im Herzen die Religion getragen, dann kommen die gemeinen Götzendiener; auf diese folgen die Magier und Sabäer, die schon um etwas näher der Erkenntniss stehen; endlich die Juden und die Christen, die beiden Völker „des Buches,“ welches dem Koran selbst zur Grundlage gedient. In einer eigenen Hölle aber, welche die gelindeste von allen und nicht

ohne Erlösung ist — die Strafe dauert da von 900 bis 7000 Jahren — leiden diejenigen, welche dem Glauben nach auserkoren und nur nach den Werken verwerflich sind.

Die Religion Mohammeds, deren dogmatischer Theil Iman, und deren praktischer Div genannt wird, schärft die allgemeinen Gebote der Moral, besonders die der Gerechtigkeit ein, und bestimmt die Pflicht der Wohlthätigkeit auf den zehnten Theil von jedem Einkommen. Dabei wird den Bekennern die Beschneidung, die Enthaltung vom Wein, und alle Jahre ein strenges Fasten während des ganzen Monats Ramadan aufgelegt. Der Freitag ist zum öffentlichen Gottesdienste — Gebet und Erbauungsrede — bestimmt, jedem Einzelnen aber geboten, wo immer er sich befinde, täglich fünfmal, nach vollbrachter Reinigung zu beten. Augen und Gemüth müssen beim Gebet nach der Gegend des Horizontes, Kebla, sich wenden, wo Mekka mit seinem Tempel liegt. Die Wallfahrt nach Mekka, wenigstens einmal im Leben, ist eine verdienstvolle Handlung. Aber auch Medinah, wo Mohammed und die ersten Chalifen ruhen, wird fast ebenso zahlreich besucht. Endlich gebietet der Koran die Ausbreitung des Islam durch Ueberredung oder Gewalt; jedoch bleibt der Beschluss eines heiligen Krieges gegen die Ungläubigen der obersten Gewalt überlassen, und vom Einzelnen wird nur Bereitwilligkeit gefordert, dem Rufe zu folgen.

Der „Koran," dessen Name „Lesung" bedeutet, enthält alle Hauptvorschriften des Islam, sowohl des Glaubens, als des Handelns. Dieses Buch, sagt Mohammed, ist unerschaffen, und auf die Tafel der unabänderlichen Rathschlüsse von Ewigkeit her mit Strahlen des Lichtes gegraben. Eine Abschrift davon, auf Papier, in einem Band von Seide mit Edelsteinen verziert, wurde durch den Engel Gabriel in den niedrigsten Himmel gebracht und in einzelnen Kapiteln, Sura, dem Propheten geoffenbart. Derselbe theilte sie seinen Schülern mit; aber Offenbarung und Mittheilung geschahen weder in regelmässiger Folge, noch im Zusammenhang,

sondern je nach dem Bedürfniss des Augenblicks — d. h. nach den jedesmaligen Verhältnissen oder Leidenschaften Mohammeds. Seine Schüler schrieben diese Verkündigung auf und verwahrten die einzelnen Blätter, die Abu Bekr nach Mohammeds Tode ordnete und Othman im 30. Jahre der Hedschra als den Koran allgemein bekannt machte.

Das Buch enthält neben neuen verwerflichen Lehren auch nicht wenige grosse Ideen und ewige Wahrheiten, die schon viel früher bekannt waren. Dem Ganzen ist der Stempel der Imitation aufgedrückt. Auf geschickte Weise ist diese Lehre mit dem Glauben der Juden und dem der Christen in Verbindung gesetzt, oder vielmehr nur wie deren Vollendung dargestellt. Eine alte Ueberlieferung bezeichnet einen Juden Namens Mem Ali und einen Christen Turchmann als die Geheimräthe Mohammeds, welche ihm bei der Abfassung des Korans behülflich waren.

Nicht nur der Koran oder die vom Engel geoffenbarten Worte, die über Mohammeds Lippen gingen, sondern auch die Sunnah, der Inbegriff desjenigen, was er durch eigenes Wort und Beispiel lehrte, wird von der Hauptsekte seiner Bekenner für heilig und verbindlich erachtet. Die Verwandten und Freunde Mohammeds überlieferten durch mündliche Erzählung den nachfolgenden Geschlechtern solche erbauliche Erinnerungen, die 200 Jahre nach Mohammeds Tod in einer Anzahl von mehr als 300,000 vorlagen. Von diesen wurden 7275 als die echten durch Al Bochari ausgeschieden, und unter dem Beifall der herrschenden Sekten als bleibendes Gesetz publicirt.

Der Islam hat keinen eigenen Priesterstand. Mohammed war selbst der oberste und einzige Priester des Islam. Wie er, übten auch seine ersten Nachfolger, als einzige Imans, das Recht und die Pflicht in der Moschee zu predigen, das Volk zur Andacht zu ermahnen und vorzubeten. Ein Mehreres erheischte der Geist seiner Lehre nicht. Jeder Muselmann ist sein eigener Priester; er kann für sich allein und wo immer die gebotene Reinigung vornehmen und sein Gebet

verrichten. Der Glaubenssätze sind nur wenige, und diese höchst einfach ohne besondere Gebräuche, deren Vollziehung sonst einen eigenen Stand erfordert. Dasselbe Buch enthält die rein religiösen und zugleich die bürgerlichen Gesetze; dieselben Personen, die Obrigkeit und die Richter, können über Beides wachen, in den Moscheen aber nur die Aeltesten und Ehrwürdigsten den Dienst des Iman versehen. Noch weniger als Priester, hat Mohammed Mönche gewollt; er erklärte offen seine Missbilligung der Gelübde, welche der Natur zuwider sind. Jedoch haben sich, 300 Jahre nach seinem Tode, die Derwische, Fakirs u. s. w. in den Islam eingeschlichen.

Mohammed hinterliess keinen Sohn; von den acht Kindern, welche ihm Kadidschah gab — die übrigen elf Frauen waren unfruchtbar — überlebte nur eine Tochter, Fatimeh, den Vater. Sie war Alis Gattin, Hassans und Hoseins Mutter. Keiner hatte so vielen Anspruch, Mohammed nachzufolgen, als Ali, sein Schwiegersohn, den er zu seinem Bruder, zu seinem Aaron erklärt hatte; aber die Ränke von Ayesche, Abu Bekrs Tochter, entschieden für Abu Bekr. Nach zwei Jahren starb der Chalif, ein Mann von hoher Tugend und Weisheit; die zu seinen Füssen gelegte Beute der Nationen theilte er den Bedürftigen aus, und hinterliess nicht mehr als fünf Goldstücke. Sterbend bezeichnete er Omar, als den Würdigsten, zum Nachfolger. Die Häupter ehrten seine Wahl; auch Ali gehorchte. Nach zehnjähriger Verwaltung, während welcher Zeit der Schrecken der arabischen Waffen über Syrien, Persien, Aegypten ging, fiel Omar durch den Stoss eines Meuchelmörders. Da ernannnte die Zeche, der hohe Rath, Othman, den Geheimschreiber Mohammeds, zum Chalifen, den aber Schwäche des Alters und des Charakters zur Führung der Gewalt unfähig machten; es entstand daher ein Aufruhr, in dem der 82jährige Chalif ermordet wurde.

Jetzt endlich gelangte Ali zur Gewalt; seine Regierung war aber kurz und unglücklich, denn es erhob sich gegen ihn ein furchtbarer Gegner, Moawijah, der Ommajade, Statt-

halter von Syrien. Einige Jahre währte der Krieg; da entschlossen sich zwei Fanatiker, durch Ermordung der streitenden Häupter dem Volke Frieden zu geben. Ali und Moawijah sollten sterben. Die Verschwörer zogen von dem Tempel zu Mekka aus, jeder mit einem vergifteten Dolche; doch nur gegen Ali gelang, in der Moschee zu Kufa, die That. Seine Getreuen riefen Hassan, seinen ältesten Sohn, zum Chalifen aus, der aber der Herrschaft entsagte und sein Leben der Frömmigkeit widmete. Sein Weib, von Moawijah gewonnen, vergiftete ihn. Die Würde des Chalifen ging nun auf Hosein, den Bruder Hassans, über. Aber zu Damaskus hatte Moawijah den usurpirten Thron befestigt und für erblich erklärt; in Folge dessen trat nach seinem Tode Jezid, sein Sohn, die Regierung an, und somit wurde die Familie Mohammeds von der Herrschaft im Reiche des Propheten verdrängt. Indessen bewahrten viele echte Moslemin in ihrem Herzen eine fromme Treue für Fatimens Geschlecht. Bald nach der Thronbesteigung Jezids erhielt Hosein zu Medinah eine Liste von 140,000 Gläubigen aus Irak, welche ihn aufforderten als Chalif am Euphrat zu erscheinen, worauf er eilig mit einem kleinen Gefolge durch die Wüste zog, um das Reich in Besitz zu nehmen. Aber die Verschwörung war schon unterdrückt worden, und Hosein sah plötzlich seinen schwachen Haufen von zahlreichen Feinden umringt. Nach einem Kampfe, der an tragischen, erschütternden Scenen, an Zügen des Heldenmuths und der Hingebung wenig seines gleichen hat, sank endlich der Enkel Mohammeds unter den Streichen eines rechtgläubigen Mörders. Auf der Stelle, wo Hosein fiel, sowie unfern davon über dem Grabhügel von Ali, wurde später ein Denkmal und eine Moschee errichtet. Beide Orte, durch den Zulauf der Pilger belebt, erweiterten sich allmählig zu ansehnlichen Städten, Medsched Hosein und Medsched Ali, die noch heute von unzähligen Wallfahrern besucht werden.

Der Grad der Verehrung, welcher Ali und seinen Söhnen

gezollt wird, hat eine bleibende Spaltung unter den Moslemin veranlasst. Nicht nur schismatische, auch ketzerische Parteien entstanden in Mohammeds Reich. Die zahlreichste, demnach rechtgläubige Sekte ist die der Sunniten, welche neben dem Koran auch die Sunnah verehren. Sie theilt sich in vier untergeordnete Sekten, die nur in Nebenpunkten von einander abweichen. Ihnen feindselig gegenüber stehen die Aliten, welche die Sunnah verwerfen und von Jenen Schiiten, Abtrünnige, genannt werden. Doch nicht das mündliche Gesetz allein ist der Hauptgegenstand ihres Zwiespalts, sondern auch die Anhänglichkeit an Ali. Es giebt zwar keinen Muselmann, der nicht dem heldenmüthigen Gemahl Fatimens seine Verehrung und Liebe, dem tragischen Schicksal des Hauses Ali seine volle Theilnahme schenkte. Aber die Sunniten behaupten, dass die Folge der vier ersten Chalifen genau die Abstufung ihres persönlichen Werthes bezeichne, demnach Ali blos die vierte Stelle gebühre. Dagegen sind die Aliten, zu welchen vorzüglich die Perser gehören, von schwärmerischer, fast abgöttischer Verehrung für Ali, Hassan, Hosein und des letztern Abkömmlinge durchglüht; sie nennen Ali den ersten rechtmässigen Chalifen, Omar aber, durch dessen Feindschaft Ali am meisten litt, den Inbegriff der Abscheulchkeit oder den Teufel. Der Hass, den sie gegen ihn, wie gegen die beiden andern Usurpatoren, Abu Bekr und Othman hegen, steigt bis zur Wuth und spricht sich in vielen religiösen Gebräuchen und vor Allem in der unversöhnlichen Feindschaft gegen die Sunniten aus.

Ueber die mohammedanischen Sekten, welche gegenwärtig in Palästina und im westlichen Syrien wohnen, mögen einige allgemeine Mittheilungen hier ihren Platz finden.

Die Sunniten, die Hauptmasse der mohammedanischen Bevölkerung im türkischen Reiche, sind die Herren des Landes. Unter ihnen zeichnen sich die Nachkommen Alis sowie jene von Abbas, Onkel Mohammeds, durch einen grünen Turban aus, erhalten Jahrgelder aus dem öffentlichen Schatz

und geniessen manche Privilegien. Besonders geehrt sind die Nachkommen von Hassan, welche bis auf die neueste Zeit unvermischt in Mekka und Medinah sich erhalten haben, und über die beiden Städte als Scherifs, unter der Obergewalt des Sultan, eine geistliche und weltliche Herrschaft führen.

Die Metawileh haben in dem Distrikte Belad Beschara ihren Hauptsitz. Ihr Glaube ist dem der persischen Schiiten verwandt; aber sie werden hier als Häretiker angesehen.

Die Drusen sind auf dem Libanon zu Hause, wohnen aber auch westlich von Zaphet und in einigen Theilen des Hauran. Sie scheinen aus der alten mohammedanischen Sekte der Karmathier hervorgegangen zu sein, und der wahnsinnige el-Hakem, Chalif in Aegypten, wird als ihr Prophet angesehen. Die Sekte der Karmathier wurde um 891 von Abu Othman el-Karmath gestiftet, der in der Gegend von Kufa auftrat, und sich den Apostel des Hauses Mohammed, den Führer und das Wort des Heiles nannte. Eine vollendetere Lehre als jene Mohammeds war nach seiner Behauptung die von ihm gegebene; der Koran hatte nur einen mystischen Sinn; von vielen Verpflichtungen, die derselbe auflegt, wurden die Gläubigen freigesprochen; andere, die mehr geeignet schienen Schwärmerei zu nähren, vertraten ihre Stelle.

Die Drusen halten ihre religiösen Lehren und Gebräuche geheim; jedoch haben nicht wenige von ihren Büchern, welche die Dogmen ihrer Religion enthalten, ihren Weg zu den Bibliotheken Europas, besonders nach Rom und Paris gefunden.

Die Nusairiye haben ihren Hauptsitz auf dem Gebirge Dschebel Nusairiye, welches im Norden des Libanon sich nach Antiochien hin erstreckt. Sie machen ebenfalls aus ihrer Religion ein Geheimniss und richten sich oft äusserlich nach dem Bekenntnisse der sie umgebenden Einwohner. Auch sie werden für Abkömmlinge der alten Karmathier gehalten; im Uebrigen sind die Nachrichten über sie noch sehr unvollständig.

Die Ismaily, Ismaeliten, waren ursprünglich eine religiöse Unterabtheilung der Schiiten, in welcher die schwärmerische Sekte der Karmathier wieder auflebte. Hassan Ibn Sabah, 1090, sammelte die Anhänger des Ismael el-Sadik, des Gerechten, des sechsten Iman und Urenkels von Abu Bekr, zu einem Volke, dessen Religionseifer und Kriegsmuth einen weit über das nordpersische Hochland herrschenden Thron errichtete. Die Fürsten dieses Reiches, Scheik-el-Dschebel, Alten des Berges, blieben mächtig bis auf die mongolische Zeit. Nach der gewöhnlichen Meinung sind die jetzigen Ismaeliten in Syrien die schwachen Ueberreste der Assassinen, eines Stammes der Ismaeliten, welcher zur Zeit der Kreuzzüge so bekannt geworden ist. In diesen Zeiten war auf den Höhen des Libanon ein durch Religionsschwärmerei, durch Tapferkeit, Todesverachtung, durch blinden Gehorsam gegen seinen Herrn äusserst furchtbares Volk, welches, wie die Ismaeliten, sich Batheniten, Erleuchtete, nannte, und dessen Fürst, wie der ismaelitische, der Alte vom Berge hiess. Der Name der Assassinen, Meuchelmörder, ist blos der Ausdruck des Abscheus gegen die Mordthaten, welche von ihnen begangen wurden. Denn auf das Wort ihres Oberhauptes zogen die Assassinen mit Mordwaffen aus, das ihnen bestimmte Schlachtopfer niederzustossen, wo und wann immer sie es träfen. Nah oder fern von ihrem Lande, ja bis in die europäischen Länder verfolgten sie die dem Tod Geweihten und mordeten sie vor allem Volke.

Die heutigen Ismaily haben eine mystische Religion; ihr Hauptsitz ist noch immer das Kastell Masyad auf den Bergen westlich von Hamah.

Die Araber in Syrien.

Schon Mohammed hatte die Grenzen von Syrien betreten, jedoch ohne weitern Erfolg, als dass Kaled, das Schwert Gottes, die im Norden der Halbinsel wohnenden Stämme der

christlichen Araber bezwang. Aber der Krieg gegen die Ungläubigen auf der ganzen Erde war feierlich erklärt, und im ersten Jahre von Abu Bekrs Herrschaft, 632, zogen die unter der Fahne des Propheten vereinten Stämme, von Raubsucht und Fanatismus angetrieben, gegen das reiche Syrien, mit seinen herrlichen und festen Städten. Zuerst wurde die syrische Grenzprovinz im Osten des Jordan überschwemmt, das starke Bosra genommen und gleich darauf Damaskus angegriffen. Zur Rettung desselben und des ganzen Landes schickte Heraclius ein mächtiges Heer. Die Araber sammelten sich zu Aiznadin; der schreckliche Kaled und Amru, sein gleich schrecklicher Freund, sowie der milde Abu Obejdah führten den Befehl. Sie erfochten über Werdan, den Feldherrn der Griechen, einen glänzenden Sieg und eroberten das hartnäckig vertheidigte Damaskus. Viele Gräuelscenen, wie die Kriegswuth mit Fanatismus gepaart sie erzeugt, bezeichneten die Fortschritte der Saracenen, Schrecken lähmte den Widerstand. Viele Städte, unter ihnen Chalcis, Emesa, und Heliopolis (Baalbeck) beugten ihr Haupt.

Da raffte Heraclius seine letzte Kraft zusammen, den unermesslichen Verlust abzuwehren. Ein Heer, zahlreicher als das erste aus allen Provinzen zusammengezogen, eilte nach Syrien. Die Feldherren hatten Befehl, das Schicksal des Krieges schnell durch eine Schlacht zu entscheiden. Sie fand statt, 636, an den Ufern des Hieromax, eines Bergstroms, welcher vom Hermon herab in den See Tiberias fliesst, und war sehr hartnäckig, äusserst blutig und von schrecklicher Entscheidung. Der arabische Feldherr rühmte sich, 150,000 Ungläubige getödtet und 40,000 gefangen zu haben. Keine griechische Macht erschien mehr im Felde, und die Saracenen zogen umher, die noch übrigen Festungen zu bezwingen. Da fiel Jerusalem in die Gewalt der Bekenner des Islam; es fiel das starke Aleppo; Antiochia, die Hauptstadt des römischen Asiens, und, dessen Beispiel folgend, alle übrigen Land- und Küstenstädte Syriens und Phöniciens, selbst

Cäsarea, die stark befestigte Hauptstadt der Provinzen Palästinas, unterwarfen sich. Grosse Summen wurden als Lösegeld eingetrieben und ein bleibender Tribut den Ungläubigen auferlegt. Doch erhielt Jerusalem, als eine auch den Moslemin heilige Stadt, günstige Bedingungen.

In Folge dieser Siege waren die Araber Besitzer von ganz Syrien geworden; ihre Sprache, ihre Sitten, Gebräuche und Denkweise verschmolzen nach und nach mit denen der alten Einwohner derart, dass hierdurch und durch die häufigen Bekehrungen, sowie durch zahlreiche Familienbande zwischen Syrern und Arabern, Syrien und sein Volk ein arabisches Gepräge annahm. Auf ihren weitern kriegerischen Zügen im Norden trafen die Araber mit türkischen Horden zusammen, verpflanzten auf dieselben die Lehre Mohammeds und bereicherten durch starken Verkehr die wortarme türkische Sprache; ohnmächtige Chalifen untergruben ihre eigene Macht durch Bildung einer türkischen Leibgarde; ja sie gingen so weit, den Fremdlingen mehr Vertrauen zu schenken, als ihren eigenen Stammesgenossen, die wichtigsten Posten waren an Türken vergeben, und hierdurch der Ruin der arabischen Herrschaft vollendet. Das Waffenglück, das den Kreuzfahrern 1098, als sie das Fürstenthum Antiochia gründeten, lächelte, verliess sie 1171 wieder, als Saladin der kriegerische Kurde, den Thron der Fatimiten bestieg, und 1291 wurde auf den Mauern von Ptolemais die letzte Macht der Ritter vernichtet. Wie bekannt, wurde in späterer Zeit die bisher in ihrer Macht ungeschwächt gebliebene seldschuckische Dynastie durch die Mongolen gestürzt; die Mameluken allein konnten ihrer allseitig um sich greifenden Herrschaft widerstehen, und wurden nach Vernichtung derselben der Centralpunkt, aus welchem das jüngere Saracenenthum entstand. Die Reste christlicher Macht, namentlich mehrere Seeplätze und Festungen, welche die Republiken von Genua und Venedig in Kleinasien noch besessen hatten, wurden nach und nach von den türkischen Horden genommen, von Selim I. jedoch im

Jahre 1516 vollkommen vernichtet; und so ist Syrien jetzt von Völkern bewohnt, welche, obgleich sehr verschiedenen Ursprungs, durch den Einfluss des Klimas, sowie durch die mannigfachen Kreuzungen, die zwischen denselben Statt fanden, im Allgemeinen einen arabischen Charakter an sich tragen und nur wenige Merkmale besitzen, die ihre Herkunft zum Theil verrathen. Einzelne Völker allein leben in strenger Sonderung von den übrigen, wie im Norden von Syrien die Nussoris, welche man für Abkömmlinge der Phönicier hält; so in Mittelsyrien auf dem Felsen des Libanon die Maroniten und die Drusen; so in Palästina und in den grösseren Städten Syriens die Juden. Die Armenier, die Griechen, die Kurden und Türken, welche in Syrien leben, nehmen nicht minder ein arabisches Gepräge an.

Im Allgemeinen drängen sich bei näherer Beobachtung der Syro-Araber zwei Typen auf, von denen einer als assyrisch, der andere als semitisch bezeichnet werden kann. Gegen Norden ist eine derbere Körperbildung, mehr länglich-ovales Gesicht mit Habichtnase bei hellerer Farbe der Haut und der Haare mehr assyrisch; im Süden ein feinerer Körperbau mit dunklerer Haut- und Haarfarbe mehr semitisch. Interessant ist die Verschiedenheit der Körperbildung von Personen eines Stammes, je nachdem sie auf dem flachen Lande oder im Gebirge ansässig sind; bei grösserer Elevation ist das Physische kräftiger gebaut, die Haut heller, oft rein weiss, und die Hautfarbe lichter als bei den Bewohnern tiefer liegender Gegenden. Ebenso sind die Temperamente verschieden. Das sanguinisch-cholerische ist in der Gebirgsbevölkerung vorherrschend, phlegmatische, melancholische und nervöse Individuen sind in den Thälern und besonders in den Küstenstädten häufiger. Der jedoch überwiegende Typus körperlicher Bildung unter den Syro-Arabern ist folgender: sie haben eine Körperhöhe von 5 Fuss 5 bis 8 Zoll und sind muskulös; ihr Gesichtswinkel ist 80 bis 85°; sie haben einen sphärischen Schädel und längliche Gesichtszüge, die

Haare sind meist von schwarzer Färbung und leicht gekräuselt, die dicht bewachsenen, an der Nase sich begegnenden Augenbrauen, die enggeschlitzten Lider, die schwarzen Augen geben dem Antlitz ein düsteres Aussehen; die Nase ist fein geschnitten und leicht gekrümmt, das Kinn vorspringend, der Bart sparsam und gekräuselt; ihre Hautfarbe ist bräunlich in Nüancirungen zur weiss- und zur dunkelbraunen Färbung. Sie sind flink in ihren Bewegungen und zeichnen sich durch treffliche Sinnesorgane aus; sie sind schlau, falsch, unverträglich, fanatisch und grausam gegen ihre Feinde. Ihre Frauen sind sehr fruchtbar; beide Geschlechter erreichen bei ihrer einfachen und äusserst genügsamen Lebensweise und den vielen Abhärtungen, welche ihr Körper erfährt, meist ein hohes Alter.

Osmanen.

Die Osmanen bilden einen Zweig des türkischen Volkes, welches uralt ist; ihr Stammvater Türk ist nach der gewöhnlichen Annahme Togarmah, Enkel Jafets. Neuere Forschung glaubt aber, dass dieselben Tataren von der Wolga seien, und dass der Name Türk von dem Flusse Terek abgeleitet worden.

Nach türkischer Sage gründete zur Zeit Abrahams Oghus-Chan, der Sohn Kara-Chans, die türkische Herrschaft und Macht. Als seine sechs Söhne nennt die Sage den Chan des Tages, des Mondes, des Sternes, des Himmels, des Berges und des Meeres; jedem dieser Söhne giebt sie vier männliche Nachkommen, welche als die Väter der 24 vornehmsten türkischen Stämme angesehen werden. Nach dem Tode Oghus Chans theilten sich seine Nachkommen in das grosse Oghusische Reich.

Die Oghusen herrschten in Turkistan und im Lande zwischen dem Jaxartes und dem Oxus, in zahlreiche Kriege verwickelt mit Persiens Chosroen und Arabiens Chalifen.

Erst 4½ Jahrhunderte nach Mohammed nahm Salur, ein Abkömmling von Tak-Chan, mit 2000 Familien den Islam an; er nannte sein gläubiges Volk, zum Unterschiede von den noch nicht bekehrten Türken, Turkmanen (aus Turk und Iman, d. h. Glauben, zusammengezogen). Als jene sich in der Folge theils im westlichen Armenien, theils am östlichen Ufer des caspischen Meeres niederliessen, wurden die einen die westlichen, die andern die östlichen Turkmanen genannt, und ihre Gebiete heissen noch heute an beiden Orten das Turkmanenland. Die Nachkommen des Tak-Chan's vergrösserten ihr Reich bis an die Grenzen Sina's; sie entrissen der persischen Dynastie der Samaniden die Herrschaft von Buchara, zwangen dem noch unbekehrten Theile der Türken mit Gewalt den Islam auf und verschwägerten sich mit der aufsteigenden Herrscherfamilie Seldschuk.

Der türkische Stamm der Seldschuken sass am Ende des 10. Jahrhunderts um Buchara; er zertrümmerte die Obergewalt des Hauses der Samaniden und dehnte während 3 Jahrhunderte seine Herrschaft von dem caspischen Meere bis an das mittelländische aus. Am Ende des 13. Jahrhunderts begann die Macht dieses Reiches zu sinken, indem sich die Mongolen allseitig gegen dasselbe andrängten und 1307 durch Ermordung seines Herrschers Aladdin vernichteten. Das Reich der Mongolen war aber selbst seinem Untergange nahe; zu ohnmächtig die geraubten Länder zusammenzuhalten, mussten sie dieselben den verschiedenen Anführern turkomanischer Horden überlassen, die mit den getheilten Gebieten kleine turkomanische Staaten längs der Küste des Mittelmeeres bildeten.

Das osmanische Reich wurde am Anfange des 13. Jahrhunderts gegründet, die Geschichte des Hauses seines Gründers Osman oder Othman beginnt aber mit der seines Grossvaters Suleiman ein Jahrhundert früher. Suleiman Schah lebte als Anführer von 50,000 Seelen in Chorassan; nach seinem Tode, welchen er im Euphrat fand, zerstreuten sich

seine vier Söhne, die von ihrem Vater abhängigen Familien unter sich theilend; Erthogrul, der Tapferste von ihnen, leistete dem Sultan der Seldschuken in einem Kriege gegen die mongolischen Tataren Hülfe und erhielt dafür eine Besitzung an der Grenze von Angora; als sich nun Erthogrul mit seinem Sohne Osman auf einem Zuge gegen die Griechen auf's Neue auszeichnete, gab ihm der Sultan einen Theil des eroberten Gebietes, das heutige Sultanöni, als Lehen. Osman, der älteste von Erthogruls drei Söhnen und der eigentliche Gründer der osmanischen Macht, wurde vom Kriegsglücke sehr begünstigt; er unterjochte alle griechischen Schlossherren, die sein Gebiet umgaben, und da auch das Reich der Seldschuken in Trümmer zerfiel, so wurde im Jahre 1299 die osmanische Herrschaft fest begründet.

Aus geringen Anfängen entwickelte sich diese immer mehr und wuchs zu einer imposanten Macht heran, welche bedeutende Staaten mit gewaltigen Schlägen erschütterte und weite Kreise bedrohte. Von Kleinasien aus brachen die osmanischen Türken, furchtbar durch ihre unter kühner Herrschaft erstarkte Kriegsmacht, über den Hellespont, 1358, in Europa ein und errichteten über den Trümmern des untergehenden byzantinischen Kaiserthums auf dem Boden Griechenlands ihren Thron, von wo sie nach der Eroberung Konstantinopels, 1453, wie ein wilder Strom über viele Staaten längs der Donau und des adriatischen Meeres bis an die Thore Deutschlands, ja bis an die bairische Grenze sich ergossen, in Asien aber die Länder bis an den Euphrat, endlich auch in Afrika das mameluckische Sultanat Aegypten in ihre Hände brachten. Auf diesem hohen Gipfel der Grösse und Macht erhielt sich das türkische Reich jedoch nur bis zur Vollendung des vierten Jahrhunderts seit seiner Entstehung; nach dieser Zeit begann mit dem im Jahre 1699 abgeschlossenen Frieden zu Karlowitz sein Verfall, der heute mit rasch zunehmender Geschwindigkeit fortschreitet.

Die in Jerusalem lebenden Osmanen bilden den kleinern Theil der mohammedanischen Bevölkerung dieser Stadt. Zu ihnen gehören alle oberen und niederen Beamten der Administration, Justiz, Finanz und Polizei mit ihren Angehörigen, die Geistlichen, das ganze Militair der Garnison, Kaufleute und andere aus den türkischen Provinzen eingewanderte Personen.

Die Türken in Jerusalem sind gemischten Ursprungs. Griechenland, Albanien, Kleinasien, der Kaukasus und das Kurdenland haben hier ihre Repräsentanten. Die Osmanen von Turkistan bewahren des Türken Urtypus fast am reinsten; dieser lässt sich durch folgende Merkmale charakterisiren, wie: eine Körpergrösse von 5 F. 6 bis 9 Zoll, einen pyramidalen Schädelbau, eine breite, aber wenig hohe Stirn, eine dicke unförmliche Nase, schief nach oben und aussen stehende Augenspalten, grosse feurige Augen, breite fleischige Wangen, einen derben Knochen- und Muskelbau, braunen Teint, dunkles straffes Haar. Im Laufe der Jahrhunderte ist der Orginal-Osmanli vielfache Kreuzungen eingegangen, welche bedeutende Umgestaltungen seines Urtypus zur Folge hatten; daher findet man gegenwärtig unter den Türken Wesen von dem hässlichsten affenartigen Gesichtsschnitte in stufenweiser Veredlung bis zu zarter, feiner Gesichtsbildung mit erhabener Stirn, schön geformter Nase, kleinen lebhaften Augen, zartem Knochen- und Muskelbaue, schwarzem, leicht gekräuseltem Haare; jedoch giebt es auch blonde und rothhaarige Türken.

Charakter des Türken und des Moslem überhaupt.

Der Stolz des Moslem ist seine Religion, die der Koran als die einzig wahre darstellt. Der Mohammedaner hält fanatisch an der überlieferten Lehre fest, welche ihm seine Handlungsweise für alle Lagen des Lebens vorschreibt, und verachtet alle Jene, die einer anderen religiösen Richtung

folgen; denn der Koran sagt ihm ausdrücklich: „Suche nicht die Freundschaft der Ungläubigen, du wirst sonst ihnen gleichen; meide sie, sie könnten dich verwirren; setze Grenzen deiner Neugierde, sie wird Ursache deiner Untreue.“ An einer andern Stelle: „Der Muselmann bedarf keines Freundes oder Beschützers unter den Ungläubigen; wenn einer derselben stirbt, bete nicht für ihn, bleibe nicht an seinem Grabe stehen, da er sich weigerte an Gott und an seinen Propheten zu glauben; ihrer wartet die Hölle.“ Begegnen sich Muselmänner, so rufen sie sich freundliche Worte des Grusses zu und begleiten dieselben mit einer Bewegung der rechten Hand vom Munde zur Stirn; letzteres thun sie jedoch dem Europäer gegenüber eben so wenig, wie sie die ihnen dargereichte Hand zu ergreifen und zu drücken sich herbeilassen; unter den jüngern Leuten finden sich in dieser Beziehung manche Ausnahmen.

Es ist aber unstreitig, dass sich der Muselmann im laufenden Jahrhundert durch die immer zunehmende Berührung mit den Europäern und durch die von denselben auf das türkische Gebiet verpflanzten Kenntnisse und abendländischen Einrichtungen in seinem primitiven Charakter wesentlich geändert hat. Verkehr mit der Welt, Erkenntniss der grossartigen Schöpfungen des menschlichen Geistes und der Rückblick auf die niedere Stufe der Ausbildung, auf welcher ihre Glaubensgenossen in Folge der Absonderung stehen, minderte bei Vielen den Fanatismus; sie lernten den Werth der Wissenschaften kennen und die Träger derselben achten, weshalb sie auch toleranter gegen die Bekenner anderer Religionen wurden.

Dem Türken können Herzensgüte und Wohlwollen nicht abgesprochen werden; er ist aber vorsichtig in der Aeusserung derselben und prüft lange, bevor er urtheilt; ist er jedoch von dem rechtlichen und biedern Charakter einer Person überzeugt, so legt er auch eine Anhänglichkeit und eine Dankbarkeit an den Tag, die alle Achtung verdienen. Findet

er sich später enttäuscht, so weiss er auch sehr klug seine veränderten Gesinnungen zu verbergen; er vermag den Schmerz über ein ihm zugefügtes Unrecht, über die Verletzung seines Ehrgeizes lange unter der Maske der grössten Freundlichkeit zu verdecken, bis ihm Zeit und Gelegenheit günstig scheinen, dem lange unterdrückten Grolle freien Lauf zu lassen.

Der Moslem ist mitleidig gegen seine Glaubensgenossen; selbst der wenig Bemittelte wird keinen Armen ohne Unterstützung von sich weisen. Auch auf die Thiere erstreckt sich sein Mitleid, und Thierquälerei ist ihm ein Greuel. Schon der Koran befiehlt ihm: Bienen, Ameisen, Krähen, Schwalben und Frösche zu schonen, hingegen Raben, Schlangen, Skorpionen, wüthende Hunde und wilde Thiere zu tödten. Er wird daher gefundenes Ungeziefer lieber von sich werfen, als es vernichten. Er ist gastfreundlich, beherbergt willig jeden Fremdling und überhäuft ihn mit Beweisen der Aufmerksamkeit. Durch diese Gastfreundschaft allein wird auch das Reisen im Innern des Landes, wo Gasthöfe nicht bestehen, ermöglicht. Im gewöhnlichen Leben wortkarg und ernst, wird er bei der Conversation munter und durch seinen Mutterwitz unterhaltend; er giebt seiner Sprache kluge Wendungen, die bald mit ihrem Doppelsinn, bald mit der daran geknüpften zarten Schmeichelei überraschen. Er ist höflich, zuvorkommend, dienstfertig, aber unzuverlässig und mindestens sehr oft unpünktlich in der Erfüllung seines Versprechens. Es ist nicht Sitte ein Gesuch direct abzuschlagen; kann dasselbe nicht erfüllt werden, so finden sich mit der Zeit Entschuldigungsgründe in Menge. Der Muselmann vermag selbst im heftigsten Zornanfalle die ihm eigene Würde zu behaupten, und ist, wenn sein Interesse es erheischt, leicht versöhnlich; überhaupt wird er im Verkehr mit der Welt und in Amtsverhandlungen häufig vom Eigennutze beherrscht.

Die Masse des Volkes ist von Vorurtheilen der seltensten Art befangen; sie glaubt an Geister, Hexen, an das Er-

scheinen der Verstorbenen u. dgl., sie besitzt eine Leichtgläubigkeit, eine Empfänglichkeit für Alles, was fremd und wunderlich klingt. Das Volk hat wenig Sinn für Symmetrie. Sein Geschmack in Farbe der Kleidung und Zimmereinrichtung ist sonderbar; es findet Gefallen am Grellen und Lebhaften; es liebt Verzierungen, Blumen, glänzendes Spielzeug und Musik mit eben so grosser Leidenschaft, wie süsse Gerichte; beim Tanze ergötzt es sich mehr am Zusehen als an der Theilnahme; es huldigt der Pfeife, dem Kaffee, und nur selten den geistigen Getränken; es ist genügsam und verzichtet lieber auf manche Bequemlichkeiten des Lebens, als solche durch vielfache Bemühungen zu erkaufen. Die türkische Nation ist zur Sorglosigkeit geneigt, ein charakteristischer Zug, der seinen Hauptgrund in dem glücklichen Klima und den reichen Ernten, die selbst einer leichten Bearbeitung der Felder folgen, haben mag; sie hasst die Bewegung und anstrengende Arbeiten; selbst die Knaben finden am Laufen und gymnastischen Uebungen wenig Gefallen. Sie liebt, wenn der Glücksstern leuchtet, das Gepränge, besonders eine zahlreiche Dienerschaft, lebt in ruhiger Behaglichkeit im Familienkreise dahin, ohne sich weiter um die Welt zu bekümmern; aus diesem Grunde verlässt der Türke seine Vaterstadt nur im Drange der Verhältnisse, oder in der Absicht, dem Gebote Mohammeds, einmal im Leben nach Mekka zu pilgern, nachzukommen, sonst aber ist ihm die Lust zum Auswandern völlig fremd.

Im Allgemeinen verschmäht der Türke jede Neuerung und ist nicht modesüchtig; die älteren Leute tragen ihre althergebrachte Kleidung; sogar Handschuhe zu gebrauchen ist unschicklich. In den Händen tragen sie einen Kranz kleiner Kügelchen von Aloeholz, Glas, Korallen oder Perlen, einem christlichen Rosenkranze ähnlich, der ihnen in freien Stunden, indem sie die Kügelchen hin- und herschieben, zum Zeitvertreibe dient. Die jüngere Generation kleidet sich europäisch, aber einfach; ein Rock mit stehendem Kragen und die rothe

Mütze unterscheidet sie von den Franken. Der orthodoxe Muselmann wird nie einen Regen- oder Sonnenschirm tragen, da es ihm sündhaft scheint, den Segen des Himmels von sich abzulenken; er schützt sich nur durch eine Kaputze vor dem Regen, durch ein Tuch oder die Seidenquaste seiner Mütze vor der Sonne. Er zieht Kleiderbürsten von vegetabilischen Stoffen den gewöhnlichen vor, da ihm der Koran die Berührung Alles dessen, was vom Schweine herkommt, verbietet. Ein Porträt anfertigen zu lassen, was vom Koran untersagt ist, wagte man erst in neuerer Zeit.

In seinem festen und unerschütterlichen Glauben an ein Fatum fügt sich der Moslem in alle Lagen des Lebens mit einer Ruhe und einem Gleichmuthe, die jede kräftige Reaction gegen ein stürmendes Missgeschick verhindern. Ergeben in Alles, was über ihn kommen mag, lebt er ruhig dahin, im Bewusstsein, dass ihm die Gegenwart nur das längst Bestimmte gebracht, den siehersten Trost findend. Er verliert seinen einzigen Sohn, sein liebstes Kind, seine theuerste Gattin, Unglück macht ihn arm und zwingt ihn, seit Jahren gewohnter Bequemlichkeiten des Lebens zu entsagen, nie wird er murren, oder den Schmerz in seiner Brust auf eine der Gesundheit oder dem Leben nachtheilige Weise nähren. Der Ausspruch: „Gott ist gross! er gab es, er nahm es auch!“ beruhigt ihn vollkommen; sein fester Glaube giebt ihm Zufriedenheit und Hoffnung. Selbst derjenige, welcher für manche andere Satzungen des Islam weniger empfänglich ist, wankt in dieser Hinsicht nicht. Betrübende Ereignisse haben daher auf den Geist und das Gemüth der Moslemin nie jenen mächtigen Einfluss, den sie auf Andere zu üben im Stande sind, und erzeugen auch nicht die in Europa nicht seltenen grossen moralischen Leiden, welche manchmal Geistesstörung oder Selbstmord zur traurigen Folge haben.

Das Fatum zerfällt in das für die Schicksale während des Lebens, Kismet, und in das für die Todesart, Etschel, welches zweifach ist: Etschel musema, natürlicher Tod, und

Etschel Kasa, durch einen Zufall, wie im Kriege, durch Blitz, Feuer, Wasser. Der Koran drückt sich hierüber so aus: „Das Ende des Lebens ist festgesetzt, keiner kann es beschleunigen oder verschieben, es kann sich nur das ergeben, was der Ewige bestimmt hat; alles Unglück, was Euch widerfährt, war geschrieben in dem Buche, bevor es Euch traf.“ Ueber die Völker sagt er: „Kein Volk kann die für seinen Untergang bestimmte Zeit in ihrem Laufe aufhalten, jede Nation hat ihr festgesetztes Ziel, und der Himmel widerruft nie die Bestimmungen, die er einmal getroffen hat.“

Die im Leben sich kundgebende Resignation verlässt den Moslem auch in den schmerzlichsten Krankheiten und in den letzten Augenblicken seines Lebens nicht. Ohne Widerspruch hat in früherer Zeit der Pascha, dem ein gewaltsamer Tod vom Sultan zugedacht war, nur um die nöthige Zeit, sein Gebet zu verrichten und seine Familienangelegenheiten zu ordnen, und erwartete sein nahes Ende mit Ruhe und Ergebung in das Fatum.

Das Duell ist nicht gebräuchlich; es scheint dem Türken lächerlich, da der Beleidigte noch überdies sein Leben einbüssen kann. Uebrigens ist es sowohl vom Gesetze als von der Religion verboten.

Aethioper, Berber und Neger.

Die meisten Repräsentanten dieser Völker in Jerusalem leben im Zustande der Sklaverei. Der öffentliche Verkauf der Sklaven ist zwar in der Türkei seit 1847 verboten, der Handel geht aber doch privatim fort, er ist von den mohammedanischen Sitten untrennbar. So besitzt der Sultan Sklavinnen, die nach der Geburt eines Kindes mit besondern Ehren überhäuft werden. Im Allgemeinen kann man sagen, dass die Sklaven sehr milde behandelt werden; sie leisten nur den gewöhnlichen Hausdienst und werden mehr als zur Familie gehörig betrachtet.

Die Aethioper in Jerusalem stammen von den äthiopischen Nomadenstämmen ab, die aus einer Vermischung von Libyern, Arabern und Kaukasiern mit dem Neger entstanden sein sollen. Die dunkle, ja schwarze Farbe der Haut, die aber nicht, wie bei den Negern, sammetartig ist, ein grosses feuriges Auge, reichliches, gekräuseltes Haar bei dünnem Barte, ein ovales Gesicht mit auswärts gebogener Nase, rundliches Ohr, ein schmächtiger, jedoch wohlgegliederter Leib sind die in die Augen springenden Merkmale dieser Afrikaner.

Diesen verwandt sind die nubischen Berber. Bei einem ähnlichen feinen Körperbau ist ihre Hautfarbe heller. Die Stirn zeigt gewöhnlich zwei rundliche Vorsprünge oberhalb der Augenbrauen und ist niedriger und schmäler als das Hinterhaupt. Das Gesicht ist lang und oval mit gekrümmter spitzer Nase; die Lippen sind dick, das Kinn klein, Bart und Augenbrauen dünn, die Augen gross, die Haare leicht gekräuselt, ohne jedoch wollig zu sein. Mässigkeit, Liebe zur Musik und zum Erwerbe, Beharrlichkeit und Treue bilden die hervorragenden Züge in ihrem Charakter. Man findet in Jerusalem mehrere Berber, welche frei sind und von ihrem Erwerbe leben.

Die Neger sind in Bezug auf die Bildung des Gesichtes in zwei verschiedene Typen gesondert. Der eine zeichnet sich durch eine sehr geneigte obere Kinnlade und ein verlängertes Gesicht aus, der andere durch breite Gesichtsknochen und mehr geraden Oberkiefer. Die vorzüglichsten Charaktere des Negerkopfes sind die Abplattung der Stirn, der Nase und des ganzen Gesichtes in geneigter Fläche, daher ein Gesichtswinkel von wenig über 70°. Die Stirn ist niedrig und zusammengedrückt, ebenso die Schläfe; die Nasen- und Augenhöhlen sehr geräumig und winkelig; die Kiefer massiv mit hervorspringenden Jochbeinen; die Zähne immer sehr lang, breit und weiss. Der Hals ist kurz; der Brustkasten gross und mehr gewölbt als bei dem Europäer. Die

Extremitäten und Finger sind sehr verlängert. Die Hautfarbe geht von Braun zum Atlasschwarz, in der Hand- und Fussfläche ist sie viel heller; die Haut zeigt wegen der starken Entwickelung des Drüsenapparates einen besondern sammetartigen Charakter. Ihre Farbe verdankt sie der Ablagerung von Pigment in ganz regelmässige polyedrische Zellen. Die Farbe der Bindehaut in den Augen ist fast immer gelb und schwarzgefleckt in den Winkeln. Die Haare bilden eine wollige Perrücke; Bart und Kinnhaare sind sehr sparsam angebracht. Das Blut der Neger ist dick, schwarz und pechartig, und das Blutwasser immer sehr gelb. In Bezug auf die Sinne ist zu bemerken, dass das Gesicht der Neger sehr mittelmässig, dagegen das Gehör mehr als bei dem Europäer entwickelt ist. Geschmack- und Geruchsvermögen scheinen sehr mächtig, aber darum nicht besonders ausgebildet, denn die Neger essen Alles, und die nach unseren Begriffen übelsten Gerüche sind ihnen angenehm. Der Ausdruck im Gesichte der Neger zeigt nicht jene Verschiedenheiten, welche die weissen Menschen auszeichnen. Ein dunkler Schleier deckt mehr oder weniger die Bewegungen der Seele; nur die Augen verrathen diese, die übrigen Theile des Gesichtes zeigen Apathie. Die Fähigkeit der Neger ist auf die Nachahmung beschränkt. Der Trieb zur Sinnlichkeit und zum Putze ist der mächtigste Hebel in ihrem ganzen Lebenskreise. Das Negerkind ist bei der Geburt hellgrau; das Pigment entwickelt sich allmählig und erreicht nach drei Jahren seine Vollkommenheit.

Die Eunuchen sind entweder Neger, Aethioper oder Berber; sie behalten als solche die charakteristischen Züge des Volkes, dem sie angehören. Man bildet sie in Afrika, besonders in dem Sultanate Darfur, wo die Glieder der regierenden Familie diesen Act als ein altes Privilegium ausüben. Die dieser blutigen Operation in den ersten Lebenswochen unterworfenen Kinder werden in heissen Sand bis zum Nabel eingegraben, worin sie vier Tage hindurch bleiben;

von 100 Operirten sterben 50 bis 60. Der Eunuche gleicht noch immer dem Manne durch seine Vorliebe für Waffen, Pferde u. s. w.; er ähnelt dem Weibe durch den entschiedenen Geschmack für gewisse Arbeiten, wie z. B. Spinnen und Stricken und durch die Neigung zum Putze. Die Entwickelung des Körpers bleibt immer mehr oder weniger verkümmert; Knochen und Muskeln sind klein und schwach, die Haut trocken und erschlafft. Auffallend ist der dichte Haarwuchs am Kopfe, während er an anderen Stellen des Leibes gänzlich mangelt. Das Alter eines Verschnittenen ist schwer zu bestimmen, nur giebt die Menge der Hautfalten und der Verlust des Hautpigmentes an verschiedenen Stellen des Rumpfes einigermassen eine Richtschnur. Dem Eunuchen fehlt jene Haltung, jene Markirung der Gesichtszüge, jene Festigkeit in Gang und Sprache, welche dem Manne eigen sind; an Energielosigkeit in allen Funktionen leidend, den Ausdruck der geistigen und physischen Schwäche in der Physiognomie tragend, vegetirt der Unglückliche dahin, sich der Pfeife und des Kaffees erfreuend. Er ist eifersüchtig, stolz, eigensinnig und sehr zum Hasse geneigt, jedoch auch der Liebe fähig, mehr den Weibern als den Männern zugethan. Der Eunuchen-Chef des grossherrlichen Palastes hat sogar einen Harem; er steht im Range der höchsten Staatsbeamten.

In Bezug auf die Vermischung der Syro-Araber und der Türken mit den dunkeln Menschen, wie sie in Jerusalem manchmal vor sich geht, ist Folgendes zu bemerken. Ist der Vater ein Weisser und die Mutter eine Negerin, so sind die Kinder mehr dieser als jenem ähnlich, und bedürfen einer und selbst zwei Kreuzungen mit Weissen, um dem weissen Stammvater gleich zu werden. In der ersten Generation tragen die Kinder die Negerperrücke bei bräunlicher Hautfarbe; doch schon in der zweiten wird das Haar schlichter und die Haut heller. Das Kind aus der Mischung eines Negers mit einer Weissen, was übrigens sehr selten vorkommt,

ist nur ausnahmsweise lebenskräftig. Die Mischung der Syro-Araber und der Türken mit Aethiopern und Berbern folgt demselben Gesetze; die Kinder, welche aus diesen Verbindungen hervorgehen, gleichen in der zweiten Linie den Portugiesen und Spaniern, nur ist das Gesicht ausdruckslos. Die Mehrzahl solcher Kinder sind Mädchen. Im Allgemeinen erzeugen die Kreuzungen weisser Männer mit farbigen Frauen nur bei vollkommener Gesundheit beider Theile eine lebensfähige Generation; sonst sind die Kinder siech und sterben gewöhnlich in der frühesten Jugend.

Moscheen.

Von den beiden grossen Moscheen, Es-Sachrah und El-Aksa, ist bereits bei der Beschreibung der Tempelarea gesprochen worden; es bleibt noch übrig, einige kleinere zu erwähnen.

Die Moschee Mulavieh liegt in geringer Entfernung vom Damaskusthore. Sie sieht äusserlich einem grossen zweistöckigen Hause ähnlich; ihr Inneres ist durch einen Holzboden in einen untern Raum, welcher die eigentliche Moschee ist, und in einen obern, der als Wohnung benutzt wird, getheilt. Die Moschee soll früher ein Kloster gewesen sein; man sieht noch im Altargewölbe Spuren von christlichen Frescomalereien. Mit der Moschee ist ein ehemaliges Kloster der Derwische verbunden, welches jetzt nur einige von diesen beherbergt. Das Minaret neben der Moschee bietet von seiner Spitze, die man für den höchsten Punkt der Stadt hält, eine schöne Aussicht über die Stadt und Umgegend.

Die Moschee Hamra, Medeneh el-Hamrah, liegt nördlich von dem Haram und ist unbedeutend.

Die Moschee Abd es-Samed liegt in der Nähe der Grabkirche; ihr Minaret ragt sehr hoch, gerade dem Glockenthurme der Kirche gegenüber, empor. Sie wurde am Ende des 12. Jahrhunderts errichtet und ist jetzt sehr baufällig.

Die Moschee el-Omari liegt im Viertel der Juden; sie ist ebenfalls sehr alt und soll früher eine Kirche gewesen sein.

Eine Moschee bei der Citadelle ist zertrümmert; dagegen ist das Minaret in der Citadelle noch in gutem Zustande.

Ausser den Moscheen mit Minaret findet man eine Anzahl Bethäuser, denen dieser Thurm fehlt. Von den letztern sind die Moschee Abu Madian im Haret-el Mogharibeh und die Moschee El-Osbakieh die besuchtesten.

Im Allgemeinen ist der Bau der kleinen Moscheen sehr einfach. Das Innere besteht gewöhnlich aus einer leeren, gewölbten Halle mit weiss übertünchten Wänden und einem gepflasterten Boden, der mit Schilfmatten belegt ist. Ausser den zahlreichen Lampen, welche von der Wölbung herunterhängen, und den stellenweise angebrachten Inschriften von Sprüchen aus dem Koran sieht man nichts Besonderes. Bänke zum Sitzen sind nicht vorhanden; die zur Andacht versammelten Moslemin sitzen oder knieen auf dem Boden, welcher sehr reinlich gehalten wird. Die Besucher legen nicht nur vor dem Eintritte in die Moschee ihre Schuhe ab, sondern sorgen auch in jeder Weise für die Reinlichkeit des Fussbodens.

Schulen.

Die Mohammedaner in Jerusalem besitzen 8 bis 10 grössere und mehrere kleinere Elementarschulen. Das Schullocal, welches gewöhnlich in der Nähe einer Moschee liegt, ist eine kleine, feuchte, kellerartige Stube, die nur durch die offenbleibende Thüre spärliches Licht empfängt. Auf dem Boden ist eine grosse Strohmatte ausgebreitet, auf der 20 bis 30 Knaben, von 5 bis 12 oder 15 Jahren, die Füsse untereinander geschlagen, in einem Kreise kauern, in dessen Mitte der mit einem Stocke bewaffnete Lehrer sitzt. Jeder Knabe hat eine hölzerne Tafel vor sich, worauf der Lehrer die Auf-

gabe schreibt, welche der Knabe unzähligemal liest und, wenn sie erlernt ist, wegwischt. Gedruckte Bücher, die ja alle von Ungläubigen herrühren, werden in der Schule nicht gebraucht, das Lesen beschränkt sich daher nur auf den geschriebenen Koran. Bei den Lesetübungen schreien die Knaben entsetzlich und neigen sich vor- und rückwärts, wie die erwachsenen Mohammedaner während ihrer Andacht, ein alter Brauch, den alle Orientalen beim Beten und Studiren beobachten. Hauptsächlich wird in diesen Schulen das Memoriren der mannigfaltigen Gebetformeln, das Lesen des Koran und ein wenig Schreiben gelehrt. Dass die Lehrer dieser Schulen keiner besonderen Bildung bedürfen, ist selbstverständlich; sie sind manchmal Inhaber eines kleinen Geschäftes, eines Ladens u. dgl. und betreiben das Lehrfach nur als Nebenbeschäftigung. Es giebt auch halbblinde oder mit andern Gebrechen behaftete Lehrer; solche Unglückliche, die keinen andern Erwerb finden, suchen auf diese Weise ihr Leben zu fristen. Ungebührlichkeiten der Knaben werden oft mit körperlicher Züchtigung bestraft; in einem solchen Falle erhält der festgehaltene Knabe leichte Stockschläge auf die Fusssohlen. Bemerkenswerth ist, dass die Moslemin von der Strasse aus dieser Züchtigung ruhig zusehen und sie auch gutheissen. Diese Schulen sind Privatunternehmung; der Lehrer empfängt für seine Bemühung von jedem Knaben ein geringes Schulgeld. Mädchenschulen haben die Mohammedaner nicht.

Auf diese Art und Weise wird der Elementarunterricht ertheilt, der im Ganzen nicht mehr als ein wenig Lesen und Schreiben umfasst. Es giebt daher nicht viele Mohammedaner in Jerusalem, die ihre Muttersprache fertig schreiben können; wer dieses vermag, wird schon zu der gebildeten Klasse gerechnet. Diesem Mangel allgemeiner Bildung verdankt mancher arabische Schreibkundige seinen Lebensunterhalt, indem er, in öffentlicher Bude sitzend, andern Leuten mit Lesen und Schreiben gegen Entschädigung aushilft.

Ausser den Elementarschulen besitzen die Mohammedaner auch höhere Lehranstalten, Medrisset, in welchen der Unterricht im Koran und in der Sunnah ertheilt wird. Im Norden der Tempelarea befinden sich einige dieser Schulen, unter denen die Medrisset Schech Said Nassir die angesehenste ist. Ausserhalb des Haram giebt es noch: Medrisset Schech Daud, Medrisset Schech Mohammed und Medrisset Schech el-Mogharibeh.

Hospize und Hospitale.

Das Hospiz Tekieh. Das Blindenhospital. Das indische Hospiz. Die Hütten der Aussätzigen.

Das Hospiz Tekieh el-Fakara, Armenhospiz, von den Franken Helenahospital genannt, ist sehr geräumig, so dass es zwei Drittel der Strasse Haret el-Tekieh einnimmt. Das Gebäude ist von schönen, zwei Fuss im Quadrat grossen Granitsteinen aufgeführt, welche durch geschmolzenes Blei und eiserne Nägel mit einander verbunden sind. Zwei prächtige Thorwege, die von grossen, reich verzierten Marmorsteinen in wechselnden rothen und weissen Reihen gebaut sind, führen in die Anstalt. Ueber den Portalen sind arabische Inschriften aus dem 13. Jahrhundert angebracht, woraus hervorgeht, dass das Hospiz schon damals von den Moslemin für die Pilger benutzt wurde. Das Innere des Gebäudes, welches theils in Trümmern liegt, theils zu einer Mühle und einem Pferdestalle dient, zeigt noch immer Spuren der grossen Pracht, mit welcher dieses Denkmal der maurischen Baukunst und moslemischer Wohlthätigkeit ausgestattet war. Besondere Aufmerksamkeit zieht die Küche auf sich, in welcher zwei grössere und zwei kleinere kupferne Kochkessel sich befinden, von denen jeder grössere 12 F. im Umfange bei 3 F. Tiefe, und jeder kleinere 9 F. im Umfange hat. In diesen Kesseln wird täglich eine grosse Menge

Reissuppe und am Freitag noch dazu Gemüse mit Hammelfleisch gekocht, Speisen, welche nebst Brod an die armen Moslemin, die sich in dieser Anstalt einfinden, reichlich vertheilt werden.

Der Name Helenahospital rührt von der Annahme her, dass die Kaiserin Helena dieses Hospital gestiftet habe. Einer andern Meinung zufolge waren die Tempelherren die Gründer und Bewohner dieses Hospizes. Nach arabischen Schriftstellern bestimmte Saladin im Jahre 1192 dieses alte Gebäude zu einem Hospital, in welches er Arzeneien aller Art bringen liess; diese Angabe scheint mit den über den Portalen angebrachten Inschriften übereinzustimmen.

Das Blindenhospital, Robat, liegt ebenfalls in der Haret et-Tekieh, in der Nähe des Hospizes Tekieh. Das ansehnliche Gebäude besteht aus einem grossen Hofe und vielen Zellen. Die Zahl der in der Anstalt wohnenden Blinden, von denen einer Pförtner ist, beläuft sich auf 15 bis 20. Ihre Nahrung erhalten die Spitalbewohner aus dem nahen Hospiz Tekieh. Manche von diesen Blinden, die eine schöne Stimme besitzen, versehen den Dienst des Mueddin, Rufers zum Gebete. Sie werden sogar den Nichtblinden vorgezogen, weil sie nicht im Stande sind, von der Höhe des Minaret auf die Häuserterrassen der in der Nachbarschaft wohnenden Familien neugierig zu blicken.

Das indische Hospiz, Sawieh el-Echnut, liegt dem Blindenhospitale gegenüber. Es dient den indischen Pilgern zum kostenfreien Aufenthalte.

Die Hütten der Aussätzigen, von den Arabern Biut el-Masakin oder Häuser der Unglücklichen genannt, lagen früher auf einem abgesonderten Platze neben der Stadtmauer, in der Nähe des Zionsthors. In zwanzig kleinen, sehr schlecht gemauerten Häuschen, die 6 bis 8 F. hoch, mit einem Dache von Reisig und Erde bedeckt und nur mit Eingangsöffnungen nach der Stadtmauer hin versehen waren, wurden bis auf die jüngste Zeit die Aussätzigen aus

Jerusalem und der Umgegend untergebracht. In diesen elenden Hütten wohnten etwa vierzig dieser Unglücklichen beider Geschlechter mit Kindern, meistens Mohammedaner und nur einige Christen. Hier lebten diese erbärmlichen Geschöpfe, die man nicht ohne Schauder anblicken kann, unter sich, von der menschlichen Gesellschaft ausgestossen, in einem Zustande, den man thierisch nennen könnte, wenn er nicht noch jammervoller wäre. Gegenwärtig sind die Aussätzigen in einem aus vier grossen Zimmern bestehenden Hause ausserhalb der Stadt in der Nähe des Nechemiasbrunnens untergebracht. Dieses Haus ist auf Anordnung der Regierung errichtet worden; die nöthigen Gelder dazu hat dieselbe bei den verschiedenen Religionsgenossenschaften sammeln lassen, und auf Rechnung des Sir Moses Montefiore wird noch ein fünftes Zimmer angebaut.

Alles, was zum Leben dieser Armen nöthig ist, müssen sie sich durch Betteln verschaffen. Von Seiten der Regierung wird weder für den Lebensbedarf noch für ärztliche Behandlung dieser Unglücklichen gesorgt, was um so mehr zu bedauern ist, da die Krankheit in gewissen Arten und Graden nicht absolut unheilbar ist. Die Gewohnheit der Orientalen, die Leprösen in eigene Quartiere zu verweisen, mag mehr in dem Ekel, den der Anblick solcher Kranken erregt, als in der Annahme eines Ansteckungsstoffes ihren Grund haben, denn die Ansteckungsfähigkeit der gegenwärtigen Lepra ist noch sehr zu bezweifeln.

Näheres über die Lepra wird der weiter unten folgende Abschnitt „Medicinische Verhältnisse“ enthalten.

IX.

Die Christen.

Die christlichen Bewohner Jerusalems gehören theils den orientalischen Confessionen, theils den occidentalischen an. Zu den erstern gehören die Griechen, Armenier, Syrer, Georgier, Abyssinier und Kopten, zu den letztern die Lateiner und Protestanten.

Griechen.

Die Griechen orthodoxer Kirche bilden die grösste Gemeinde der christlichen Bevölkerung in Jerusalem; ihre Zahl beträgt etwa 3000 Seelen. Sie sind alle Landeseingeborne, die mit dem griechischen Volke keine Nationalverwandtschaft haben und nur so genannt werden, weil sie zur griechischen Kirche gehören. Ihre Sprache, sowohl die des Umgangs als die in ihren Kirchen gebräuchliche ist die arabische. Ihre Priester sind eingeborne Araber, dagegen sind die höhern Geistlichen und die Mönche in ihren zwölf Monasterien, sowie die Nonnen in den 5 Klöstern Griechen von Geburt, meist Eingeborne des griechischen Archipelagus. Die griechische Kirche steht unter dem Patriarchen von Jerusalem, zu dessen Jurisdiktion acht Bisthümer, sechs in Palästina und zwei im ostjordanischen Gebiete, gehören. Sein Vicarius führt den Titel Wakil. Wenn in frühern Zeiten die Griechen in ihrer Armuth genöthigt waren, im Abendlande Beiträge

zu sammeln und sogar ihr Silbergeschirr und ihre sonstigen Kostbarkeiten zu verpfänden, so machen jetzt Reichthum und Grösse die griechische Gemeinde zu einer der mächtigsten und angesehensten.

Ausser den orthodoxen Griechen leben auch griechische Katholiken in Jerusalem. Diese Sekte hat ihren Ursprung in einer Trennung von der griechischen Kirche in Syrien. Die Griechen, die sich anderwärts dem Papste unterworfen, haben sich mit der lateinischen Kirche verschmolzen. Die griechischen Katholiken in Syrien dagegen sind eine Sekte für sich, welche eine orientalisch-katholische Kirche bildet. Bis in die neuere Zeit existirte diese Sekte nur in Syrien, jetzt hat sie sich auch nach Aegypten ausgebreitet. Die griechischen Katholiken geniessen noch dasselbe Vorrecht, wie ihre Landsleute der griechisch-orthodoxen Kirche, ihren religiösen Cultus in ihrer Landessprache zu halten, richten sich nach dem orientalischen Kalender, wie früher, und ihren Priestern ist es noch gestattet zu heirathen. Ihr Patriarch hat seinen Sitz in Damaskus, und seine Diöcese dehnt sich bis nach Aegypten aus. Die höhere Geistlichkeit besteht meistens aus gebornen Arabern, die in Rom ihre Ausbildung erhalten haben. Diese Sekte umfasst viele von den wohlhabendsten Christen in Syrien und besitzt grossen Einfluss.

Armenier.

Die armenischen Christen trennten sich, wie bekannt, im Jahre 455 auf dem Concil zu Chalcedon von der orthodoxen Kirche und wurden seitdem als Schismatiker von dieser angesehen und bitter gehasst. Der Katholikos, welcher im Kloster Etschmiazin bei Erivan seinen Sitz hat, ist ihr kirchliches, vom Papste unabhängiges Oberhaupt und das Band, das alle ihre zerstreuten Gemeinden in Ost und West als eine Brüderschaft zusammen hält. Seine beiden Vicarien sind die armenischen Patriarchen, die in Jerusalem und in

Konstantinopel residiren. Die schismatischen Armenier in Jerusalem, deren Zahl etwa 1500 Seelen ausmacht, sind im Besitze des grössten Reichthums, Wohlstandes und des angesehensten Klosters in Jerusalem, wie der reichsten Kirche, die an Grösse alle anderen übertrifft. Sie sind meistens Kaufleute, Agenten und Consulatsbeamte. Ihr Patriarch geniesst in Jerusalem ein grosses Ansehen.

Armenische Katholiken giebt es in Jerusalem nur wenige. Dies sind von den Armeniern zur römischen Kirche Uebergetretene, wie die griechischen Katholiken von der griechischen Kirche ausgehen. Wie diese halten auch noch die armenischen Katholiken an dem orientalischen Ritus fest und haben von ihren ursprünglichen Ceremonien wenig geändert. Im Ganzen machen sie in Syrien nur eine kleine Zahl aus, haben aber ihren Patriarchen, der in einem Kloster auf dem Libanon seinen Sitz hat.

Die Armenier treiben in ihrem ursprünglichen Vaterlande Gewerbe und Ackerbau, oder sie leben als Nomaden unter Zelten in Kurdistan. Unter den letztern giebt es viele Familien halb christlich, halb islamitisch, jedoch im Umgange lieber an ihre christlichen Stammverwandten sich anschmiegend. Auch ganze Dörfer finden sich, wo die Bewohner die Moscheen und die Kirchen besuchen, sowie die christlichen und mohammedanischen Fasten halten. Ein kraftvoller armenischer Stamm, aus ungefähr 15000 Köpfen bestehend, lebt auf dem Olivenberge bei Marasch. Diese Natursöhne treiben Bergbau mit Eisen, welches sie zu Hufeisen verarbeiten, und zahlen an die Behörde von Marasch jährlich 5,000 Piaster als freiwillige Kontribution. Ihre Tapferkeit und Wildheit macht sie gefürchtet. Sie sind im Ganzen gleichgültiger gegen Menschenmord als gegen das Brechen der Fasten. Nicht minder stark und rüstig sind die Bewohner der Zelte. Im Gegensatz zum Griechen erlischt bei dem im Auslande lebenden Armenier die Vaterlandsliebe, wobei er ohne Schwierigkeit jedem Herrn mit gänzlicher Unterwer-

fung und Selbstverleugnung sich hingiebt. Darin liegt der Grund seines individuellen Fortbestehens und Glückes, wozu eine grosse Genauigkeit, Thätigkeit und Ehrlichkeit im Handel sehr viel beiträgt. Der Grosshandel, den die Armenier seit ihrer Zerstreuung aus ihrer Heimath, als die Vermittler des Weltverkehrs zwischen Morgen- und Abendland, sich anzueignen wussten, hat ihnen im Orient den grössten Wohlstand zugeführt.

Der armenische Typus möchte in mancher Hinsicht als Uebergangsform vom semitischen zum iranischen betrachtet werden, jedoch ist die physische Aehnlichkeit mit dem letztern auffallender, und die Sprache entscheidet für die Stammverwandtschaft mit den Indo-Germanen. Eine derbe kräftige Gestalt von mittlerer Grösse, ein grosser mehr pyramidaler Schädel mit scharfen ausgeprägten Zügen, wobei die Nase in die Länge gezogen und zugespitzt, schwarzes und oft gekräuseltes Haar und eine weisse und rothe Hautfarbe, sind die in die Augen fallenden Kennzeichen dieses Stammes. Ihr Temperament ist sanguinisch und melancholisch. Da sich die Orthodoxen nur unter sich fortpflanzen, so erhielt sich unter ihnen dieser Typus am getreuesten; die katholischen Armenier aber, die Kreuzungen mit andern Nationen eingingen und noch jetzt eingehen, entsprechen diesem weniger. In frühern Zeiten traten die Armenier sehr häufig zum Islam über und modificirten dadurch den Typus des Türken wesentlich; es kommen daher oftmals Physiognomien vor, welche sich täuschend ähnlich sind, und doch gehören die einen zur türkischen und die andern zur armenischen Nation.

Die armenische Nation ist heutzutage unstreitig die gebildetste des Orients; sie hat überall in der Türkei vortreffliche Schulen, wodurch die junge Generation selbst der der ansässigen Europäer weit überlegen ist. Fügsamkeit, Ausdauer und tiefe Kenntniss des türkischen Charakters machte sie der Regierung unentbehrlich, daher auch die wichtigsten finanziellen Posten, sowie die Leitung der Münze in Konstan-

tinopel und der Landesfabriken in den Händen der Armenier sind. Das häusliche Leben der Armenier im Orient ist echt türkisch. Sie sind strenger als die Griechen gegen die Frauen und sehen mehr als diese auf Bequemlichkeit des Lebens. Der Fanatismus der Armenier ist gross; katholisch-armenische Familien und solche, die nicht zu den Unirten gehören, wird man nie befreundet und noch weniger zu einer Unternehmung vereint finden; sie hassen den Türken, den Griechen, den Israeliten, sowie den Europäer, verbergen jedoch ihre Denkungsart durch die freundlichsten Worte. Englische und amerikanische Missionäre machten unter den Armeniern in der Türkei einige Proselyten, stürzten sie aber dadurch ins Unglück, da sich ihre frühern Glaubensgenossen von denselben zurückzogen, und hiermit die Erwerbsquelle, welche sie auf die gemachten Versprechungen der Missionäre hin zu vergrössern glaubten, versiegte, denn ohne gegenseitiges Vertrauen kann kein Handel, kein Gewinn bestehen; die Missionäre, welche früher den Glaubenswechsel durch Geld zu beschleunigen suchten, kehrten ihnen jetzt den Rücken und wiesen sie an die Gnade des Himmels und auf Geduld an.

Georgier, Syrer, Kopten, Abyssinier.

Die Georgier, Stammverwandte der Armenier, spielten einst eine bedeutende Rolle in Jerusalem, wo sie zwölf Kirchen und Klöster besassen; gegenwärtig ist ihre Kirche in Jerusalem schlecht vertreten. Während der vielen Kriege mit Persern, Türken und Kaukasiern gerieth Georgien in Verfall, daher brachten Griechen und Armenier die vormals reichen Kirchen und Klöster der Georgier in Jerusalem an sich, und nur ein einziges Kloster, Deir el-Masallabeh, ist ihnen geblieben. Es liegt ausserhalb der Stadt auf dem Wege nach Jaffa und beherbergt nur noch einige Mönche unter einem Archimandriten. Die Bibliothek des Klosters ist

reich an georgischen, armenischen und arabischen Handschriften.

Die syrischen Christen verbreiteten sich in frühern Zeiten als Nestorianer vom Euphrat bis nach China. Die Syrer auf der Westseite des Tigris aber hielten sich, da die Nestorianer als ketzerische Sekte aus der orthodoxen Kirche verbannt wurden, an die Lehre der Kopten und Armenier und nannten sich Jakobiten, nach einem Mönch Jakobus. Ihr Hauptsitz war vorzüglich am Euphrat, wo auch gegenwärtig ihr Patriarch im Kloster Deir el-Zafaran in Mesopotamien lebt, von wo er seine zwölf Bisthümer mit Metropolitanen versieht, die in Mosul, Damaskus, bis nach Jerusalem und Malabar in Ostindien ihre Sitze haben. Obwohl die syrischen Christen jetzt in Syrien nur Arabisch sprechen, so blieb doch ihre Kirchensprache ganz syrisch, die aber keiner versteht, der sie nicht erlernt hat. Sie schreiben auch nicht selten Arabisch mit syrischen Buchstaben. Dieses und der Name Surian, Syrer, unter welcher Benennung man sie im Lande kennt, sprechen für ihren syrischen Ursprung. Von allen andern Sekten werden die Jakobiten als Häretiker angesehen, und, da sie gering an Zahl und arm sind, auch nicht geachtet. In Jerusalem lebt in einem kleinen Kloster eine unbedeutende Anzahl von ihnen in dürftigen Umständen; die früher ihnen gehörigen Gebäude wurden theils von den Türken, da sie zu arm waren, die Abgaben zu zahlen, genommen, theils von den Armeniern erstanden.

Die syrischen Katholiken verhalten sich so zu den Jakobiten, wie die griechischen Katholiken zu der griechischen Kirche. Sie sind zur lateinischen Kirche Bekehrte, welche den orientalischen Ritus und den Gebrauch der syrischen Sprache in ihren Kirchen beibehalten haben.

Die koptischen Christen bilden eine nur kleine Gemeinde. Ihr Hauptsitz ist ihr grosses koptisches Kloster, dem ein verheiratheter Prior vorsteht. Sie sind sehr verarmt und werden wenig beachtet.

Die abyssinischen Christen bestehen nur aus Mönchen, die im koptischen Kloster leben. In kirchlicher Beziehung schliessen sich die Abyssinier, eben so wie die Kopten und Jakobiten, an die ihnen confessionell verwandten Armenier an.

Lateiner.

Von den occidentalischen Christen in Jerusalem sind die Lateiner oder römischen Katholiken die zahlreichsten. Sie sind grösstentheils Landeseingeborene, deren Sprache die arabische ist, wie die aller andern einheimischen Bewohner des Landes. Ihre Gesammtzahl, mit Einschluss der Mönche, beläuft sich auf etwa 2500 Seelen. Nach der gewöhnlichen Annahme stammen die eingebornen Lateiner von katholischen Convertiten aus den Zeiten der Kreuzzüge ab. Nach der Einnahme von Jerusalem durch die Kreuzfahrer war die Stadt fast ganz entvölkert; von den syrischen Christen überlebten nur einige die Verfolgungen, welche sie von den Sarazenen zu erdulden hatten; diese selbst wurden bei der Einnahme der Stadt niedergemetzelt oder verbannt, und von den Franken konnte kaum eine Gasse bewohnt werden. König Balduin bevölkerte daher die Stadt mit treuen Eingebornen aus dem transjordanischen Gebiete, welche gerufen und ungerufen mit ihren Familien herbeikamen, und mit den zahlreich zuströmenden Einwanderern aus dem Abendlande. Von der folgenden Generation wurden diejenigen, welche Orientalinnen zu Müttern und Abendländer zu Vätern hatten, Pollani genannt. Nach der Vertreibung der abendländischen Christen aus ihren Stiftungen durch Saladin siedelten sich die Lateiner unter der Leitung der Franziskaner auf dem Berge Zion an, bis sie im Jahre 1560 aus diesem Orte vertrieben wurden. Sie fanden darauf ein Unterkommen in dem ehemaligen Kloster der Georgier, welches sie durch Ankauf erwarben und noch jetzt als Franziskanerkloster besitzen.

Dieses Kloster enthält gegenwärtig etwa hundert Mönche, zur Hälfte Italiener, zur Hälfte Spanier, und behauptet den Vorrang vor allen katholischen Klöstern des Morgenlandes. Der Vorsteher aller Klöster wohnt darin mit dem Titel eines Guardian vom Berge Zion und Custos des heiligen Landes. Er ist immer ein Italiener und wird vom Papste auf drei Jahre ernannt. Sein Vicar, der Präses genannt wird und in des Guardians Abwesenheit seine Stelle vertritt, wird ebenfalls auf drei Jahre erwählt und kann ein Italiener oder ein Spanier sein. Der Prokurator, der die weltlichen Geschäfte der Klöster besorgt, ist immer ein Spanier und wird auf Lebenszeit ernannt. Der Verwaltungsrath, Discretorium, ist aus diesen drei Vorstehern und drei andern Mönchen, Patres discreti, zusammengesetzt. Der Guardian besorgte früher auch die bischöfliche Jurisdiction, die jetzt der katholische Patriarch von Jerusalem ausübt. Die lateinischen Christen leben um das Franziskanerkloster herum, von dem sie ganz abhängen. Sie sind sehr arm und leben zum Theil von Schnitzen der verschiedenen Souvenirs und der Perlen zum Rosenkranz, zum Theil von den Almosen des Klosters.

Protestanten.

Die protestantische Gemeinde in Jerusalem besteht aus Deutschen und Engländern, deren Gesammtzahl fünf bis sechshundert Seelen beträgt. An ihrer Spitze steht der von Preussen und England abwechselnd gewählte und gleichmässig dotirte Bischof. Die erste Wahl ging von der englischen Regierung aus. Im Jahre 1841 wurde Dr. Michael Salomo, ein getaufter Jude aus dem Herzogthum Posen, zum Bischof in Jerusalem ernannt, wo er mit Frau und Kindern 1842 anlangte. Sein Leben in dieser Stadt war aber nur von kurzer Dauer. Auf einer Reise nach Aegypten im Jahre 1845 unterlag er einer schnell tödtenden Krankheit; seine Leiche wurde nach Jerusalem gebracht und hier zur Erde bestattet.

Ihm folgte von preussischer Seite Dr. Samuel Gobat, ein Schweizer, der noch gegenwärtig in Jerusalem residirt. Ausser dem ist von Preussen ein deutscher Pfarrer als Konsulats prediger angestellt.

Die englische Mission.

Bekanntlich existirt in England seit einem halben Jahrhundert eine durch Privatbeiträge gegründete Gesellschaft, welche die Bekehrung der Juden zum Zwecke hat. Sie vermeidet in loyaler Weise jede Concurrenz mit der Gesellschaft zur Bekehrung der Heiden, welche ihre Thätigkeit auch auf Bekenner mancher christlichen Confessionen ausdehnt. Die Mittel, mit welchen sie ihren Zweck zu erreichen strebt, sind eigener Art. Nicht mit roher Gewalt und grobem Zwang, nicht mit Feuer und Schwert, wie in den alten barbarischen Zeiten, werden die Bekehrungen betrieben, sondern durch Geld und gute Worte sucht man den Religionswechsel zu befördern. Ausserdem wird durch alle möglichen Concessionen, wie z. B. den Gebrauch der hebräischen Sprache in den neuen, eigens zu diesem Behufe abgefassten Gebeten, die auch in der äussern Form eine Aehnlichkeit mit den jüdischen haben u. dgl., der Uebertritt erleichtert. Das leitende Comité, welches seinen Sitz in London hat, ist aus gebornen Engländern zusammengesetzt. Ihm zur Seite stehen gewöhnlich fremde bekehrte Juden, welche, einen scheinbaren Feuereifer für die neu angenommene Religion zeigend, bei dem Bekehrungsgeschäfte dienstbeflissen und mit ihrer tiefen Kenntniss des Charakters ihrer ehemaligen Glaubensgenossen dem Unternehmen nützlich sind. So spielte einer von diesen, ein Pole, vor einigen Decennien eine hervorragende Rolle und zeichnete sich als tüchtiger Hebräer im Uebertragen der Bekehrungsschriften aus dem Englischen ins Hebräische aus; er wurde aber bald darauf abermals ab-

trünnig und verliess den Dienst der Gesellschaft sowie den eben angenommenen Glauben.

Als äussere Organe besitzt das Comité Agenten in den meisten Hauptstädten Europas, besonders Deutschlands, ausser in Russland, wo ein solches Unternehmen verboten ist. Die Agenten oder Missionäre sind gewöhnlich Proselyten, die mit diesem gut dotirten Posten versorgt werden. Dieser ist eigentlich eine Sinecure, da sein Besitzer nur Traktätlein auszutheilen, wenn er Abnehmer findet, und über etwaige Unterredungen mit Juden zu berichten hat, im Uebrigen aber ein gemächliches Leben führt. So angenehm diese Existenz vielleicht scheinen mag, so verliert sie bei näherer Würdigung der Verhältnisse, in welchen ein Missionär leben muss, doch allen Werth; allein und obscur dastehend, den Beleidigungen von Seiten der Juden, mit denen er zu disputiren sucht, wie auch als getaufter Jude und bezahlter Bekehrer der Missachtung seitens der Christen preisgegeben und von Gewissensbissen geplagt, wie dies schon Manche selbst gestanden haben, wird eine solche Lage dem fühlenden Menschen, wenn es ihm auch gelingen sollte, über religiöse Bedenken sich wegzusetzen und seinen innern Ankläger zum Schweigen zu bringen, im Laufe der Zeit unerträglich, und gerne würde Mancher nach einer Reihe von unangenehmen Erfahrungen die bescheidenste Stelle unter seinen ehemaligen Brüdern diesem glänzend scheinenden Loose vorziehen. Jedoch die traurige Nothwendigkeit zwingt sie zu dulden und ihr Leben zu fristen; in diesem misslichen Zustande leben und sterben sie, wenn sie sich willig und ergeben dem Wunsche ihrer Vorgesetzten fügen; handelt jedoch ein Missionär als selbstständig denkender Mann, so wird er entlassen und steht nach Jahren, von Weib und Kind umgeben, brodlos und verlassen da.

Nachdem eine Reihe von Jahren seit der Gründung der Gesellschaft verflossen und die Resultate in Europa nur gering waren, fasste das Comité den Entschluss, seine

Hauptthätigkeit unter den armen Juden im Orient und besonders in Jerusalem, der Heimath der Armuth, zu entfalten, wo man einen fruchtbareren Boden für diese Bestrebungen zu finden und den Zweck auf eine leichtere und wohlfeilere Weise zu erreichen hoffte. In Folge dessen wurde 1829 der bekannte Joseph Wolf, ein getaufter Jude, mit seiner Frau, darauf 1833 Kalmann, ein bekehrter Jude aus Deutschland, und Nicolayson mit Familie nach Jerusalem gesandt. Im Jahre 1838 wurden Pieritz und Levi, Proselyten aus Deutschland, zur Verstärkung der Mission, Dr. Gerstmann, ebenfalls Proselyt aus Deutschland, als Arzt, und Bergheim, bekehrter Jude aus Posen, als Apotheker nach Jerusalem beordert. Somit wurde in Jerusalem die Mission zur Bekehrung der Juden als Mittelpunkt des Unternehmens für die ganze Levante fest gegründet. Darauf eröffnete die Mission ein Hospital, welches weder Christen noch Mohammedaner, sondern nur Juden aufnimmt, sowie noch andere sogenannte Wohlthätigkeitsanstalten für Juden, die noch heutzutage existiren. Alle diese Anstalten, unter denen das Hospital besonders hervorragt, sind wohl organisirte und auf die Armuth berechnete Einrichtungen, welche zum Abfalle vom Judenthume verleiten sollen. Die Ausgaben der Mission in Jerusalem werden auf etwa den vierten Theil des Gesammteinkommens der Gesellschaft in England geschätzt. Letzteres beträgt weit über 40,000 £. jährlich.

Die weitere Geschichte der Mission macht einen bedeutenden Theil der Leidensgeschichte der Juden in Jerusalem aus. Fünfzehn Jahre hindurch war ich schmerzvoller Augenzeuge der unbeschreiblichen Betrübniss, in welche die jüdischen Gemeinden durch die leidenschaftliche Bekehrungssucht der Mission sowie durch das dreiste und rücksichtslose Auftreten der Missionäre nicht selten versetzt wurden. Es ist aber nicht meine Absicht, hier eine ins Einzelne gehende Darstellung dieser herzzerreissenden Begebenheiten, wie sie mir leider sattsam bekannt sind, zu geben; ich be-

schränke mich daher darauf, einstweilen die Schilderungen eines Protestanten, dessen Urtheil gewiss unparteiisch ist, wörtlich anzuführen. Der um die Topographie Jerusalems vielverdiente Arzt Dr. Titus Tobler, der sich dreimal längere Zeit in Jerusalem aufhielt und die dortigen sittlichen Zustände scharf beobachtete, spricht sich in seinem Werke: „Topographie von Jerusalem“ 1. B. pag. 388 ff. wie folgt aus:

„Die meisten Uebergetretenen stammen aus der Walachei, und erst in jüngster Zeit gelang es, einen spanischen Juden zu bekehren. Die Massnahmen, welche die Mission ergreift, um ihren Zweck zu erreichen, müssen theilweise höchlich missbilligt werden. Man besucht einen Rabbi in seinem Hause, um Bekehrungsversuche zu machen, und wenn er vor den Leuten nicht gerade barsch die Thüre zuschlägt, so schreiben sie schon die Unterredung zu ihrem Vortheile, ohne mit der Wahrheit gar säuberlich zu verfahren, in alle Welt hinaus. Unsäglichen Hass und Zwiespalt in jüdischen Familien, unnennbaren Verdruss, Kummer verursachten die wirklich leidenschaftlichen, man darf wohl beifügen, feindseligen, offensiven Bekehrungsversuche. Welche unseligen Störungen des ehelichen Friedens wühlte die Bekehrungssucht schon auf. Die Frau des angeführten (bekehrten) Juda Levi verliess mit zwei Kindern den Mann, ohne dass dieser ihren Aufenthalt wusste. Man verfolgte sie, so gut als möglich, polizeilich; sie kehrte zurück und blieb standhaft im Glauben ihrer Väter. Die Frau des übergetretenen Jerusalemer Daud Nachman trennte sich von ihm; aber er wünschte auch ein Mädchen. Die Sache gelangte an den Pascha, und dieser entschied, dass es selber wählen könne. Die Mutter schrie dem Kinde zu: Sage Ommi (meine Mutter); allein es rief Abui (mein Vater), und der Vater nahm es zur Hand. Darauf machte Daud auch das Recht auf sein Weib geltend, und der Spruch lautete, dass er, trotz seines Ueberganges zum Christenthume, auf sein Weib Anspruch habe. (Das

Missionsblatt in London, 1852, 415 — hoch erfreut über diese Entscheidung — sagt: This is an important decision, when it is remembered that many secret Inquirers are deterred from declaring themselves on account of the dreaded loss of wife and children). Jerusalem soll ein guter Boden für Bekehrungsversuche sein? Mit Nichten. (Dieser Meinung sind auch Andere, wie Wilde, Bartlett, Tischendorf, Williams). Da sammeln sich gerade die jüdischen Zeloten, die eingefleischten Talmudisten, um im Lande ihrer Väter nicht die Religion zu verleugnen, sondern ihr treu zu sterben und im Schoosse der heiligen Erde zu ruhen. Die Juden, welche so lange ohne einen Messias verharrten, haben eine Geschichte, die sie ermuntert, noch ferner zu harren und zu hoffen. Wenn sich unter den vielen Jerusalemer Juden etwa einer findet, den glänzende Vorspieglungen hinüberlocken, es ist wohl kein Wunder, sondern es ist vielmehr eines, dass nicht mehr übertreten, weil unter der Menge es doch nicht lauter so Gott- und Vaterlandsbegeisterte gibt, und weil Manche die Armuth schwer niederdrückt. Behaupten Missionarien und ihre Helfer und Helfershelfer, dass reine Ueberzeugung den Uebertritt bedinge, so wage ich mit Entschiedenheit einer solchen Behauptung entgegen zu treten. Gold ist es hauptsächlich, welches, nach meiner innersten Ueberzeugung, dem Gewissen Verschiedener seinen letzten Stützpunkt entzieht, dadurch, dass dem Ungewissen zu einem Gewissen (Auskommen) verholfen wird.“ Weiter unten, die Charaktere der Bekehrten schildernd, sagt Tobler: „Dadurch, dass die Mission, trotz ihres Hochmuthes, sich mit solchen niederträchtigen Subjekten umgiebt, geräth sie wohl in eine schiefe Stellung, die eben keine Achtung gebietet. Die Summe, welche jährlich für solche Zwecke von den Anglikanern in Jerusalem verwendet wird, soll auf 60,000 Gulden steigen. Trotz dessen hat die grosse Masse der Juden in Jerusalem nun einmal den Glauben, dass das Benehmen gewisser Protestanten gegen sie kein wohlmeinendes sei. Um den Ueber-

tritt zu wehren, ergreifen die Rabbiner, sich jedoch stets auf die Defensive beschränkend, alle mögliche Massregeln. Als Angegriffene haben die Juden das Recht der Vertheidigung."

Ueber das englische Missionshospital spricht sich Tobler in seinem Werke „Denkblätter aus Jerusalem" pag. 406 ff. folgendermassen aus:

„Aerztlicher Vorstand ist Dr. Macgowan, früher Heilkünstler in Ostindien, der selbst an der Mission den wärmsten Herzensantheil nimmt. Dr. Macgowan empfahl mit Nachdruck die Gründung eines Hospitals in einem Sendschreiben der obgedachten Londoner Mission als einen Bestandtheil der Bekehrungsaufgabe. Die Bestimmung beschränkte sich darauf, nur jüdische Kranke aufzunehmen. Die Opposition behauptet, dass auch Reconvalescenten, die unbedenklich hätten entlassen werden können, zurückgehalten wurden, nur um in den Berichten mit einer höhern Zahl figuriren zu können. Ich wünsche, dass einmal ein unparteiischer Sachverständiger mit echt christlicher Wahrheitsliebe, die man übrigens weder bei allen Pietisten überhaupt, noch bei allen Judenbekehrern insbesondere voraussetzen darf, die Hospitalverhältnisse einer genauen Prüfung unterwerfe und den Schein vom Sein unterscheide. Tausend Andere wünschen gewiss mit mir, dass reiner Wein eingeschenkt werde. Ich vernahm niemals von gröbern Bekehrungsversuchen. Es kann ein Jude als guter Anhänger der mosaischen Religion austreten oder mit dem Tode abgehen; indessen lässt sich nicht läugnen, dass einige Einrichtungen dem Bekehrungswunsche, ich will nicht sagen Bekehrungseifer, nicht fremde sind. So findet sich in jeder Krankenstube ein hebräisches neues Testament zum ungehinderten Gebrauche der Patienten, es werden täglich Gebete gehalten, an denen alle Theil nehmen können, und man meldet, dass zwei Kranke weitern Unterricht genossen. Wer will mehr in Abrede stellen, dass dem Kranken feinerweise eine Falle für den Uebertritt gelegt ist, und dass die Londoner-Mission unter der Firma von Wohlthätigkeit und Juden-

Anstalt nicht mehr, und wenn ich hinkam, sah ich kein Lehrling, obschon noch zwei Lehrlinge einregistrirt wäre neben denen kein Meister, sondern Gesellen arbeiteten, w denn überhaupt die Ergebnisse der Erwartung auch nic in Ferne entsprachen. Als wenn dies nicht genug gewes wäre, das Institut in Verruf zu bringen, schickte man ohn allen praktischen Takt eine ledige und keine alte Haush terin in das Institut, worin jene zwei angestellten fränkisch Tischlergesellen wohnten. Solches gab ungesucht Anlass z manchem ärgerlichen Geschwätze. Man grub der Anstalt v englischer Seite selbst den Graben, in den sie fiel. Sie wurd aufgehoben oder doch sehr beschränkt. Das Bedürfniss ein Anstalt, worin Convertiten nützlich beschäftigt werden sol ten, damit sie nicht den aftereifrigen und überfrommen B kehrern gänzlich zur Last werden, war zu dringend, als da der Gedanke hätte für immer aufgegeben werden dürfen. E musste unter dieser oder jener Lichtgestalt wieder auftau chen, einen eigenthümlichen Schatten auf den praktischen Ver stand jener werfend, die zum verzweifelten Mittel der Aus tilgung riethen und schritten. Es giebt also nicht zu Ver wunderung Anlass, dass man die Gewerbeschule wieder eröf nete. Die Anstalt einzig durch das Grundkapital, das eine edl Dame zu dem Zwecke gestiftet hatte, unterhalten, setzte di anglikanischen Judenbekehrer in den Stand, für die Bedürf nisse anderer Proselyten und „Wahrheitsbegierigen" vie leichter als früher zu sorgen. Gegen Ende des Jahres 184 zählte man 8 Proselyten der Arbeitsschule, lauter junge Män ner, die, wie man in die Welt hinausrief, durch geordnete Wandel, Fleiss und Gehorsam sehr zur Ermunterung dien ten. Von diesen geordnet Wandelnden, Fleissigen und Ge horsamen traten ein Jahr nachher zwei zu den römische Katholiken über und einer zu den Juden zurück, und di Anstalt zählte noch drei Zöglinge. Im Frühsommer des glei chen Jahres erlitt die Anstalt einen Pendant zum Schick sale im J. 1845; sie erlitt einen empfindlichen Stoss durc

die strafbare Aufführung zweier darin befindlichen Personen."

Die angeführten Schilderungen des Dr. Tobler charakterisiren hinlänglich das Verfahren der Mission und bedürfen keines weiteren Commentars. Zwar beziehen sie sich nur auf den Zeitraum von der Gründung der Mission bis zu den fünfziger Jahren, haben aber im Laufe der Zeit an ihrem Werthe nicht im Mindesten verloren, denn die Thätigkeit der Mission wird ganz in derselben Weise wie früher fortgesetzt. Noch immer ist die reich dotirte Mission in Jerusalem eine Hauptstation der Gesellschaft für die Levante, ähnlich wie die Bekehrungsanstalten des Jerusalem-Square in London es für Europa sind; noch immer rekrutiren sich die Proselyten meistens aus den in den türkischen Provinzen und in Aegypten vagabundirenden Subjekten, die eigens nach Jerusalem reisen, um sich hier, wo mehr Vortheile zu erwarten sind, taufen zu lassen; es bleibt ihnen ja, wenn die Mission sich nicht freigebig genug zeigen sollte, immer noch übrig, den Fehltritt zu bereuen und zur frühern Religion zurückzukehren. Ganz ebenso verhält es sich mit den von Tobler gerügten Thatsachen; sie wiederholten sich zu meiner Zeit häufig in ähnlicher und in einer noch mehr betrübenden Weise und erneuern sich noch heutzutage.

Die Meinung, dass diese Zustände theilweise durch die Apathie der jüdischen Gemeinden verschuldet seien, entbehrt jeder Begründung. Das zudringliche Streben der Missionäre, die Armen zum Aufgeben ihres einzigen Trostes, der sie aufrecht erhält, zu verleiten und besonders das Gewissen der Jugend zu trüben, kann den Juden Jerusalems sicherlich nicht gleichgültig sein, wie die von ihnen gegen diese Anfechtungen mehrfach ergriffenen Massregeln zur Genüge beweisen. Allein die Vertheidigungsmittel, welche den armen Verfolgten zu Gebote stehen, sind nicht hinreichend, die dreisten Angriffe ihrer mächtigen Gegner abzuwehren, die mit ihren kühnen Anschlägen in einer Stadt, wo keine öffentliche Mei-

nung existirt, ungescheut auftreten. Der schädliche Einfluss der Mission kann nach meiner Ueberzeugung nur durch ein sittliche Gegenwirkung, nämlich durch Vermehrung der jü dischen Wohlthätigkeitsanstalten und völlige Emancipirung der Armen von den Anstalten der Mission gänzlich beseitig werden.

Kirchen und Klöster.

Die Grabkirche. Das lateinische Kloster. Das Kloster der Töchter Zions. Die anglikanische Kirche. Die griechischen Klöster. Das armenische Kloster. Das koptische Kloster.

Die Grabkirche. Dem Juden ist es von christlicher Seite streng verboten, nicht nur in die Kirche selbst einzutreten, sondern auch den der Kirche zunächst liegenden Gassen sich zu nähern; daher bin ich nicht in der Lage, diese Kirche aus eigner Anschauung genau zu schildern und werde nur einen Umriss derselben nach Toblers Werk „Golgatha" geben.

Aus dem vierseitigen, mit grossen, weissgelben Steinen gepflasterten Vorplatze durch ein hohes Portal in die Kirche eingetreten, wird man auf eine grosse Marmorplatte aufmerksam gemacht, auf der Christus von Joseph von Arimathia gesalbt worden sein soll. Weiter vorschreitend befindet man sich unter der kühn gewölbten Kuppel der Kirche, die auf sechzehn gewaltigen Säulen ruht, durch die sich zwei Gallerien in der Höhe hinziehen. Die Rotunde mit buntem Marmormosaikboden beträgt etwa siebzig Fuss im Durchmesser. Die Kuppel ist in der Mitte offen, so dass der Himmel hereinsieht. In der Mitte der Rotunde, unmittelbar unter der Oeffnung der Kuppel, liegt eine offene marmorne Kapelle, deren Inneres von fünfzig silbernen Lampen, die an silbernen Ketten hängen, erhellt wird. In der Mitte der wenig geräumigen Kapelle ist ein Stein, den man als jenen bezeichnet, welchen

ein Engel vom Grabe wälzte und worauf er sich setzte. Daher rührt der Name Engelskapelle her. Durch einen schmalen und niedrigen Eingang, welcher den Eintretenden zum Bücken zwingt, gelangt man aus dieser Kapelle in einen dunkeln engen Raum, wo sich ein marmorner Sarkophag befindet, der als das Grab Christi bezeichnet wird. Ueber diesem hängen viele Goldleuchter, deren Lichtschein mit dem von oben herabfallenden Lichte zusammenfliesst. An den Wänden der Engelskapelle sieht man zwei Oeffnungen, durch die das Feuer am Sonnabend vor Ostern Griechen und Armeniern, als das jährlich regelmässig vom Himmel fallende Feuer, herausgereicht wird.

Diese religiöse Ceremonie beginnt am genannten Sonnabend um zwölf, ein oder zwei Uhr Nachmittags. Viele griechische, armenische und andere orientalische Christen, ein jeder mit einer Handvoll Wachskerzen versehen, versammeln sich und umkreisen in Processionen die Engelskapelle, worauf sich die auserwählten Priester in die Kapelle begeben, deren Thüren zugeschlossen werden. Während die Priester in derselben weilen, vermehrt sich die Spannung der Gemüther fort und fort in der Erwartung der himmlischen Sendung, bis endlich die Priester mit einem Bündel brennender Kerzen erscheinen. Bei der Erscheinung des Lichtes geräth die Versammlung in Entzücken; man begrüsst es mit lauter Stimme, und Alles hebt die Hände in die Höhe, um die Kerzen anzuzünden. Für das Vorrecht, zuerst das Feuer aus der Hand des Priesters zu empfangen, bezahlte einst ein Armenier aus Persien 50,000 Zechinen. Schnell wird darauf das Licht von Pilgern zu Pilgern mit ihren Wachskerzen in der ganzen Kirche verbreitet, und die Processionen werden mit den brennenden Kerzen wiederholt. Die darauf ausgelöschten Lichter nehmen die Pilger mit nach Hause, damit sie nach ihrem Tode angezündet werden und um den Leichnam brennen. Es wird versichert, dass man in frühern Zeiten das Wunderfeuer auch ausserhalb der Mauern Jeru-

salems verbreitete, indem man das Licht, im Weitergeh immer eine Kerze an der andern anzündend, selbst Konstantinopel erhielt. In dem Glauben, dass dieses Fe vollkommen unschädlich sei, setzen sowohl Weiber als Mä ner ihren nackten Busen der Einwirkung der Flammen a Man macht auch damit drei Striche auf die Kleider sow auf die Leinewand, welche zu Sterbehemden dienen so glaubend, dass der mit diesem Feuer geweihte Gegenstan in Krankheiten heilsam sei, und nach dem Tode vor d Flammen der Hölle schütze. Bei dem Gedränge, welches der Kirche während der Ceremonie stattfindet, komm manchmal Unordnungen vor, die auch mitunter lebensgefäh lich werden. Ein solcher beklagenswerther, mit grosse Lebensverluste verknüpfter Fall kam im Jahre 1834 vor. E waren über sechstausend Personen bei dieser Ceremonie z gegen; dem Gebrauche gemäss hatte man die Pforte g schlossen. Die Hitze wurde sehr gross, und viele Persone fielen in Ohnmacht, worauf ein Nothgeschrei aus der Mitt drang, und ein panischer Schrecken die Versammlung ergrif Man rannte gegen die Pforte; allein da sie nach innen au geht, so war es des Gedränges wegen unmöglich, sie aufzu machen. In der Verwirrung dachte Niemand daran durch di Seitengänge zu entkommen, es erfolgte daher ein Auftritt, de wie Augenzeugen berichten, furchtbar war und in wenige Minuten den Tod Vieler durch Erstickung herbeiführte. Etw 300 Personen, grösstentheils kleinasiatische Griechen un persische Armenier, kamen bei diesem schrecklichen Vor falle um.

In der weiten labyrinthischen Kirche, die eigentlich aus vielen Kirchen und Kapellen besteht, die bald neben einander, bald hoch oben und wieder unten tief hingebaut sind, befinden sich noch folgende Kirchen und Kapellen: Die kleine, an der Rückseite der Grabkapelle angebaute Kapelle der Kopten, die grosse griechische Kirche, die ihr Licht durch die Ostkuppel, unter deren Mitte der Mittelpunkt der

Erde bezeichnet wird, empfängt, die Helenakapelle, das Gefängniss Christi, die Kapellen an den Stellen, wo er verspottet wurde, wo die römischen Soldaten um seine Kleider gewürfelt haben, wo Maria weilte, indess ihr Sohn gerichtet ward, die Longinuskapelle, die Kapelle an der Stelle, wo Abraham seinen Sohn Isaak opfern wollte, die Kapelle an dem Orte, wo Melchizedek dem Patriarchen Abraham begegnete und ihm Brod und Wein reichte, die Maria-Magdalenenkapelle, Kapelle Maria Aegyptiaca und die Apostelkapelle. Steigt man von der Hauptkirche 18 Stufen empor, so gelangt man in eine kleine Kirche, deren Decke auf einem Pfeiler ruht, an jeder dessen Seiten ein Altar sich befindet. Diese Stätte wird als jene bezeichnet, wo die Kreuzigung stattfand und Golgatha genannt. Das Wort soll aus dem Hebräischen abgeleitet sein, und heisst Schädel (calvaria). Zufolge einer Sage, dass der Schädel Adams an der Stätte der Kreuzigung verborgen lag, nannte man diesen Ort Schädelstätte oder Calvarienberg. Aller Fels ist hier rings umher reich mit Marmor bekleidet; eine silberne Platte unterbricht an einer Stelle den Marmor. Emporgehoben zeigt sie einen Spalt im Felsen, der durch ein Erdbeben bei der Kreuzigung im Felsen entstanden sein soll. Unmittelbar unter dieser Kirche liegt im Erdgeschosse die Adamskapelle, wo die Grabstätten der fränkischen Könige Gottfried und Balduin gezeigt werden.

In der Grabkirche besitzen Griechen, Lateiner, Armenier, Kopten und Abyssinier ihren bestimmten Theil zur Ausübung der religiösen Ceremonien, jedoch ist der Theil, welchen die Griechen inne haben, der grösste von allen.

Die Schlüssel der Kirche befinden sich in den Händen der Mohammedaner. Die türkische Regierung übt aber dadurch durchaus keinen Einfluss auf den christlichen Besitz aus; dieser ist ausser allem Zweifel und unangetastet. Es geschieht bloss als ein alter Brauch, der in früherer Zeit eingeführt wurde, um die Kirche durch mohammedanische

Pförtner vor dem Fanatismus der Mohammedaner am bes zu schützen. Drei moslemische Familien haben seit Ja hunderten das Recht, die Kirche zu öffnen. Um Unordnung zu vermeiden, hält nur eine dieser Familien den Schlüs und theilt mit den andern den kleinen Pförtnerlohn v 60 Para (= 25 Pfennige) für das Aufschliessen. Wenn d grosse Thor geöffnet wird, sind 70 Piaster und wenn es d ganzen Tag freien Zutritt gewährt, 100 Piaster zu bezahl Der oberste Schlüsselbewahrer, Motuali genannt, hat au die Pflicht, mit der unter ihm stehenden Anzahl von Pfö nern, Bauabin, in der geöffneten Kirche Wache zu halte um jede Unordnung zu verhüten. Zu diesem Zwecke halt sie sich in der Nähe der offenen Pforte auf, wo sie rauche Kaffee trinken und ihr Mahl verzehren, das ihnen aus d Klöstern gesendet wird.

Aus der Kirche führt ein Gang zu dem Filialkloste der Franziskaner, welches kleine, in krummen Gänge angebrachte Zellen enthält für die zwölf Mönche des late nischen Klosters, die hier eingeschlossen werden, um Ta und Nacht den regelmässigen Kirchendienst zu verrichter Sie dürfen drei Monate lang die Zellen nicht verlassen, bi sie von Brüdern abgelöst werden. Ausser diesem gebotener Aufenthalte kommen auch Fälle von freiwilligem, längern Bleiben im Kloster vor. Ein italienischer Mönch blieb vier undzwanzig Jahre stets in diesem kleinen Kloster, ohne das selbe zu verlassen. Ein portugiesischer Laienbruder hielt sich über fünfzig Jahre in der Grabkirche auf, ohne je auszugehen. Ehemals war es den Franziskanern verboten, im Kloster die Speisen zu kochen; diese wurden ihnen von auswärts gebracht und durch die in den Eingangsthüren angebrachten Oeffnungen gereicht. Gegenwärtig ist diese Rigorosität nicht gebräuchlich.

Die Franziskaner sollen einen bedeutenden Kirchenschatz besitzen. Im 17. Jahrhundert gab es zwei massiv goldene Kelche, der eine war ein Geschenk des Königs Philipp III.

von Spanien, der andere eines Kardinals in Florenz; überdies waren mehr als fünfhundert silberne Lampen vorhanden, von welchen die merkwürdigste, die siebentausend Philipp kostete, der genannte König schenkte. Später erhielten sie vom König von Neapel einen Kronleuchter mit vier Aufsätzen zum Geschenk, der über sechs Ellen hoch, von gediegenem Golde mit vieler Kunst gearbeitet und mit kostbaren Edelsteinen besetzt ist und an Arbeitslohn allein 72,000 neapolitanische Dukaten gekostet haben soll. Jährlich wird er am Ostersonntag mit brennenden Wachslichtern aufgehängt. Auch sonst noch gab es verschiedene kostbare Lampen, z. B. eine mit sechs Röhren von gediegenem Gold, mit eingefassten grossen Edelsteinen, Diamanten, Saphiren, Smaragden, so dass an manchen Theilen der Lampe das Gold kaum zu sehen war. Sie soll vom Fürsten Radziwil geschenkt worden sein. Von Alterthümern besitzen die Franziskaner unter andern die schwere goldene Kette, die Sporen und das lange, wuchtige Schwert Gottfrieds von Bouillon.

Die Christen orientalischer Confessionen, die Griechen, Armenier, Kopten und Abyssinier, haben ebenfalls in der unmittelbaren Umgebung der Grabkirche Filialklöster, die mit der Kirche zusammenhängen und sowohl Mönchen als Pilgern zum Aufenthalt dienen.

Das lateinische Kloster. Das Kloster der Franziskaner oder Minoriten ist im Vergleiche mit den grossen griechischen und armenischen Klöstern von nur mässigem Umfange; es hat einen sehr soliden Bau und besitzt ausgedehnte Gärten. Das grosse Klostergebäude hat ein Erdgeschoss, wo die Handwerker des Klosters beschäftigt sind, ein erstes Stockwerk, in welchem die Kirche, sowie die Wohnungen des Guardians, Vikars, Prokurators und der andern Beamten sich befinden, und ein zweites, wo die übrigen Patres und Fratres in ihren Zellen wohnen. In ökonomischer Beziehung ist das Kloster vortrefflich eingerichtet. Es hat innerhalb seiner Mauern Müller, Bäcker, Schneider,

Schuhmacher, Tischler, Zimmerleute, Schlosser, Schmiede und Buchbinder, und versorgt mit manchen Produkten seiner Betriebsamkeit auch die andern lateinischen Klöster in Palästina. So werden die Schuhe auch für die Mönche anderer Klöster verfertigt, und die Brode nach Bethlehem und dem Johanneskloster gesandt. Ferner besitzt das Kloster eine Buchdruckerei und Schriftgiesserei, eine wohl eingerichtete Apotheke und eine Bibliothek mit einem interessanten Bücherschatze. Besonders wird der grosse Wasserreichthum des Klosters gerühmt, dessen trefflich angelegte Cisternen, etwa dreissig an der Zahl, hinreichen sollen, im Falle der Noth alle christlichen Bewohner Jerusalems mit Wasser zu versehen.

Das Pilgerhaus, Casa nuova genannt, haben die Franziskaner, aus Mangel an Raum im Innern des Klosters, ausserhalb desselben erbaut. Es ist ein grosses schönes Gebäude mit zwanzig Zimmern, dessen Einrichtung wenig zu wünschen übrig lässt. Die Aufnahme in dasselbe geschieht nach sehr liberalen Vorschriften; ohne Unterschied der Religion wird jedem Reisenden während vier Wochen Wohnung und Kost gegeben, und in Krankheitsfällen auch ärztliche Hülfe durch den Klosterarzt gewährt. Dem Ganzen steht ein Pater-Administrator vor, der nicht allein für die regelmässigen Bedürfnisse der Fremden bestens sorgt, sondern auch besondere Wünsche auf eine zuvorkommende Weise möglichst zu erfüllen sucht. In der neuern Zeit ist diese humane Anstalt durch einen prächtigen Neubau in deren Nähe bedeutend vergrössert worden. Ausserdem besitzt das Kloster noch in der Stadt mehr als dreissig Häuser, in welchen eingeborene Lateiner unentgeltlich wohnen.

Das lateinische Kloster in Jerusalem, sowie die in Bethlehem, St. Johann in der Wüste, Ramleh, Jaffa, Chaifa und Nazareth sind in den Händen der Minoriten, Fratres minores observantia. Für die Mönche gilt im Allgemeinen die Regel, dass sie drei Jahre im h. Lande zu verbleiben haben, und

nur in Fällen, wo wichtige Gesundheitsrücksichten obwalten, wird ausnahmsweise von dieser Regel abgewichen. Alle genannten Klöster, sowie die in Syrien und Aegypten, stehen unter der Leitung des Patriarchen von Jerusalem. Die Verwaltung des Klosters in Jerusalem ist trefflich organisirt und sehr ausgedehnt, indem der Prokurator nicht allein für die Klöster der Terra santa, sondern auch für die armen Lateiner in der Stadt zu sorgen hat. Das Kloster giebt den ganzen Lebensbedarf für mehr als 400 arme Glaubensgenossen, vielen von den übrigen weist es freie Wohnung an, stattet Bräute aus, leistet für Verschuldete Bürgschaft, entrichtet Steuern, spendet den Kranken Arzeneien u. s. w. Die jährlichen Ausgaben der lateinischen Klöster in Palästina werden auf 100,000 spanische Thaler geschätzt. Da die Einnahmen sich nur auf milde Spenden beschränken, so sind die Franziskaner in früheren Jahren, als die Kriege in Europa eine Zeit lang die gewöhnlichen Almosenunterstützungen abschnitten, tief in Schulden gerathen.

Das Kloster der Töchter Zions. Das Mutterhaus dieses Klosters, vom Pater Maria Ratisbonne, einem bekehrten Juden, geleitet, befindet sich in Paris. Von dort liess der lateinische Patriarch mehrere Klosterfrauen nach Jerusalem kommen, um daselbst die armen Juden zu bekehren. Da dieses aber nicht gelingen wollte, so suchten die Nonnen jüdische Kinder aufzunehmen und zu unterrichten; allein auch dieser klug berechnete Plan schlug fehl. Daher müssen die frommen Schwestern sich die Zeit mit Erziehung einiger arabischer Kinder vertreiben.

Die anglikanische Kirche. Sie wurde in der neuern Zeit auf Anregung der Mission errichtet. Auf einer von den Armeniern gekauften Baustelle wurde der Bau 1842 begonnen und mit einem Aufwande von 160,000 Thaler Baukosten, zu denen Miss Coutts allein 20,000 Thaler beisteuerte, 1848 beendigt. Von aussen ist sie ein einfach schöner gothischer Bau, an den das grosse Missionsgebäude

sich anschliesst. Im Innern strebt die Kirche mit drei Spitzbogen empor, zwischen denen braunes Holzgebälke ist. Einfach dunkle Holzbänke, die an aufstrebenden Eichenstäben bunte Glasglocken zur Beleuchtung tragen, sind in mehreren Reihen aufgestellt. Auf dem Altar ist kein Kreuz, statt dessen zwei schwarze Marmortafeln, auf denen die zehn Gebote mit hebräischer Goldschrift eingegraben sind. Auch die Gebetbücher, welche die Mission für Proselyten bestimmt, sind in hebräischer Sprache abgefasst. Sie enthalten die üblichen althergebrachten jüdischen Gebete mit Weglassungen und Einschaltungen, die sich auf den christlichen Glauben beziehen, wie z. B. das jüdische Glaubensbekenntniss: „Ani maamin," in der alten Sprache und Form, aber im christlichen Sinne verändert, mehrere Psalmen in der Ursprache, wie „Lechu neranenah" u. dgl. So wird, um den Uebertritt zu erleichtern, die Anschauung und Phantasie des Neophyten nicht nur geschont, sondern ihnen vielmehr gehuldigt.

Die griechischen Klöster. Das grosse griechische Kloster ist eines der grösseren Klöster in Jerusalem und besteht aus einer westlichen Abtheilung, die mit einer östlichen, welche an die Grabkirche stösst, durch eine über der Christengasse gewölbte Brücke verbunden ist. Das Ganze enthält viele grosse Gebäude und fünf Kirchen. In diesem Kloster wohnen die meisten Geistlichen und Beamten: der Patriarch, welcher erst in neuerer Zeit seinen Sitz von Konstantinopel nach Jerusalem verlegte, sechs Bischöfe, zehn Archimandriten, vierzig Kallogeros, zwanzig Diakone, der Schatzmeister, Vestiarius, Bibliothekar und viele Unterbeamte, zu denen noch eine bedeutende Anzahl diensthuender Leute gehört. In der Regel beherbergt dieses Kloster keine Fremden, jedoch können angesehene und empfohlene Reisende in demselben gute Wohnung und Bewirthung finden.

Ausser diesem Patriarchenkloster giebt es noch sieben andere Klöster für Männer, nämlich: das des Demetrius, Theodorus, Michael, Nicolas, Johannes und zwei Georgklöster.

In dem Demetriuskloster wohnen die meisten Mönche, deren Gesammtzahl etwa 200 beträgt; an der Grabkirche sind stets 30 Mönche, die dort nach einem Turnus den Kirchendienst versehen. Griechische Christen arabischer Abstammung werden nicht in diese Mönchsorden aufgenommen; sie sind wegen ihrer Unverträglichkeit schon seit zwei Jahrhunderten von diesen Klöstern ausgeschlossen; nur Eingeborene der Inseln des griechischen Archipelagus bilden hier den Priesterstand. Alle übrigen kleinen Klöster werden besonders zur Aufnahme von Pilgern gebraucht und nur von einem oder zwei Kallogeros und Papas unterhalten. Alle Klöster zusammen haben für mehr als 2000 Pilger Raum. Ferner giebt es hier fünf griechische Frauenklöster, die im Ganzen etwa fünfzig Nonnen haben. Diese sind Fremde, ebenso wie die Mönche. Sie leben hier nicht besonders streng von der Aussenwelt abgesperrt; man sieht sie, in ihrer dunklen ärmlichen Kleidung mit dem einfachen Kopfschleier, nicht selten auf dem Markte, wo sie den Bedarf für das Kloster einkaufen. In der Nachbarschaft von Jerusalem haben die Griechen noch das Kreuzkloster, ungefähr drei Viertel Stunden von der Stadt, das des Mar Elias auf dem Wege nach Bethlehem, eins zu Bethlehem und das Kloster St. Saba, das, im sechsten Jahrhundert gegründet, in der Fortsetzung des Thales Kidron, da wo dieses nach dem todten Meere zuläuft, gelegen ist. Alle Klöster in und um Jerusalem stehen unter der Leitung des Patriarchen und seiner drei Vicarien, die mit Beistimmung des Rathes jeden Vorsteher eines Klosters ernennen.

Die Russen haben auf einem sehr ausgedehnten Grundstücke ausserhalb der Stadtmauern, vor dem Jaffathore, eine in der neuern Zeit im russisch-byzantinischen Styl erbaute Kirche, sowie ein grosses Kloster, in welchem der russische Archimandrit und etwa 30 Geistliche wohnen, und die zahlreichen Pilger aus Russland sich kostenfrei aufhalten.

Das armenische Kloster. Dieses umfangreichste

und am besten gebaute Kloster in Jerusalem bildet mit seinen weitläufigen Bauten, Höfen, Terrassen, seiner Kirche und seinen Gärten fast einen Stadttheil. Das Ganze, ohne den grossen Garten ausserhalb des Klosters, nimmt einen Raum von ungefähr 300,000 Quadratfuss ein. Das Kloster ist zwar unregelmässig, aber sehr solid, orientalisch schön gebaut und wird sehr sauber gehalten. Ueberall sieht man den grossen Wohlstand dieses reichsten Klosters der Levante. In demselben wohnt der Patriarch mit 120 Geistlichen, unter denen 5 Bischöfe und mehrere Klosterbeamte sind. Die palastähnliche Wohnung des Patriarchen zeichnet sich durch besondere Pracht aus. Die Wände des hohen und weiten Saales, in welchem ich bei meinen ärtzlichen Besuchen gewöhnlich empfangen wurde, sind mit Farben und Marmor geziert. Ein kunstreich aus Alabaster gemeisselter Brunnen, von schön geformten blanken Messinggittern umgeben, fällt besonders auf, der Estrich aus buntem Marmormosaik ist mit prachtvollen persischen Teppichen belegt. Die üblichen Erfrischungen wurden auf Silbergeschirr gereicht. Das Ganze macht den Eindruck reicher, gediegener Pracht.

Noch reicher ist die Kirche geschmückt. Die mässig grosse Kirche, welche ihr Licht von einer sehr hohen Kuppel und von Seitenfenstern des Schiffes empfängt, zeigt mit ihren Verzierungen von Marmor, Gold, Silber, Perlmutter, Schildpatt und Malereien, sowie mit den sehr grossen, farbenreichen Teppichen eine überraschende morgenländische Pracht. In der Mitte der Kirche zeichnet sich eine mit einer Kuppel versehene Kanzel aus, die mit Elfenbein, Silber, Schildpatt und Perlmutter sehr künstlich verziert ist. Zahlreiche silberne Lampen, von denen einige vergoldet und künstlich gearbeitet sind, hängen von der Decke herunter. Eigenthümlich erscheint es, dass vor einem Altare Guirlanden von leeren Strausseneiern, wie Riesenperlen an rothseidenen Schnüren als Zierde angebracht sind. Aus der Kirche führen zwei Thüren in eine kleine Kapelle, die eine so hohe

Verehrung geniesst, dass manche Frauen, die sie zu besuchen pflegen, auf den Knieen hineinrutschen. Unter einem Altare brennen sechs goldene Lampen über einer im Boden befindlichen Vertiefung, die mit Porphyr gepflastert und mit einem goldenen, mit Edelsteinen verzierten Rande umgeben ist. Diese Stelle wird als der Ort bezeichnet, wo der Apostel Jakob auf Befehl des Herodes enthauptet worden sein soll. Man erzählt, dass der Kopf Jakobs, mit einem Tuche bedeckt, an dem Feste dieses Apostels feierlich ausgestellt werde und derjenige, welcher am meisten bezahle, den Kopf entblösse. So habe im Jahre 1817 der Preis 1000 Dukaten in Gold betragen. In der Vorhalle der Kirche hängt ein langes Bret und daneben eine dicke Stange von Eisen. Diese Vorrichtung dient, da der Gebrauch der Glocken bei den Armeniern, wie bei den andern orientalischen Christen fehlt, zur Ankündigung der Gebetszeit, indem man mit der Stange auf das Bret so kräftig pocht, dass der Schall weithin hörbar ist. Ehemals ging zu diesem Zwecke ein Kirchendiener, mit einem Hammer versehen, in jede Gasse und klopfte an die Thüren der christlichen Häuser.

Aus dem ersten, die Kirche umgebenden Hofe gelangt man in einen zweiten grössern, wo die Pilgerwohnungen sich befinden, die mit ihren mehr als 1000 Zimmern einen für 4000 Pilger hinreichenden Raum haben. Die Menge der Pilger, unter ihnen auch Perser mit ihren kegelförmigen Pelzmützen und engen Röcken, ist aber in manchen Jahren so gross, dass trotz der ausserordentlichen Geräumigkeit nicht alle ein Unterkommen in demselben finden. Ferner enthält das Kloster ein Priesterseminar, eine Bibliothek mit vielen Handschriften, eine Druckerei mit einer lithographischen Anstalt, ein Hospital, ein sehr ausgedehntes Refektorium mit Marmortischen, wo die Geistlichen ihr Mahl einnehmen, eine Mühle mit Bäckerei und einen mit Wein wohl versehenen Keller. Von den ausgedehnten Gärten des Klosters befindet sich eine Abtheilung im Umfange des Klosters und eine

andere, weit grössere, ausserhalb desselben. Die letztere is für die Stadtbewohner der angenehmste Spazierplatz, wo si in der heissen Jahreszeit unter den riesigen und schatten reichen Pinien und Cypressen erfrischende Kühle finden.

Nicht weit davon ist ein Kloster armenischer Nonnen das von etwa 100 Frauen bewohnt wird. Ausserhalb de Stadt, auf dem Berge Zion, dient das sogenannte Haus de Caiphas ebenfalls als Kloster und wird von mehreren Mönchen bewohnt.

Das koptische Kloster. In diesem kleinen und ärmlich ausgestatteten Kloster leben nur einige Geistliche, die sich von den Almosen der wenigen Pilger erhalten.

Schulen.

Schulen der Lateiner. Protestantische Schulen. Griechische Schulen. Armenische Schulen.

Die Schulen der Lateiner. Die Franziskaner besitzen überall in Palästina, wo Klöster der Terra santa sind, den Landesverhältnissen gemäss gut geleitete Schulen. In Jerusalem haben sie eine Knaben- und eine Mädchenschule. Beide befinden sich in zweckmässig gebauten und gut eingerichteten Schulhäusern. Die Knabenschule leitet einer von den Vätern, Padre maestro, der im Verein mit drei andern Lehrern auch die Kinder unterrichtet. Etwa 150 Knaben, in verschiedene Klassen getheilt, lernen hier Arabisch lesen und schreiben, Rechnen, Geographie und Religion. In den höheren Klassen empfangen sie Unterricht auch im Italienischen, Französischen und Singen. Auf den Unterricht in der erstgenannten Sprache wird mehr Zeit verwendet, daher ist das Italienische fast allen eingeborenen Lateinern geläufig. Alle Kosten der Schulen bestreitet das Kloster. Es besoldet die Lehrer, schafft die Schulbücher und Lehrmittel an, giebt allen Schülern Frühstück und den ärmern vollständige

Nahrung und Kleidung. Die Knaben, die erst nach zurückgelegtem zwölften Jahre entlassen werden, sind gewöhnlich sehr gelehrig und fleissig; alle haben ein reinliches Aussehen. Eine höhere Lehranstalt ist das Seminar für eingeborene junge Leute, das in der neuern Zeit errichtet und der Leitung französischer Geistlichen anvertraut wurde. In der Mädchenschule werden von drei Klosterschwestern und einem Lehrer gegen 100 Mädchen in den gewöhnlichen Lehrgegenständen und Handarbeiten unterrichtet.

Protestantische Schulen. Die Schule des Bischofs befindet sich in einem schönen, geräumigen, ganz europäisch eingerichteten Schulgebäude, das auf dem Berge Zion ausserhalb der Stadtmauer liegt. Die Anstalt hatte früher drei deutsche Lehrer für Knaben und zwei Lehrerinnen für Mädchen und wurde während mehrerer Jahre von etwa 100 Schülern und Schülerinnen besucht; allein die Abneigung der Engländer gegen die deutschen Lehrer, und die in der Stadt ausgesprengten falschen Gerüchte führten zu einer Spaltung, in Folge deren die Anhänger der englischen Mission eine eigene Knabenschule gründeten.

Ausser der Mädchenschule des Bischofs giebt es noch eine Mädchenschule der preussischen Diakonissinnen. Etwa 30 Kinder armer Eltern oder Waisenkinder werden in die Anstalt aufgenommen, wo sie Nahrung, Kleidung, Pflege erhalten und ausser in Elementargegenständen in Religion, Naturgeschichte, Geographie, in englischer und deutscher Sprache von den Schwestern unterrichtet werden.

Griechische Schulen. Das Schulwesen der Griechen war früher vernachlässigt, hat aber in der neuern Zeit, bei dem vermehrten Wohlstande der Klöster dieser Nation, bedeutende Verbesserungen erfahren, so dass es gegenwärtig dem der Lateiner nicht nachsteht. Die Elementarschule für Knaben befindet sich in einem freundlichen, hellen Local, das mit Schulbänken nach abendländischer Art versehen ist, und zerfällt in zwei Abtheilungen, in eine griechische und eine

arabische, deren jede drei Klassen hat. Beiden Abtheilungen stehen ein geistlicher Oberlehrer und vier andere Lehrer vor. Die grosse Ordnung macht einen sehr guten Eindruck; sie wird von dem Oberlehrer, welcher auf dem Katheder sitzt, bloss durch Klingeln mit einer Glocke aufrecht gehalten. Die Zahl der Schüler beträgt etwa 180; ausserdem wird die Schule noch von einer Anzahl Kinder der Pilger eine Zeitlang besucht. Unterricht wird hauptsächlich im Lesen, Schreiben, Rechnen und in der Religion ertheilt, dabei auch etwas Geschichte und Geographie gelehrt. Alle Ausgaben der Schule, darunter auch die für Schulbücher und Schreibmaterialien, werden vom griechischen Kloster gedeckt. Nahrung jedoch wird den Schülern nicht gereicht. Eine höhere griechische Schule unter der Leitung eines oberen Geistlichen hat ihren Sitz in dem Kreuzkloster, das eine halbe Stunde vor dem Jaffathore liegt. Die Lehrsäle, wo die jungen Leute Unterricht in Religion, Geschichte, Geographie und Sprachen erhalten, die luftige Schlafhalle der Zöglinge und der freundliche Speisesaal für Mönche und Zöglinge werden alle in musterhafter Ordnung gehalten.

Armenische Schulen. Das Local der Elementarschule ist mangelhaft eingerichtet. Die Kinder sitzen auf dem Boden, rings an den Wänden herum. Ein Ober- und ein Unterlehrer unterrichten etwa 80 Kinder hauptsächlich im Arabischen und Armenischen. Weit mehr Sorgfalt widmen die Armenier dem höheren Unterricht als der Elementarschule. Das im Innern des Klosters befindliche Seminar für Candidaten des Priesterstandes ist reich ausgestattet und wird zweckmässig geleitet.

Hospize und Hospitale.

Das preussische Hospiz. Das österreichische Hospiz. Das Haus der preussischen Diakonissinnen. Das Hospital der Lateiner. Das russische Hospital. Das Kinderhospital des Grossherzogs von Mecklenburg-Schwerin.

Das preussische Hospiz wurde von dem König Friedrich Wilhelm IV. gestiftet. Es liegt in der Nähe des preussischen Consulates und bildet mit diesem und dem gegenüber liegenden deutschen Pfarrhause einen bedeutenden Häusercomplex, der im Auftrage dieses Monarchen gekauft wurde. Im J. 1858 ist die Verwaltung des Hospizes von der Ballei Brandenburg des Johanniterordens übernommen worden und seitdem prangt über der Pforte das weisse Johanniterkreuz. Die geräumige und sehr reinlich gehaltene Anstalt steht unter der Leitung eines deutschen Hausvaters, der für das ganze Hauswesen und die Küche sorgt. Jeder Fremde, ohne Unterschied der Nation, kann hier ein bequemes Zimmer mit guter Kost gegen eine sehr mässige Entschädigung finden. Unbemittelte Protestanten werden auf einige Zeit unentgeltlich aufgenommen.

Das österreichische Hospiz. Auf Anregung des Kardinals, Fürsten Erzbischofs von Wien, wurde im J. 1856 die Gründung eines österreichischen Hospizes in Jerusalem beschlossen. Bald darauf begann man den Bau an einer Stelle nahe beim Damaskusthore, wo ein fünfzig Fuss hoher Berg von Schutt abgetragen werden musste, bis man auf einen felsigen Grund gelangte. Beim Ausgraben fand man verschiedene Alterthümer. Unter andern wurde eine Grotte mit einem Mosaikboden, und tiefer als diese Grotte eine Felsenkammer mit fünf aus dem Felsen gemeisselten, mit ihm zusammenhängenden Säulen entdeckt. Zu einer weitern Ausgrabung durften die Kosten nicht gewagt werden, und so

ist eine vielleicht sehr interessante Entdeckung wieder ve loren. Der Bau schritt nur langsam vor und wurde er 1860 vollendet. Die Kosten sollen gegen eine halbe Millic betragen haben. Das monumentale Gebäude, dessen Front schichtenweise mit rothem und weissem Marmor, den öste reichischen Farben, bekleidet sind, enthält eine Kapelle, vie zig theils grössere, theils kleinere Zimmer, die bis 150 Pi ger aufnehmen können, zwei Refektorien, ein Krankenzim mer und andere Räume. Die Anstalt steht unter der Le tung eines österreichischen Geistlichen. Ihre Bestimmun ist zunächst für österreichische Pilger, jedoch werden b vorhandenem Raume auch andere Reisende aufgenommen.

Das Haus der preussischen Diakonissinnen h eine sehr angenehme Lage auf dem Zion und gewährt durc zweckmässige Einrichtung, blanke Reinlichkeit und übera sich darstellende Ordnung, einen heitern und wohlthuende Anblick. Neben einem Hospital für Kranke, ohne Unte schied des Glaubens, enthält es die Schule, welche bereit oben erwähnt ist. Das Ganze ist der Leitung einer Schweste einer Frau von höherer Bildung, anvertraut. Die Kranken wartung, Apotheke und Küche besorgen mehrere Schwester mit einem Fleisse und einer Aufmerksamkeit, die sie übe all in ihrem wohlthätigen Wirken auszeichnen. Die aufge nommenen Kranken, deren Zahl sich auf etwa 80 bis 10 jährlich beläuft, werden mit echter Menschenliebe, ohne Be kehrungsabsichten, unentgeltlich gepflegt und behandelt. Fü diese Wohlthätigkeitsanstalt wirken besonders die Verein in Berlin, welche die für die Diakonissinnen in Jerusalen bestimmten Gaben an Geld und Naturalien dem Mutterhaus zu Kaiserswerth zur weiteren Beförderung übergeben.

Was das Hospital der englischen Mission betrifft — dessen Inneres ich, gemäss meinem Grundsatze, mit der Mission und allem, was zu ihr gehört, in keine Berührung zu kommen, nie gesehen habe — so kann ich den angeführten Schilderungen Toblers nichts Wesentliches beifügen.

Uebrigens gebührt diesem Krankenhause kein Platz unter den Wohlthätigkeitsanstalten Jerusalems. Das Hospital der Missionäre, wo man nur Juden aufnimmt und zu bekehren sucht, dagegen eigene Glaubensgenossen, die Protestanten, zurückweist, so dass selbst ihre Proselyten in Krankheitsfällen bei den Diakonissinnen Zuflucht suchen müssen, ist wahrlich keine menschenfreundliche Anstalt, sondern nur eine speculative Einrichtung, die zum Gedeihen des Bekehrungsgeschäftes und somit zum Wohle der zahlreichen Missionäre beitragen soll.

Das Hospital der Lateiner. Die Anstalt befindet sich in einem geräumigen Hause, das zweckdienlich eingerichtet ist. Sie hat dreissig Betten für Kranke und eine wohlversehene Apotheke. Die Administration leitet ein Geistlicher im Vereine mit dem angestellten europäischen Arzte. Die Krankenwartung und das Hauswesen besorgen Schwestern vom Orden des h. Joseph. Die Anstalt nimmt Kranke aller Confessionen unentgeltlich auf — bei meinen Besuchen fand ich sowohl Christen: Katholiken, Protestanten, Griechen und Armenier, als Mohammedaner — beabsichtigt aber durchaus keine Bekehrung; daher ist, um jeden Schein der Proselytenmacherei zu vermeiden, für Kranke römisch-katholischer Confession ein besonderer Krankensaal und eine Hauskapelle eingerichtet. Das Hospital verpflegt durchschnittlich etwa 200 Kranke jährlich. In der mit ihm zusammenhängenden Ambulanz erscheinen zahlreiche Patienten, denen ärztlicher Rath und Medicamente ebenfalls unentgeltlich ertheilt werden.

Das russische Hospital. Es bildet ausserhalb der Stadt, vor dem Jaffathor, in dem grossen Complex von Gebäuden der Russen einen stattlichen Bau, der mit allen modernen Spitaleinrichtungen versehen ist und Raum für dreissig Kranke hat. Die Anstalt ist zunächst für russische Pilger bestimmt, jedoch werden auch andere Kranke aufgenommen.

Das Kinderhospital ist eine Stiftung des Grossher-

zogs von Mecklenburg-Schwerin. Durch diese menschen
freundliche Schöpfung der neuesten Zeit ist eine bisher sehr
fühlbare Lücke in der ziemlich langen Reihe der Kranken-
häuser Jerusalems ausgefüllt worden. Nach Berichten aus
Jerusalem sind die wohlthätigen Leistungen dieser jungen
Anstalt unter der Leitung eines strebsamen deutschen Arztes
sehr segensreich.

X.

Die Israeliten.

Geschichte der Juden in Jerusalem und im h. Lande von der Zerstörung des Tempels durch Titus bis auf unsere Zeit.

Während der Belagerung durch Titus war Jerusalem der Schauplatz so heroischer und tragischer Vorgänge, wie man sie fast bei keinem alten oder neuen Volke findet. Keine Stadt hat verhältnissmässig so viel Energie entwickelt und so grosse Opfer gebracht, um der Gewalt der fremden Invasion zu widerstehen, wie Jerusalem. Keine Stadt hat jemals ein so inniges Gefühl für ihre Schmerzen, für ihre Demüthigung an den Tag gelegt, keine Stadt hat eine so treue Theilnahme an dem Unglücke ihres Volkes gezeigt. In den Reden der Propheten wird Jerusalem mit einer gereizten, erzürnten Mutter — eine solche war es in der That während der Belagerung durch Titus — verglichen, ähnlich einer Löwin, der man die Jungen entreissen will. Nach der Zerstörung seines Tempels, nach der Vernichtung seines Volkes erscheint dasselbe Jerusalem als eine zärtliche Mutter, die still das Missgeschick ihrer Kinder beweint, oder als eine Wittwe in Trauerkleidung, welche die neuen Freier verschmäht, die um sie buhlen, und auf lange Zeit von keinem Troste hören will.

Der nationale Unabhängigkeitskrieg, der heilige Kampf

der Juden hat etwa sechs Jahre gedauert. Die rücksicht lose Anmassung, mit der die römischen Landpfleger d Nation behandelten, vermehrte den Widerwillen, welch schon von Anfang an die Juden gegen das römische Jo empfanden, und rief endlich im Jahre 66 einen allgemein Aufstand der Juden gegen die himmelschreiende Bedrückur des Statthalters Gessius Florus hervor. Jerusalem und al Festen des Landes fielen in ihre Gewalt, und der Präfel von Syrien wurde geschlagen. In Folge dessen schick Nero zur Unterdrückung des Aufstandes den Feldherrn Ve pasianus mit einer grossen Macht. In einer Reihe blutig Schlachten wurden die Juden schrecklich hingewürgt; trot dem aber liessen die muthvollen Landesvertheidiger vom u gleichen Kampfe nicht ab. Noch blieb ihnen die Hauptstad indessen wurde Vespasian von seinem Heere zum Imperat ausgerufen, zog nach Rom und überliess seinem Sohne Titu die Beendigung des Krieges. Jerusalem musste nun m allen Mitteln genommen werden, denn es war eine Schmac für die Römer, dass diese rebellische Stadt vier Jahre hir durch sich behaupten konnte. Ein Heer von wenigsten 80000 Mann römischer Kerntruppen wurde zusammenge zogen und eine so grosse Anzahl von verschiedenen Belage rungsmaschinen herbeigeschafft, wie sie bis dahin kein Krie erfordert hatte.

Bei der Annäherung des Feindes hatten die verschiede nen Fractionen der Widerstandspartei ihre früheren gegen seitigen Streitigkeiten eingestellt, und die Eintracht war wie der bei ihnen eingekehrt. Die einzelnen Abtheilungen bilde ten nur noch zwei Armeen, die des Johanan von Giscal und die des Simon Bar-Giora. Die jüdischen, im Kriegs zustande befindlichen Milizen, die eigentliche Garnison von Jerusalem, bildete eine Gesammtmasse von nur 80000 Strei tern; sie waren unabhängig von der zahlreichen Bevölke rung, welche durch die Umstände bewogen worden war, sich in der Stadt zu concentriren. Jedoch waren diejenigen

Vertheidigungskräfte, welche wirklich organisirt und wohl disciplinirt waren, bedeutend geringer als die Invasionsarmee. Dabei war das Uebermass der nach der Hauptstadt hinströmenden Bevölkerung weit mehr ein Uebelstand als ein Vortheil. Indessen wurden die Vorbereitungen zur Vertheidigung fortgesetzt. Die Mauern Jerusalems wurden noch mehr befestigt und gegen die Stösse der Belagerungsmaschinen widerstandsfähig gemacht, und die Speicher im Tempel sowie in der Stadt mit Getreide und andern Lebensmitteln gefüllt. Drei reiche Männer, Ben-Zizit, Kalba-Sabua, Nakdimon ben Gorion hatten so viel Vorräthe aufgespeichert, dass Jerusalem mehrere Jahre damit hätte ernährt werden können, wenn die Feuersbrünste nicht den grössten Theil derselben zerstört hätten.

Das Heer des Titus rückte im April 70 (3830 a. m.) gegen Jerusalem vor und lagerte bei dem Scopus etwa 3000 F. nördlich von der Stadt. Um das Terrain zu recognosciren, näherte sich Titus in Begleitung von 600 Reitern dem nördlichen Walle, und da er keine Wache auf der Mauer bemerkte, so glaubte er schon, die Vertheidiger Jerusalems seien eingeschüchtert und würden sich leicht unterwerfen. Allein plötzlich stürzten die Juden aus einem nördlichen Thore heraus und suchten die römische Reiterei von der Armee abzuschneiden. Titus schwebte in Gefahr gefangen genommen zu werden, aber seine Geistesgegenwart und die Tüchtigkeit seines Pferdes retteten ihn. Als den Tag darauf die zehnte Legion auf dem Oelberge mit dem Aufschlagen des Lagers beschäftigt war, wurde sie von jüdischen Kriegern überrumpelt und in einen panischen Schrecken derart versetzt, dass sie die Arbeit im Stiche liess und in der grössten Verwirrung zurückwich. Indessen eilte Titus mit seinem Elitecorps herbei, fiel den Juden in die Flanke und hemmte ihren Fortschritt. Mehrere andere kühne Ausfälle blieben ebenfalls ohne Erfolg, sie zeigten aber den Römern, welchen schweren Kampf sie zu bestehen haben würden.

Am 15. Nissan, am Passahfeste, begannen die Belagerungsarbeiten, und es gelang den Römern, auf drei Seiten ihr Lager aufzuschlagen. Die erste Sorge der Belagerer war darauf gerichtet, ihr eigenes Terrain zu erhöhen, Erdwälle und Plattformen anzulegen. Mit Pallisaden, Steinen, Erde Baumzweigen bauten die Römer breite Terrassen, starke Erdwälle, deren Niveau dem der feindlichen Schanzen gleich kam, ja sogar dieses noch überstieg. Auf demselben erbaute man oder führte auf Rädern grosse hölzerne Thürme von mehreren Stockwerken herbei, welche so bedeckt waren, dass sie den Wurfgeschossen und brennbaren Stoffen, die der Feind hinüber warf, trotzen konnten. In einem Theile dieser Thürme befanden sich die Bogenschützen und Schleuderer, welche die Vertheidiger von den Wällen vertreiben sollten, während die arbeitenden Soldaten ihre Werke fortsetzten; ein anderer Theil enthielt die Belagerungsmaschinen.

Der Mechanismus dieser Maschinen ist uns zwar gänzlich unbekannt, aber ihre Wirkungen kennen wir genau. Mit Hülfe von Tauen, Winden, Gewichten, Hebeln construirte man furchtbare Schleuder, die theils Spiesse, Pfeile, mit spitzen eisernen Köpfen versehene oder ganz brennende Balken auf die Vertheidiger der Mauer und in die Stadt warfen, theils colossale Steine und eine grosse Menge von kleineren Steinen und Bleistücken in Bewegung setzten. Zugleich arbeitete man mit Sturmböcken, eisernen Widdern und Brecheisen gegen die Mauer, um sie zu erschüttern. Der Widder war ein eisenbeschlagener schwerer Balken, der zwischen anderen Balken schwebte und bald durch Menschenhände, bald durch mechanische Mittel bewegt wurde. Zur Unterstützung aller dieser Angriffsmittel endlich wandten die Römer, um Brücken zu bilden, bewegliche Thürme an, welche Leitern und lange Fallgitter auswarfen, mittelst welcher die Soldaten sich auf die Mauer schwingen konnten.

Auch die Belagerten ihrerseits hatten grosse Vorbereitungen getroffen. Ausser den nöthigen Vorräthen an Spiessen,

Pfeilen, Steinen, stellten sie auf ihre Mauern Felsblöcke, deren Fall die Angreifer zerschmetterte; sie häuften eine bedeutende Menge von Harz, Pech, Schwefel, Fett, Oel u. dgl. an, Stoffe, welche dazu gebraucht wurden, die feindlichen Arbeiten in Brand zu stecken und einen Feuerregen auf die stürmenden Römer herabfallen zu lassen. Wollballen, Thierfelle, dicke Decken, geflochtene Seile dienten dazu, die Stösse der Maschinen des Feindes zu mildern; besondere Apparate langten von oben herab und hakten an den Widder an, hoben ihn aus seiner Achse und zerbrachen ihn.

Sobald die römische Armee vor Jerusalem ihre Stellung eingenommen, befahl Titus dem Josephus, die Rolle zu spielen, die ihm für die ganze Zeit der Belagerung vorbehalten war. Josephus ging rings um die Stadt herum und forderte die Belagerten auf, sich zu ergeben. Er war von einem römischen Officier, Namens Nicanor, der nach der Einnahme von Jotapat den Uebergang des Josephus ins römische Lager vorbereitet hatte, begleitet. Aber der blosse Anblick des verrätherischen ehemaligen Oberbefehlshabers in Galiläa erhöhte die Erbitterung der ganzen Bevölkerung. Ein von den Mauern der Stadt herabgesandter Pfeil verwundete den Nicanor und machte der ersten Rede des Josephus ein Ende.

Ein gut unterhaltenes Schleudern von Geschossen verhinderte die Belagerer lange Zeit, ihre Thürme an die Mauer heranzubringen und die Widder in Thätigkeit zu setzen. Als ihnen dieses gelungen war, stürzten sich die Juden mit einer unvergleichlichen Heftigkeit auf die Belagerungswerkzeuge, steckten sie in Brand, und ihr kühner Muth ging so weit, dass sie das Lager der Römer angriffen. Aber während des heftigsten Gefechtes kam die ausgezeichnete Reiterei des Titus den Legionen zu Hülfe und nöthigte die Juden, sich hinter ihre Wälle zurückzuziehen. Bei diesen zahlreichen Kämpfen betheiligten sich Alle, die nur Waffen tragen konnten; selbst Frauen zeigten den Männern gleich eine beispiellose Todesverachtung. Nach und nach lernten

die Belagerten mit schwerem Geschütz umgehen, kehrten die erbeuteten Geschosse gegen deren ehemaligen Besitzer und bauten auch eine Menge ähnlicher. Dreihundert Maschinen zum Schleudern von Spiessen und Steinen und vierzig zum Werfen grosser Steine standen auf ihren Mauern.

Inzwischen besserten die Römer die Schäden ihrer Belagerungswerke stets wieder aus und setzten ihren Angriff gegen die nördlichen Mauern mit grosser Kraft fort. Die Widder arbeiteten unaufhörlich auf verschiedenen Punkten, und zu gleicher Zeit bedeckten die Maschinen der Angreifer die Mauern der Stadt mit einer solchen Masse von Wurfgeschossen, dass es den Belagerten ganz unmöglich wurde, die Position zu behaupten. Als der bei der Vorstadt Bezetha gelegene Theil der Ringmauer ernstlich erschüttert war, verliessen die Juden am 7. Ijar (Mai) die äusserste Mauer, und die Römer drangen durch die Bresche ein. Darauf begann ein erbitterter Kampf um die Zwischenmauer, welche die Vertheidiger hinter der ersten aufgerichtet hatten. Als die Römer sie schon eingenommen glaubten, wurden sie von den Juden vertrieben, welche nun den überfallenen Stadttheil wieder in Besitz nahmen. Die Römer liefen darauf drei Tage hindurch mehrere Male Sturm, und erst am vierten gelang es ihnen, Herren der Vorstadt Bezetha zu werden, worauf sie die Ringmauer und die Strassen schleiften, um sich dort leichter bewegen zu können.

In die zweite Phase trat die Belagerung mit dem Angriff und der Vertheidigung des Forts Antonia ein. Zwei volle Monate dauerte dieser Kampf, bei welchem die denkwürdigsten Thaten vorkamen. Die vorhergehenden Gefechte hatten von beiden Seiten die Begeisterung verdoppelt. Titus brannte vor Ungeduld, seine ruhmvolle Eroberung bald verkündet zu sehen. Die Juden ihrerseits waren überzeugt, dass es kein anderes Rettungsmittel für sie gäbe, als eine fast übermenschliche Energie zu entwickeln.

Bevor Titus die neue Belagerung begann, liess er Jo-

sephus abermals um die Wälle gehen und seine Ueberredungskünste anwenden. Da aber dieses Mittel nichts fruchtete, so liess der römische Feldherr die Gefangenen, auch diejenigen, welche sich absichtlich fangen liessen, um der ausbrechenden Hungersnoth zu entfliehen, angesichts der Belagerten ans Kreuz schlagen. Aber anstatt den Muth der Juden zu schwächen, vermehrte noch dieses schreckliche Schauspiel ihre Entrüstung und Erbitterung. Sie setzten ihre weiteren Vorbereitungen zur Vertheidigung fort und liessen sich auch im Gottesdienst nicht stören. Es wurden im Tempel die täglichen Opfer wie in Friedenszeiten dargebracht.

Unter fortwährenden erbitterten Kämpfen hatten die Römer nach siebzehntägigen Anstrengungen vier Dämme gegen die Festung Antonia und die zweite Mauer errichtet und gedachten mit der Erschütterung derselben vorzugehen, als sich Johanan mit seinen Kriegern durch einen unterirdischen Gang stürzte und die gegen die Antonia gerichteten Werke anzündete. Den Tag darauf machte Simon an der Spitze seiner Truppen einen Ausfall und griff die andern Werke an, während Johanan den Titus beschäftigte. Drei Männer von der grössten Tapferkeit, Tephtai, Megassar und Chagira, brachen durch die Reihen und steckten die Belagerungsmaschinen in Brand, ungeachtet der Geschosse, die auf sie niederhagelten. Es gelang den Juden an diesem Tage, alle Arbeiten des Feindes von Grund aus zu zerstören, jedoch blieb noch immer das Uebergewicht auf Seiten der Römer.

Die Schwierigkeit Holz zu neuen Bauten herbeizuschaffen, machte den Römern den Verlust ihrer Maschinen noch empfindlicher. Sie versuchten einen allgemeinen Sturm, der aber erfolglos blieb. Titus musste die Hoffnung, den Krieg schnell zu beenden, aufgeben und sich auf eine langwierige Belagerung einrichten. Die Hungersnoth sollte sein Bundesgenosse werden. Um sowohl die Ausfälle der Belagerten, wie die Zufuhr von Lebensmitteln zu verhindern, liess er um die ganze Stadt eine Ringmauer erbauen, welche eine

Meile im Umfange hatte und mit dreizehn kleinen Forts und Redouten versehen war. Alle Gärten und Felder um Jerusalem wurden zerstört und die ganze Umgegend einer Einöde gleich gemacht. Die Lebensmittel schwanden bei der Ueberfüllung der Stadt mit Menschen mit jedem Tage mehr der wüthende Hunger stellte sich ein und raffte seine zahlreichen Opfer hin. Die Lebenden schlichen mit eingefallenen Antlitz und aufgetriebenen Leibern wie Gespenster einher.

Um dem qualvollen, langsamen Hungertode zu entkommen gingen Viele zu den Römern über, bei welchen sie aber eine schnellere Todesart erwartete. Die Römer hatten nämlich bemerkt, dass die Ueberläufer Goldstücke verschlungen hatten, um mit diesen ihr erbärmliches Leben in der Gefangenschaft zu fristen. Da schlitzten sie ihnen kannibalisch die Bäuche auf und suchten nach dem verborgenen Golde. Bei der Zunahme der Ueberläufer musste die Gefahr vor Verrath das Gemüth der Belagerten in grössere Aufregung versetzen und ihre Strenge gegen die Verdächtigen vermehren. Einundzwanzig Personen, die des Verraths angeschuldigt waren, erlitten auf den Wällen den Tod. Ein Officier aus Simons Heer, der dabei ertappt wurde, wie er Soldaten zu verführen suchte, wurde schonungslos hingerichtet. Die Mutter des Josephus wurde ergriffen und ins Gefängniss geworfen.

Aber trotz Hungersnoth und hereinbrechenden Säuchen wurden die jüdischen Kämpfer nicht müde, den Römern die Arbeit zu erschweren, so dass es diesen erst nach einundzwanzig Tagen gelang, vier neue Werke gegen die Antonia zu errichten. Ein Ausfall des Johanan mit der Absicht die neuen Werke zu zerstören, blieb indessen ohne günstigen Erfolg. Der feindliche Sturmbock erschütterte mit immer grösserer Wirkung die Mauern, und so stürzte am 3. Tamus (Juni) die Mauer der Antonia zusammen. Wie gross war aber der Schrecken der Römer, als sie hinter der Bresche noch eine andere Mauer erblickten, welche Johanan binnen

kurzer Zeit hatte bauen lassen. Vergebens strengten sich die Angreifer an, diese mit Sturm zu nehmen. Einen Ueberfall in der Nacht schlugen die Juden zurück, und der Kampf Mann gegen Mann dauerte bis zum andern Morgen. Die Antonia blieb aber in der Gewalt der Römer. Unter den Männern, welche sich an diesem Tage am meisten auszeichneten, erwähnt man als die Tapfersten der Tapfern, Juda ben Metton, Simon b. Josias, Jakob und Simon b. Kathla, Jakob b. Sosa, Simon und Juda b. Jair. An eben diesem Tage, 17. Tamus, hörten die täglichen Opfer im Tempel aus Mangel an Thieren auf.

Nach der Einnahme der Antonia hatte Titus noch den Tempelberg Moriah und den Berg Zion, welcher die obere Stadt einnahm, zu belagern. Sieben Tage hindurch war die römische Armee damit beschäftigt, die Antonia zu schleifen, um dadurch mehr Raum für die neuen Werke zu gewinnen. Nur ein Thurm wurde verschont, von welchem herab Titus die Bewegungen der Vertheidiger des Tempelberges beobachten konnte. Die Juden waren noch Herren der Zugänge zum Berge Moriah, und Simon, dessen Abtheilung den Zion einnahm, behielt noch volle Freiheit, mit Johanan zu verkehren. Als die neue Belagerung beginnen sollte, stieg, auf Befehl des Titus, Josephus auf die Trümmer in der Nähe liegender Wälle und wandte sich direkt an Johanan, indem er ihn ermahnte, sich zu unterwerfen. Johanan wollte nicht einmal die Stimme des Mannes hören, den er als das Haupt aller Verräther ansah; er wies jedes Gespräch mit Zeichen der Entrüstung von sich. Titus selbst liess sich herab, den Belagerten seine Ermahnungen zukommen zu lassen, aber ohne Erfolg.

Bevor die Römer sich zum Bau neuer Werke gegen den Tempel entschlossen, versuchten sie noch eine Ueberrumpelung. Eine auserwählte Truppe griff die Juden in der Dunkelheit der Nacht an. Die Belagerten waren aber aufmerksam und leisteten heftigen Widerstand. Nach achtstündi-

gem Kampfe mussten die Römer zum Rückzuge blasen und zum vierten Male der Nothwendigkeit nachgeben, abermals Werke zu bauen und sich der Sturmböcke zu bedienen. Während sie sich damit beschäftigten, erneuerten die Juden ihre Ausfälle. Von der obern Stadt kamen sie in das Thal Kidron hinab, wo die feindliche Reiterei ihr Lager hatte, und nahmen so viel Pferde fort, dass Titus die Todesstrafe über jeden Römer verhängte, welcher in der Zukunft sein Pferd sich würde nehmen lassen. Die Juden gebrauchten jede List, um die Römer zu ermüden; sie zündeten einige Säulengänge des Tempels an und thaten, als wollten sie die Gallerien verlassen. Darauf erkletterten viele Römer dieselben, kamen aber theils durch das Schwert der Juden, theils durch das Feuer um. Der Brand erstreckte sich jedoch weiter und die schönen westlichen Säulengänge wurden an diesem Tage, 27. Tamus, ein Raub der Flammen.

Indessen häuften sich in der unglücklichen Stadt alle Schrecknisse, welche die schwärzeste Phantasie zu ersinnen vermag. Der Tod in tausend Gestalten, am schrecklichsten durch Hunger, raffte die Bevölkerung hin. Die Hungersnoth hob die Schranken zwischen Armuth und Reichthum auf und entfesselte die heftigsten Leidenschaften. Um ein wenig Stroh, um Lederstücke und andere höchst widerliche Dinge stritten sich die Ausgehungerten, um dieselben einander zu entreissen. Die reiche Gemahlin des Hohenpriesters Josua ben Gammala, die einst auf Teppichen von ihrem Hause bis zum Tempel gewandelt war, suchte in den Strassen nach ekelhafter Nahrung, um den wüthenden Hunger auf einen Augenblick zu stillen. Der schreckliche Hunger erstickte das Muttergefühl und veranlasste eine Entsetzen erregende Scene, welche selbst den Feind mit Schauder erfüllte. Eine Frau, Mirjam, Tochter des Eleasar, welche keine Milch und nicht die geringste Nahrung mehr hatte, um ihr Kind zu säugen, tödtete dasselbe und verzehrte dessen Fleisch. Die Todten wurden während der ersten Zeit der Belagerung durch die Thore mit den ge-

wöhnlichen Ehrenbezeigungen getragen und in den Thälern bestattet. Als aber die Blokade strenger wurde und die Todesfälle sich ausserordentlich vermehrten, war man gezwungen, in einzelnen Häusern die Leichname aufzuhäufen. Zuletzt blieben die Körper ohne Weiteres auf den Strassen liegen, oder man warf sie über die Wälle. Die aufgehäuften Leichen, die in der heissen Jahreszeit bald in Fäulniss übergingen, verbreiteten üble Ausdünstungen und erzeugten die Pest und andere Seuchen, welche mit dem Krieg und dem Hunger um die Wette die Bevölkerung hinrafften. Die jüdischen Krieger aber ertrugen alle Qualen mit ungebrochenem Muthe, sie stürmten zum Kampfplatze mit leerem Magen, umgeben von den finstern Gestalten des Todes, mit demselben Ungestüm, wie am ersten Tage der Belagerung. Von dieser düstern Erhabenheit der Vertheidigung, von diesem unerschütterlichen Heldenmuth der Juden und ihrer Hingebung an das Heiligthum waren selbst die Römer betroffen, und Einzelne von ihnen verliessen ihre Fahnen und ihren Glauben und traten zum Judenthum über.

Die Römer hatten inzwischen ihre Werke gegen die äussere Mauer des Tempels vollendet, ihre Maschinen aufgestellt und sechs Tage hindurch, 6—8 Ab, unaufhörlich mit dem Widder gearbeitet, ohne jedoch die stark construirten Mauern erschüttern zu können. Einen Sturm, in dem sie versuchten, auf Leitern die Mauer zu ersteigen, schlugen die Juden zurück und stürzten die Kletternden in die Abgründe. Da beschloss Titus, Feuer anzuwenden und liess die Aussenwerke des Tempels, deren Gallerien von Holz gebaut waren, in Brand stecken. Einen ganzen Tag und die folgende Nacht wüthete das Feuer. Die erste Mauer des Tempels war verloren. Die Römer drangen auf das Plateau heran und stellten sich dort in geschlossenen Gliedern auf. Die Belagerten hatten keine Zuflucht mehr als die zweite Ringmauer des Tempels. Endlich kam der neunte Ab, der verhängnissvolle Tag, welcher der Nation ein düsteres Trauer-

fest hinterliess. An diesem Tage machten Johanan un Simon wieder einen kühnen Ausfall, sie wurden abe von der Ueberzahl der Feinde zum Rückzuge genöthig Während man auf der südlichen Seite des Plateaus kämpft ergriff ein Römer ein brennendes Holzstück, stellte sich a die Schulter seines Gefährten und schleuderte es durch di Oeffnung, welche das goldene Fenster genannt wurde, i den Tempel. Das Cedernholz, mit dem dieses Gebäude b kleidet war, fing Feuer und wälzte den Brand mit Winde schnelle nach den benachbarten Räumen, und die Flamme schlugen in die Höhe. Bei diesem Anblick wichen auch di Muthigsten zurück.

Titus lag in seinem Zelte, als man ihm die Kunde davo brachte. Er eilte mit Truppen herbei und fand keine Widerstand mehr. Vergebens rief der Feldherr, man soll den Brand löschen; die Truppen aber überliessen sich gan der Freude ihres so theuer erkauften Sieges, zerstreute sich in den Tempelräumen, um zu plündern und beförderte auf jede Weise die Feuersbrunst. Simon und Johanan, au der einen Seite vom Feuer, auf der andern von der feind lichen Armee bedroht, vereinigten alle ihre Krieger, schluge sich mit verzweifelter Energie durch die Römer hindurch und sammelten sich in der oberen Stadt wieder. Titus drang mit seinem Gefolge in das Allerheiligste und weidete sich an dessen Anblick, bis ihn ein erstickender Rauch daraus vertrieb. Indessen würgten die wüthenden Soldaten Alle, die bei der Bestürzung nicht geflohen waren, zündeten den Tempel an vielen Stellen an, und die Flamme theilte sich den Nebengebäuden mit. Das Wehklagen der Juden, das Krachen der Balken, das Siegesgeschrei der Römer, der Lärm des Gemetzels erschütterten den Erdboden, erschütterten die Luft, und brachten ein Geräusch, ein Wehklagen und Stöhnen hervor, wie man es am Ufer des Jordans noch nie erlebt hatte; das Echo trug die Trauerbotschaft bis zu den entferntesten Gegenden von Judäa. Viele Juden stürzten sich

aus Verzweiflung in die Flamme, sie wollten den Tempel nicht überleben. Andere, viele Tausend Personen, darunter Weiber und Kinder, waren trotz der andringenden Feinde und der zunehmenden Flammen in der südlichen Gallerie des grossen Vorhofes geblieben. Die Römer stürzten sich auf sie und machten Alle nieder. Mehrere Priester, theils in der Blüthe der Jugend, theils mit greisem Haupt und Bart, die sich auf die Mauer gerettet, dort einige Tage trotz Hunger und Durst ausgehalten hatten und endlich gezwungen waren um Erbarmen zu flehen, liess Titus hinrichten. Der Grausame sprach: „Priester müssen mit ihrem Tempel untergehen.“ Das Blutbad war entsetzlich; in Strömen floss das Blut die Stufen des Tempels herab. Der Tempel brannte ganz ab, und nur die Mauertrümmer blieben. Das hochgefeierte Heiligthum, erst vor kurzem verschönert, von vielen Fremden bewundert, geehrt, bereichert — es sank zusammen und mit ihm alle Selbstständigkeit der Nation, deren Stolz es ausgemacht hatte. Die siegenden Legionen opferten ihren Göttern auf der Tempelstätte, pflanzten ihre Fahnen auf dem östlichen Thore des Tempels auf und riefen Titus zum Imperator aus.

Der zweite Tempel wurde durch Titus an demselben Tage (9. Ab) zerstört, an dem der erste durch Nebuchadnezar verbrannt worden war. An diesem Trauertage wurde fünfundsechzig Jahre später durch Hadrian Betar erobert und die letzte Anstrengung der jüdischen Nationalität vernichtet.

Weder der Brand des Tempels, noch die Zerstörung der untern Stadt beendeten die Belagerung von Jerusalem. Trotz ihrer schlimmen Lage hielten sich die Vertheidiger in der oberen Stadt noch mehrere Wochen. Dort hatten sie eine Unterredung mit Titus. Der junge Cäsar kam mit seinem Gefolge an den Anfang der Brücke heran, welche als Verbindung zwischen dem Moriah und dem Zion gedient hatte; Johanan, Simon und ihr Gefolge näherten sich von der anderen Seite her dieser Brücke, deren Mitte abgetragen war.

Titus bestand darauf, dass sie sich auf Gnade und Ungnade ergeben sollten. Johanan und Simon verlangten aber, da sie geschworen hatten, eher zu sterben als die Waffen zu strecken dass ihnen freier Abzug mit den Waffen zugestanden werde So entbrannte der Kampf von Neuem, und zum fünften Ma wurde den Legionen befohlen, die Arbeiten wieder anzufangen. Am 20. Ab begannen die Römer neue Werke gegen die Mauer der Oberstadt zu errichten und waren erst nach 18 Tagen damit fertig. Die jüdischen Kämpfer waren aber von Anstrengung und Hunger erschöpft, und nur ein kleiner Theil widersetzte sich dem Angriffe. Die Römer überstiegen endlich am 8. Elul die Mauer, besetzten die Thürme, drangen mordend in die Oberstadt ein und verbrannten auch diesen letzten Stadttheil; sie zerstörten die Mauern bis auf die drei Thürme Hippikus, Phasaelus und Mariamne, die Titus unversehrt liess, damit sie als Zeugen seines grossen Sieges dastehen sollten. Jerusalem gehörte nun den Römern. Traurig verhüllte Zion das Haupt und wehklagte, ihre Herrlichkeiten waren vernichtet, ihre Söhne gefallen, ihre Töchter in Sklaverei geführt; sie tröstete sich jedoch, sagt R. Akiba, mit der Prophezeiung, die spricht: „Ich, der Herr, werde Zion erbauen und werde es mit einer Feuermauer umgeben.“

Ueber eine Million Menschen waren während der Belagerung umgekommen. Die Ueberlebenden beneideten sie um ihr Ende; denn grenzenlos waren die Leiden, welche die in die Gefangenschaft der Römer Gerathenen trafen. Die Gefangenen, deren Zahl auf nahe an 100000 geschätzt wird, liess Titus auf der Tempelstätte zusammenpferchen und bewachen und überliess es einem freigelassenen Sklaven, Namens Fronto, über sie zu verfügen. Fronto liess alle diejenigen, welche als Kämpfer erkannt wurden, auf der Stelle hinrichten. Siebzehntausend Gefangene kamen fast an einem

Tage vor Hunger um, indem man ihnen nur höchst knappe Nahrung reichte. Ein Theil der Gefangenen weigerte sich, von den Römern etwas anzunehmen und verschmachtete lieber. Von den Ueberlebenden wurden die schönsten und kräftigsten Leute zu den Kämpfen mit wilden Thieren und dem Triumph des Titus aufbewahrt; die andern, welche über siebzehn Jahre alt waren, wurden aufgezeichnet, um bei den Bergwerken Aegyptens und den öffentlichen Arbeiten in Rom verwendet zu werden. Das von Vespasian in Rom erbaute Amphitheater, das Colosseum, wurde zum grossen Theil mit dem Schweisse der jüdischen Gefangenen erbaut. Von dem Reste, vierzig Tausend, schenkte Titus einen Theil seinen Freunden als Sklaven, die übrigen Jünglinge unter siebzehn Jahren und die weiblichen Gefangenen wurden auf den Sklavenmärkten an den Meistbietenden verkauft.

Als Titus die zerstörte Stadt verliess, blieb die zehnte Legion mit ihrem Anführer Terentius Rufus zurück, um das Land zu überwachen. Die kräftigsten jüdischen Jünglinge wurden in Fesseln nach Cäsarea geschickt, wo Titus Hof hielt und Belustigungen für seine Freunde veranstaltete. Wilde Thiere wurden in einen geschlossenen Raum geführt, und die jüdischen Gefangenen mussten so lange mit ihnen kämpfen, bis sie überwältigt und von ihnen zerfleischt wurden. Zuweilen wechselte auch das Schauspiel, theils wurden die jüdischen Gefangenen verbrannt, um eine lebhafte Vorstellung von dem zu geben, was beim Brande von Jerusalem vorgefallen war, theils fielen sie als Opfer der Scheingefechte, indem man sie zwang, gegen einander anzurennen, um sich gegenseitig zu durchbohren. Dasselbe liess Titus in Berytus wiederholen. Bei diesen Spielen kamen mehrere Tausend Juden um.

Zu seinem Triumph in Rom führte Titus sieben Hundert jüdische Gefangene von schönem Schlage mit sich und auch die beiden jüdischen Anführer Johanan von Giscala und Simon Bar-Giora. Der erstere erkrankte und fiel in die

Hände der Römer. Simon aber hatte sich mit einigen seinen kräftigsten Soldaten in einen unterirdischen Gang Jerusalems begeben, mit Werkzeugen versehen, und hoffte, sich einen Ausweg ins Freie zu bahnen. Sie stiessen aber an einen harten Fels, an dem ihre Anstrengungen scheiterten. Die wenigen Lebensmittel gingen ihnen aus, und so entschloss sich Simon, als Held zu sterben. Mit einer weissen Tunica und einem Purpurmantel bekleidet, trat er plötzlich aus der Erde an der Tempelstätte hervor und setzte die römischen Wachen in Schrecken. Als sie ihn fragten, wer er sei, antwortete er ihnen, sie sollten ihn zu ihrem Hauptmanne führen. Als Rufus herbeigerufen war, gab Simon sich zu erkennen und wurde sofort in Fesseln geschlagen. Er kannte das Loos, das ihn erwartete, und sah ihm ruhig entgegen. Diese beiden Helden, Johanan und Simon, führte Titus auf seiner Triumphreise mit sich nach Rom; sie sollten auch seinen Einzug verherrlichen.

In Rom wurden die Triumphesehren zwischen Vespasian und Titus getheilt. Vor ihnen her wurden die Tempelgefässe, der goldene Leuchter, der goldene Tisch und die Tempelgesetzrolle getragen, die Gefangenen in Fesseln geführt und Abbildungen der Schlachten und der Zerstörung Jerusalems der schaulustigen Menge gezeigt. Simon Bar-Giora wurde an einem Stricke durch die Strassen geschleift und endlich nach römischem Brauch als Opfer auf dem Forum enthauptet; Johanan von Giscala wurde zu ewigem Gefängniss verurtheilt. Denkmünzen wurden geprägt, welche das unglückliche Judäa als Bild tragen, ein zerknirschtes Weib in verzweifelter Stellung unter einem Palmbaum vor einem aufrechtstehenden Krieger mit der Inschrift: „Das gefangene, besiegte Judäa“ (Judaea capta, Judaea devicta). Später wurde ein Triumphbogen für Titus erbaut, auf welchem die erbeuteten Tempelgefässe noch heute zu sehen sind (Arco di Tito). Die Tempelbeute blieb lange Zeit in Rom in dem Friedenstempel, den Vespasian bauen liess, und die Gesetzrolle im

kaiserlichen Palaste. Von hier aus wurden diese Ueberreste des jüdischen Heiligthums später in andere Länder gebracht.

Judäa war indessen noch nicht vollständig unterworfen; drei Festungen, Herodium, Machärus und Masada hatten sich noch behauptet. Der Landpfleger Bassus hatte den Auftrag, sie zu erobern; er erlangte ohne Belagerung die Uebergabe von Herodium. Schwerer fiel es ihm, Meister von Machärus zu werden. Diese Bergfestung war von allen Seiten durch tiefe Schluchten uneinnehmbar. Die jüdische Besatzung war mit Mundvorrath und Wasser reichlich versehen und fühlte sich unter ihrem tapfern Anführer Eleasar so stark, dass sie Ausfälle gegen die Römer machte. Aber eines Tages, als Eleasar, von einem Ausfalle sich zurückziehend, in der Nähe des Feindes trotzig stehen blieb, wurde er von den Römern ergriffen und gefesselt. Bassus liess ihn foltern und machte Miene, ihn zu kreuzigen, sobald der Platz sich nicht ergeben wolle. Von diesem Anblicke wurden die Belagerten so gerührt, dass sie ihre Unterwerfung zusagten, wenn ihr Anführer verschont würde. So kam Machärus durch eine Unvorsichtigkeit in die Gewalt der Römer. Bassus hielt zwar der eigentlichen Garnison gegenüber Wort, aber von der Bevölkerung, welche in einem tiefer gelegenen Theile des Berges wohnte, liess er die Männer, nahe an zwei Tausend, über die Klinge springen, Frauen und Kinder zur Sklaverei verkaufen.

Bassus starb in Judäa, sein Nachfolger Sylva übernahm die schwere Aufgabe, Masada einzunehmen. Diese schon oben besprochene Bergfestung war noch unzugänglicher als Machärus. Die Garnison, aus 900 Personen bestehend, welche Eleasar ben Jair befehligte, hatte Ueberfluss an Mundvorrath, Wasser und Waffen und kämpfte mit Muth und Todesverachtung. Aber die römische Belagerungskunst erschütterte eine Mauer; die andere Schanze, welche die Besatzung aus Holzbalken gebaut, gerieth in Brand durch die brennenden Stoffe, welche der Feind hineingeschleudert hatte. In der

Hoffnungslosigkeit mit so geringer Mannschaft Widerstand zu leisten, ermuthigte Eleasar seine Gefährten, ihrem Schwure treu zu bleiben, mit eigenen Händen sich den Tod zu geben, ehe sie in die Gewalt der Römer fielen. Alle stimmten freudig bei, und am ersten Passahfeste (72) tödteten sie sich auf die oben geschilderte Weise. Die Römer, welche auf einen Kampf gerüstet waren, gewahrten beim Eindringen in die Festung eine unheimliche Todesstille, ihre Blicke begegneten lauter Leichen. Nur eine Frau und fünf kleine Kinder, welche sich in dem Keller versteckt hatten, machten die ganze lebende Bevölkerung aus; ihre Erzählungen enthüllten die tragischen Einzelnheiten der vergangenen Nacht. Dies war das Ende des Unabhängigkeitskrieges der Juden unter Vespasian und Titus.

Vespasian nahm schwere Rache an den Juden, welche gewagt hatten, das römische Joch abzuschütteln. Ganz Judäa eignete er sich als Privatbesitz an und verkaufte die Ländereien an die Syrer. Die Juden hatten kein Vaterland mehr. Alle Juden des römischen Reiches sollten nunmehr die zwei Drachmen, die sie jährlich an den Tempel zu spenden gewohnt waren, an den Tempel des Jupiter zahlen. Diese erste Judensteuer erhielt den Namen: „der jüdische Fiscus“ (Fiscus Judaicus).

In dieser Zeit boten die Vertheidiger Jerusalems ein Schauspiel dar, noch interessanter als die Kriegsereignisse. In der Voraussicht der Unglücksfälle, welche ihrem Unternehmen drohten, und bei dem Herannahen der grossen Katastrophe, welche ihre politische Existenz in Frage stellte, wurden alle Vorbereitungen getroffen, um den staatlichen Untergang zu überleben und für die tieferschütterte Nation einen neuen Mittelpunkt zu schaffen. Diese grosse Aufgabe übernahm Rabbi Jochanan ben Sakkai, ein Schüler Hillels und Mitglied des Sanhedrin.

Schon einige Zeit vor der Zerstörung des Tempels liess sich R. Jochanan mit seinen Schülern in Jabne oder Jamne,

einer Stadt unweit der Küste des Mittelmeeres, nieder und gründete daselbst ein Lehrhaus. Als die Nachricht eintraf, dass der Tempel in Flammen aufgegangen, zerrissen R. Jochanan und seine Schüler ihre Kleider, bedeckten das Haupt mit Sack und Asche, trauerten und jammerten. Aber R. Jochanan verzweifelte nicht und liess gleich in Jabne ein Sanhedrin zusammentreten, als dessen Präsident er selbst anerkannt wurde. Jabne vertrat von nun an Jerusalem und wurde der religiöse und nationale Mittelpunkt für die zerstreuten Gemeinden. Indem R. Jochanan für die lebendige Fortpflanzung der Lehre sorgte und im Lehrhause zunächst auf seine Schüler, auf die er sein Wissen übertrug, wirkte, förderte er mit grosser Thatkraft die Erhaltung des Judenthums und befestigte die gelockerten Wurzeln des jüdischen Gemeinwesens. R. Jochanan war der Hauptträger der überlieferten, mündlichen Lehre, die, zum Unterschiede von der geschriebenen Lehre, Mikra, den Namen Mischna führt. Die Ueberlieferer der Mischna hiessen Tanaim. Diese bildeten neben R. Jochanan den Lehrkreis und waren zugleich Mitglieder des Sanhedrin in Jabne.

Nach einem zehnjährigen Wirken in dem neugeschaffenen Kreise starb R. Jochanan in den Armen seiner Schüler, die er vor dem Tode mit den Worten segnete: „Möge die Gottesfurcht auf euer Thun ebenso einwirken, wie die Furcht vor Menschen.“ Er starb in seinem 120. Lebensjahre. An seiner Stelle wurde Rabban Gamliel aus dem Hillelschen Hause von dem königlichen Blute Davids zum Vorsitzenden des Sanhedrin eingesetzt. Er und seine Nachfolger führten den Titel Nasi, Fürst, bei den Römern Patriarch. Die Schüler des R. Jochanan hatten nur das begonnene Werk fortzusetzen; sie wurden überall, sowohl in Palästina, als in allen Gemeinden in der Diaspora, als Führer anerkannt. Das Sanhedrin in Jabne wurde in der Folge das Herz der Nation; von hier aus strömte Leben bis in die entferntesten Gemeinden, von hier musste jede Einrichtung und religiöse Bestimmung aus-

gehen, wenn sie auf Anklang und Heilighaltung rechnen wollte. Die Nasiim waren Volksfürsten, und ihre Würde kam dem königlichen Range nahe; sie stellten alle nationalen Bande wieder her und knüpften alle Fäden wieder zusammen, welche durch die Kriege zerrissen worden waren.

Diese innere Thätigkeit der jüdischen Nation nahm ihren weitern Verlauf während der Regierungszeit der vier Kaiser Titus, Domitian, Nerva und Trajan. Die Regierungsdauer des Ersteren war nicht über 26 Monate. Die Ueberlieferung erklärt den frühzeitigen Tod (82) des Titus „ha-Rascha" als Folge einer Strafe für den Hohn, den er zu der Zerstörung des Tempels hinzugefügt hat. Er brachte nämlich, als er Herr des Tempels geworden, eine Lustdirne in das Allerheiligste, zerschnitt den Vorhang vor demselben mit gezücktem Schwerte und forderte lästernd den Gott Israels heraus. Zur Strafe für seine Missethaten wurde er von einer Mücke bis an sein Lebensende geplagt, die ihm ins Gehirn fuhr, sich ausdehnte, ihm bei Tag und Nacht keine Ruhe liess und endlich seinen Tod herbeiführte. Unter der Blutregierung des Domitian waren die Juden grossen Verfolgungen ausgesetzt. Noch grösser war die Strenge des Tyrannen gegen diejenigen Römer, welche dem jüdischen Glauben ergeben waren. Es gab deren nicht Wenige, welche dem Judenthume zugethan waren, und zwar meistens unter den höheren Ständen. Am grausamsten zeigte sich Domitian in seinen letzten Regierungsjahren. In diese Zeit fällt die Verurtheilung des Flavius Clemens (Kleonymos) zum Tode, weil er dem jüdischen Bekenntnisse ergeben war. Obwohl er Blutsverwandter des Kaisers war und seine Kinder als Thronfolger bestimmt waren, so schützte ihn weder die Verwandtschaft, noch der hohe Rang vor des Wütherichs Blutgier. Der alte Nerva, welcher nach Domitian (96) zum Throne gelangte, übte die Gewalt nur 15 Monate aus und erliess mehrere Decrete, welche die früheren Verfolgungen der Juden wieder gut zu machen beabsichtigten. Aber die allzukurze Regie-

rungszeit Nervas hemmte die fernere Wirkung der wohlwollenden Stimmung für die Juden; mit seinem Nachfolger Trajan kehrte die alte Gehässigkeit zwischen Römern und Juden wieder, und bald standen beide Völker abermals mit den Waffen in der Hand einander gegenüber.

Trajan ging nach Asien, um die Länder zwischen Euphrat und Tigris, Indus und Ganges dem römischen Reiche zu unterwerfen, und hatte in den parthischen Ländern leichtes Spiel. Nur die Juden, die in dieser Gegend zahlreich wohnten und eine Art Selbstständigkeit unter ihrem Fürsten, Resch Galutha, besassen, traten dem römischen Eroberer, dem Nachkommen derer entgegen, welche den Tempel zerstört, ihre Brüder den Thieren des Circus vorgeworfen und zu schmählicher Knechtschaft verdammt hatten, und rüsteten sich ihrerseits zu einem heiligen Kampfe. Der Aufstand verbreitete sich über einen grossen Theil des römischen Reiches. Nicht nur die Juden in Babylonien, sondern auch die in Aegypten, Kyrene, Lybien und auf der Insel Cypern fassten den grossen Gedanken, das römische Joch abzuschütteln. Wie von einem überwältigenden Geiste getrieben, griffen die jüdischen Einwohner dieser soweit auseinander liegenden Länder zu den Waffen, als wollten sie einmüthig zeigen, dass ihnen noch Energie genug bleibe, um mit dem Schwert in der Hand gegen die Usurpation und die Triumphe ihres Feindes zu protestiren. Auch Judäa bereitete sich zum Aufstande vor und leitete ihn in den Nachbarländern (116 — 117).

Abermals bedeckten gewaltige Ströme von Blut die Erde und der erbitterte Kampf nahm solche Dimensionen an, dass Rom einen Augenblick für seine Besitzungen im Orient zittern musste. Zuerst griffen die Juden die Nachbarn an, tödteten die Römer und Griechen und rächten den Untergang ihrer Nationalität an ihren nächsten Feinden. Durch den Erfolg ermuntert, nahmen sie es mit dem römischen Feldherrn Lupus auf, der die Legionen gegen die Juden führte. In dem ersten Treffen siegte die Begeisterung der

Juden über die römische Kriegskunst; Lupus wurde zurückgeschlagen. Die Folgen dieses Sieges waren Scenen der Unmenschlichkeit auf beiden Seiten, die gewöhnlichen Begleiter eines Racenkrieges, in welchem ein alter, langunterdrückter Grimm zum Ausbruch kommt. Die Heiden warfen sich auf Alexandrien und tödteten die zurückgebliebenen kriegsunfähigen jüdischen Einwohner unter grausamen Martern. Die Juden erwiederten Grausamkeit mit Grausamkeit. Römische Berichte erzählen, die Juden zwangen die Griechen und Römer, mit wilden Thieren und gegen einander im Circus zu kämpfen, eine traurige Repressalie für die blutigen Kampfspiele des Titus. In Kyrene sollen 200,000 Griechen und Römer von den Juden erschlagen worden sein, und Lybien war durch sie so entvölkert worden, dass später neue Colonien dahin geschickt werden mussten. Die Juden in Cypern sollen 240,000 Griechen umgebracht haben. Trajan, der die Ausbreitung dieses Aufstandes in hohem Grade fürchtete, übergab einem seiner Hauptfeldherrn, Martius Turbo, eine sehr bedeutende Land- und Seemacht, die hochauflodernde Kriegsflamme der Juden in Aegypten, Kyrene und auf Cypern zu löschen. In der Euphratgegend verlor ein römischer Feldherr, Maximus, sein Leben in der Schlacht. Darauf übergab Trajan den Oberbefehl seinem Feldherrn Lucius Quietus mit dem Auftrage, die Juden des Distriktes ganz zu vertilgen. Turbo gelang es erst nach vielen lange dauernden Kämpfen in Aegypten und Kyrene Herr des Aufstandes zu werden. Gegen die Gefangenen bewies er grosse Grausamkeit. Die Legionen umringten die Gefangenen und hieben sie in Stücke. Nach Besiegung des afrikanischen Aufstandes führte Turbo seine Legion gegen Cypern, wo er die Juden gänzlich vernichtete. In Babylon führte Quietus einen Vertilgungskrieg, so dass die Häuser, Strassen und Wege von jüdischen Leichen besäet waren.

Nachdem Quietus seine blutige Arbeit in Babylonien vollendet hatte, wurde er von Trajan nach Palästina be-

ordert, wo die Juden einen Aufstand organisirt hatten. Es war ihm aber noch nicht gelungen, Herr desselben zu werden, als Hadrian die Regierung antrat (117). Ueber die Natur dieses Krieges „Polemos schel Kitos" fehlen bestimmte Angaben. Er scheint für die Juden sehr unheilvoll gewesen zu sein, denn zu den öffentlichen Trauerzeichen, welche nach der Zerstörung des Tempels eingeführt waren, fügte das Sanhedrin neue hinzu. Jabne, der Sitz des Sanhedrin, wurde in Folge des Krieges zerstört. Indessen konnte der grausame Quietus seinen Vernichtungskrieg nicht durchführen. Der neue Kaiser selbst hemmte seinen blutigen Siegeslauf. Hadrian schreckte vor dem Anblick so vieler Aufstände, vor der Aussicht auf langwierige Kriege zurück und schlug den Weg der Nachgiebigkeit ein. Der herzlose Quietus wurde vom Kaiser seines Amtes entsetzt. In dem Augenblicke, als er im Begriff war, die zwei jüdischen Anführer, Julianus und Pappos zum Märtyrertod führen zu lassen, traf aus Rom der Befehl ein, welcher den blutdürstigen Richter von seinem Posten in Judäa abrief. Den Tag der Befreiung Julianus und Pappos, den zwölften Adar, setzte das Sanhedrin, unter dem Namen Trajanstag, Jom Tirjanus, als Halbfeiertag ein. Zur vollständigen Beruhigung der Juden versprach ihnen Hadrian, den Tempel auf seiner frühern Stätte wieder aufbauen zu lassen. Die Stadt Jerusalem sollte sich wieder aus den Trümmern erheben. Die Aufsicht über den Bau der Stadt vertraute Hadrian dem Onkelos oder Akylas an. Onkelos war ein Schwestersohn Hadrians, er trat zum Judenthume über und machte sich berühmt durch seine neue Uebersetzung der heiligen Schrift.

In vollem Jubel über die Aussicht, bald ein Heiligthum zu besitzen, machten die Juden mit dem Wiederaufbau desselben vollen Ernst und trafen Vorbereitungen dazu. Allein bald erschienen die grossen Erwartungen als ein leerer Traum. Denn kaum hatte Hadrian die Unruhen beschwichtigt, als er sein Versprechen, das er offen zurückzunehmen nicht

wagte, zu schmälern begann. Er gab den Juden zu verstehen, dass sie den Tempel auf einer anderen Stelle erbauen, oder dass sie ihn in einem kleinern Massstabe anlegen sollten. Die Juden erblickten in dieser Ausflucht ein Zurücknehmen des kaiserlichen Wortes und bewaffneten sich wieder. Jedoch gab es auch eine Friedenspartei, an deren Spitze R. Josua stand, welcher nach R. Gamliels Tod Vorsitzender des nach Uscha ausgewanderten Sanhedrin war. Indessen kam Hadrian nach Judäa (130) mit dem Entschlusse, alle Religionsunterschiede zu verwischen und die Bewohner mit den Römern bis zur Unkenntlichkeit zu verschmelzen. Er entwarf den Plan, Jerusalem sollte wieder aufgebaut, aber in eine heidnische Stadt umgewandelt, auch ein Tempel sollte errichtet werden, aber ebenfalls einen heidnischen Charakter erhalten. Das neue Heiligthum sollte dem Jupiter Capitolinus geweiht werden, und die Stadt den Namen Aelia capitolina führen. Bei dieser deutlich ausgesprochenen Absicht Hadrians, die Juden als Volksstamm und Religionsgenossenschaft aus dem Buche der Lebenden zu streichen, entstand eine düstere Gährung in den Gemüthern. Der grosse Rath der Nation und R. Akiba an der Spitze, der nach dem Tode R. Josuas als Haupt der jüdischen Gesammtheit anerkannt wurde, sahen, dass es sich abermals um Leben und Tod handele. Es wurden daher grosse Vorbereitungen zu neuen gewaltigen Kämpfen getroffen, welche zu den denkwürdigsten der jüdischen Geschichte gehören.

So lange Hadrian in Syrien weilte, hielten die Juden mit dem Aufstande zurück, den sie fast unter den Augen des Kaisers vorbereitet hatten. Der Hauptheld der Erhebung war Bar-Kochba. Sein eigentlicher Name war Bar-Kosiba, von einer Stadt Kosiba; Bar-Kochba, Sohn des Sternes, war nur ein symbolischer Name, welchen ihm R. Akiba beigelegt hat. Aus allen Ländern strömten die jüdischen Krieger herbei, deren Zahl auf 400000 stieg. Bar-Kochba griff nun den Statthalter Tinnius Rufus an, nahm ihm binnen

Jahresfrist (132—133) fünfzig feste Plätze, 985 offene Städte und endlich ganz Judäa, Samaria und Galiläa. Jerusalem fiel in die Hände der Sieger, spielte aber in diesem Kriege keine Rolle. Als Hadrian die Berichte von der Niederlage seines Heeres erhielt, schickte er Truppenverstärkung und die besten Feldherren auf den Kriegsschauplatz, welche aber keinen bessern Erfolg als Rufus erringen konnten. Die Macht des Bar-Kochba nahm eine regelmässige Gestalt an. Er übte souveraine Machtvollkommenheit aus und liess jüdische Münzen prägen. Die Bar-Kochba-Münzen (Matbea ben Cosiba) trugen den Charakter derjenigen Münzen an sich, welche Simon der Maccabäer schlagen liess, und hatten gleich diesen althebräische Schriftzüge. Die Embleme sind auf den aus den römischen Münzen umgeprägten jüdischen Münzen entweder eine Weintraube oder ein Palmzweig, auch eine Lyra, und die Inschrift lautet: „Simon zur Freiheit Jerusalems" (le-Cheruth Jeruschalaim).

Das neugegründete Reich Bar-Kochbas hatte bereits zwei Jahre bestanden (132—134). Mit grosser Sorge blickte Hadrian auf die Fortschritte der jüdischen Erhebung. Jede Verstärkung, die er zur Bekämpfung derselben nachgeschickt hatte, erlitt Niederlagen, jeder neue Feldherr büsste seinen Ruhm auf den jüdischen Schlachtfeldern ein. Hadrian sah sich daher genöthigt, den grössten Feldherrn seiner Zeit, Julius Severus, der ihm der Einzige zu sein schien, welcher sich mit dem grossen Helden Bar-Kochba messen könnte, von Britannien nach Judäa zu versetzen. Severus fand aber bei seinem Erscheinen die Stellung der Juden so günstig, dass er es nicht wagte, ihnen sogleich eine Schlacht zu liefern. Der Hauptstützpunkt der Juden war die Gegend des Mittelmeeres, welche die Stadt Betar zum Mittelpunkte hatte. Von dem Verlaufe dieses letzten Befreiungskrieges sind nur einzelne Züge bekannt geworden, die von der Tapferkeit der Juden und von ihrer todesmuthigen Begeisterung das vollste Zeugniss ablegen. Indessen gelang es der römischen Kriegs-

kunst, von den funfzig festen Plätzen, welche die Juden inne hatten, nach und nach alle bis auf den letzten zu erobern. Vierundfunfzig Schlachten hatten die römischen Feldherren den Juden geliefert.

Betar, wohin sich Bar-Kochba mit dem Kern seines Heeres zurückgezogen, wurde immer enger und enger eingeschlossen und endlich am neunten Ab (135) erobert, an demselben Tage, an welchem der Tempel zweimal nach einander zerstört worden war. Die Belagerung Betars hat ein Jahr, und der ganze Krieg drei und ein halbes Jahr gedauert. Entsetzlich war auch hier das Blutbad. Ausser den durch Hunger und Pest Umgekommenen sind mehr als eine halbe Million gefallen. Auch Bar-Kochba fiel in der Schlacht. Doch der Verlust der Römer war nicht minder gross. Aus diesem Grunde wagte Hadrian nicht, als er dem Senat die Anzeige von diesem Siege machte, die übliche Formel zu gebrauchen: „ich und das Heer befinden uns wohl.“ Nach Beendigung des Hauptkrieges gab es noch einige zersprengte Schaaren zu besiegen, die von den Gebirgsschluchten aus noch einen verzweifelten Guerillaskrieg führten. Man suchte sie durch List aus ihren Verstecken zu locken; Herolde machten bekannt, dass man denen, die sich freiwillig stellen würden, Gnade werde widerfahren lassen. Viele liessen sich von diesen Verlockungen bethören. Aber man schleppte sie in die Ebene Isreel, und mit einem die Grausamkeit noch übersteigenden Hohne ertheilte der Sieger den Befehl, sämmtliche Gefangene niederzumetzeln, ehe er noch seinen Hühnerschenkel verzehrt haben würde. So waren alle Krieger vernichtet, alle am Aufstande betheiligten Städte zerstört und das Land in eine Wüste verwandelt. Die gefangenen Frauen und Unmündige schleppte man zu vielen Tausenden auf die Sklavenmärkte Hebrons und Gazas; der Sklaven waren so viel, dass man sie zu geringen Preisen verkaufte.

Mit dem Falle Betars entsank der erschöpften jüdischen Nation das Schwert, und in Erwartung einer spätern Gerech-

tigkeit zog sie sich vom Kampfplatze zurück. Von nun an repräsentiren die Vertheidiger Jerusalems nur noch eine Kraft des Glaubens, des Principes.

Hadrian begnügte sich nicht, die Erhebung vollständig unterdrückt zu haben, er wollte den Keim zu einem künftigen Aufstande ersticken und die jüdische Nationalität ganz vernichten. Zu diesem Ende erliess er eine Reihe von Gesetzen, welche darauf berechnet waren, das Judenthum aus dem Herzen der Uebriggebliebenen zu reissen, und ernannte den grausamen Rufus zum Vollstrecker derselben. Den Tempelberg liess er mit einem Pfluge befahren, als Zeichen, dass der alte Tempel nicht wieder aufgebaut werden sollte. Dieses geschah ebenfalls an dem, in der jüdischen Geschichte so verhängnissvollen, neunten Ab (136). Die Stadt selbst liess Hadrian neu aufbauen und mit einer Kolonie ausgedienter Soldaten bevölkern. Sie wurde mit Schauspielhäusern und andern öffentlichen Prachtgebäuden versehen und in sieben Quartiere getheilt. Auf dem Tempelberge wurde eine Bildsäule Hadrians und ein Tempel zu Ehren des Jupiter Capitolinus, des römischen Schutzgottes, aufgestellt; auch andere Statuen vom römischen, griechischen und phönicischen Cultus wurden errichtet. Jerusalem führte fortan den Namen Aelia capitolina, nach Hadrians Vornamen Aelius und dem capitolinischen Jupiter. An dem Stadtthore, das nach Hebron führte, wurde ein Schweinskopf in halberhabener Arbeit angebracht, was den Juden ein besonderes Aergerniss geben sollte; auch wurde ihnen bei Todesstrafe verboten, die Stadt zu betreten.

Ein Decret langte in Judäa an, welches die schwersten Strafen über alle diejenigen verhängte, welche die Beschneidung, den Sabbath beobachteten oder sich mit der jüdischen Lehre beschäftigten. Die trübseligen Jahre, welche in Folge dessen über das Judenthum heraufbeschworen wurden, heissen die Zeitepoche des Religionszwanges (Geserath Schemad). Die römischen Behörden in Judäa gaben diesen strengen

Dekreten eine noch strengere Auslegung und dehnten sie auf die Beobachtung aller religiösen Vorschriften aus. Jeder, der ertappt wurde, einen religiösen Akt ausgeübt zu haben, wurde je nach der Stimmung des Richters zu Leibesstrafen oder zum Tode verurtheilt. Weit fürchterlicher als der schnelle Tod war für die Angeklagten die langsame Marter, mit der die Verurtheilten auf eine raffinirt grausame Weise gefoltert wurden. Man legte den Unglücklichen glühende Kugeln unter die Armhöhlen, oder steckte Rohrspitzen unter die Nägel, um ihnen das Blut langsam abzuzapfen. Angefeuchtete Wolle auf das Herz der zum Feuertode Verurtheilten legen, die Haut abschinden waren nicht seltene Folterarten, mit denen die Märtyrer vor dem Tode gepeinigt wurden.

Ueber diejenigen Gesetzlehrer, welche die Lehrversammlungen hielten, wurde eine verschärfte Todesstrafe verhängt, und ebenso für solche, welche die Funktion der Gesetzlehrerweihe (Semicha) ausübten. Die Tradition erzählt von zehn Märtyrern, welche für das Gesetzstudium geblutet haben. Ihr zufolge wurden zuerst R. Ismael, Sohn des Hohenpriesters Elisa, und R. Simon hingerichtet. R. Akiba hielt beiden eine Gedächtnissrede, die er, seine Schüler ermuthigend, mit den Worten schloss: „Bereitet euch zum Tode vor, denn schreckliche Tage werden über uns hereinbrechen.“ Bald kam die Reihe an den greisen R. Akiba, weil er im Geheimen Lehrvorträge gehalten hatte; er wurde in einen Kerker geworfen. Vergebens hatte ihn Pappos b. Juda gewarnt, die Zusammenkünfte mit seinen Schülern einzustellen, weil der lauernde Blick der Aufpasser die geheimsten Winkel durchdringe. R. Akiba hatte ihm durch folgende Fabel bewiesen, wie die Furcht vor dem Tode ebenso vergeblich, wie sündhaft sei: „Ein Fuchs, welcher die Fische am Ufer unruhig herumschwimmen sah, weil man ihnen mit Netzen nachstellte, rieth ihnen, sich auf's Land zu begeben, um bei ihm sicher zu wohnen. Aber die Fische, den Rath verschmähend, erwi-

derten: wenn wir in unserm eigenen Elemente nicht sicher sind, um wie viel weniger wären wir es, wenn wir uns daraus entfernten.“ Davon machte R. Akiba die Anwendung auf die damalige Lage: „Unser Lebenselement ist die Lehre, geben wir sie auf, dann haben wir sicherlich noch mehr zu fürchten.“ Der Blutrichter Rufus, welcher in R. Akiba das Oberhaupt der jüdischen Gesammtheit erkannte, verfuhr gegen ihn mit unerhörter Grausamkeit. Er liess dessen Todesschmerzen durch die Marterqualen steigern, indem er befahl, ihm die Haut mittelst eiserner Striegel abzuschinden. Unter der Folter sprach der grosse Märtyrer das jüdische Glaubensbekenntniss „Schema Jisrael“ mit einem zufriedenen Lächeln. Rufus, erstaunt über eine so ausserordentliche Standhaftigkeit, fragte ihn, ob er denn ein Zauberer sei, dass er die Schmerzen so wenig empfinde, worauf R. Akiba erwiederte: „Ich bin kein Zauberer, nur freue ich mich, dass mir Gelegenheit geboten ist, meinen Gott auch mit meinem Leben zu lieben, da ich ihn bisher nur mit meinen Kräften und meinem Vermögen lieben konnte.“ R. Akiba hauchte seine Seele mit dem letzten Worte des Schema aus, welches den Inbegriff des Judenthums in sich fasst, mit dem Worte: „Echad“ (Gott ist einzig).

Der vierte Märtyrer war R. Chanina b. Teradion, der seine Lehrvorträge fortsetzte, bis er vor das Blutgericht geschleppt wurde. Als man ihn fragte, warum er den kaiserlichen Befehlen zuwider gehandelt habe, antwortete er freimüthig: „weil es mir Gott so befohlen hat.“ Er wurde, in eine Gesetzrolle gehüllt, auf einem Scheiterhaufen von frischen Weiden verbrannt. Um die Grausamkeit aufs Höchste zu treiben, legte man ihm angefeuchtete Wolle aufs Herz, damit seine Todespein noch länger dauere. Der Vollstrecker des Todesurtheils selbst, mitleidiger als der Richter, rieth ihm, sich die Wolle abzunehmen, um sein Ende zu beschleunigen; allein R. Chanina wollte dieses nicht thun, weil er es für einen Selbstmord hielt. Das Märtyrerthum von R.

Chuzpit, dem Sprecher (Meturgeman) im Sanhedrin und R. Jesobab war ebenfalls eine Folge ihrer Beschäftigung mit der Lehre. R. Chuzpit — als öffentlicher Redner mit Beredsamkeit begabt — wurde die Zunge ausgeschnitten und den Hunden vorgeworfen. Als Märtyrer wird ferner R. Juda b. Baba angeführt. Er vollzog an den letzten sieben Schülern des R. Akiba die Weihe, indem er ihnen die Hände auflegte und sie hiermit als selbständige Gesetzlehrer und Richter autorisirte. Bei diesem Akte überrascht, wurde er von den Häschern durch Lanzenstiche wie ein Sieb durchlöchert. Von den übrigen Märtyrern, R. Tarphon, R. Eleasar b. Schamuah und R. Juda ha-Nachtom ist die Veranlassung ihres Todes nicht bekannt.

Durch den hadrianischen Krieg und die Verfolgungsedikte war ein schrecklicher Zustand in Judäa eingetreten. Die Städte waren zerstört, das Land verödet, die Einwohner lagen entweder als Leichen auf den Schlachtfeldern und Richtplätzen, oder brachten als Geächtete ein elendes Leben in Schlupfwinkeln zu, oder waren in freundlichere Gegenden zersprengt. Die Jünger des Gesetzes, namentlich die sieben Schüler R. Akibas, hatten mit gebrochenem Herzen eine Zufluchtsstätte in Nisibis und Nahardea gesucht. Indessen brachte Hadrians Tod, welcher drei Jahre nach Betars Fall erfolgte (138), einen günstigen Umschwung hervor. Titus Aurelius Antoninus Pius, ein Mann von menschlicher Gemüthsart und wohlwollendem Charakter, bestieg den Thron und behandelte die Juden minder grausam als sein Vorgänger. Am 28. Adar (140) kam die freudige Botschaft, dass die hadrianischen Dekrete aufgehoben seien, und somit nahm der Religionszwang ein Ende. Nur das Verbot, dass Juden Jerusalem nicht betreten dürften, liess der Kaiser bestehen, und die Todesstrafe für Uebertreter desselben blieb in Kraft. Das unerwartete Ende der Verfolgung rief die Flüchtlinge wieder in ihre Heimath zurück; auch die sieben Schüler R. Akibas, welche nach Babylonien ausgewandert waren, stell-

ten sich wieder ein. Sie versammelten sich in Uscha, setzten daselbst ein Sanhedrin und R. Simon b. Gamliel zum Nasi ein. Nach dem Tode des Kaisers Antoninus Pius (161) wurde das römische Reich zum ersten Mal von zwei Kaisern beherrscht, von Marcus Antonius und Verus Commodus. Verus erneuerte die hadrianischen Edikte, und die Verfolgungen der Juden begannen aufs Neue. Erst nach seinem Tode (169) nahm Marc Aurel die von seinem Mitkaiser erlassenen Dekrete zurück. Nach dem Ableben des Nasi R. Simon wurde sein Sohn, R. Juda, in die Patriarchenwürde eingesetzt (um 170).

R. Juda war mit ausserordentlichen Glücksgütern gesegnet. Von diesem Reichthum machte er, da er sehr einfach lebte, für sich einen nur sehr geringen Gebrauch, verwendete ihn aber zur Verpflegung seiner zahlreichen Schüler und Unterstützung sonstiger Dürftigen. Der Sitz des Hauptlehrhauses und des Synedrialcollegiums war zu R. Judas Zeit zuerst Bet-Schearim, später Sepphoris. R. Judas Ansehen war so gross, dass das Collegium selbst ihm die Machtvollkommenheit übertrug, welche früher dem Plenum zustand. Mit Recht sagte man von R. Juda, dass seit Mose Gesetzkenntniss und Autorität nicht in einer einzigen Person vereinigt waren, wie bei ihm. Sein Hauptwerk, wodurch er sich einen bleibenden grossen Namen erworben hat, war die Vollendung der Mischna (189). R. Juda ist etwa siebzig Jahre alt geworden und hat das Patriarchat über dreissig Jahre verwaltet. Mit vieler Seelenruhe sah er seinem Tode entgegen. Er liess seine Söhne und Schulgenossen vor sich kommen und theilte ihnen seinen letzten Willen mit. Seinem ältesten Sohne R. Gamliel übertrug er die Würde des Patriarchats, den jüngern, Simon, ernannte er zum Chacham, Sprecher. Das Synedrialcollegium bat er, bei seiner Leichenbestattung keine Formalitäten zu machen, in den Städten keine Trauerfeierlichkeiten um ihn begehen zu lassen. Viel Volk aus den Nachbarstädten hatte sich in Sepphoris bei

der Nachricht von dem herannahenden Tode des Nasi versammelt, um ihm Theilnahme zu erweisen. Als R. Juda gestorben war, theilte Bar-Kappara die Todesanzeige dem Volke mit. Mit verhülltem Haupte und zerrissenen Kleidern sprach er: „Engel und Sterbliche rangen um die Bundeslade, es siegten die Engel, und entschwunden ist die Bundeslade.“ Das Volk stiess darauf einen Schmerzensschrei aus, und das Wehklagen der Menge war so gross, dass es bis Gabbata, drei Viertelstunden von Sepphoris, gehört wurde. Man nannte R. Jehuda nach dem Tode „ha-Kadosch“, den Heiligen.

Zur Zeit des Nasi R. Gamliel III., Nachfolgers des R. Juda, war unter dem Kaiser Caracalla und seinem Sohne Elegabal der Zustand der Juden leidlich, wenigstens hatten sie sich nicht über allzugrosse Bedrückung zu beklagen. Während dieser Zeit hatten die Nachfolger R. Judas hinlängliche Ruhe, dessen Werk fortzusetzen und die Ergänzungen zur Mischna, Boraitas, zu sammeln. Mit dem Abschluss der Mischna und der Boraitas hatten die Tanaim ihre grosse Aufgabe gelöst, die überlieferte mündliche Lehre zu ordnen und zum Gemeingut der gesammten Nation zu machen.

Nach dem Ableben R. Gamliels III. übernahm sein Sohn R. Juda II. das Patriarchat und verlegte den Sitz desselben von Sepphoris nach Tiberia (225). Wie sein Grossvater, genoss R. Juda hohe Verehrung, und man nannte auch ihn Rabbenu. Seine Zeit war durch die günstige politische Stellung, die sich von einem freundlichen Verhältniss eines der besten römischen Kaiser zu den Juden herleitete, eine recht glückliche. Die Prätorianer erhoben Alexander Severus (222 bis 235), einen 16jährigen unbekannten Syrer, zum Kaiser, und dieser verlieh dem Judenthum in der öffentlichen Meinung Anerkennung. Den goldenen Spruch reiner Menschenliebe: „Was du nicht leiden kannst, thue auch Anderen nicht“, welchen Hillel als den Inbegriff des Judenthums bezeichnet hatte, beherzigte dieser Kaiser so sehr, dass er

ihn an dem Kaiserpalast und an öffentlichen Gebäuden anbringen liess. Dieser sittenstrenge Kaiser hatte innige Anhänglichkeit an das Judenthum und an die Juden, daher genoss der Nasi R. Juda, der zu dem Kaiser in freundlicher Beziehung stand, ein fast königliches Ansehen. Antoninus — unter diesem Namen wird Severus in der Tradition gewöhnlich genannt — weihte einer Synagoge in Tiberia einen goldenen Leuchter, schenkte dem Nasi Aecker zum Unterhalte der Schüler, und bat sich vom R. Juda einen kundigen Mann aus, welcher ihm bei dem Bau eines Altars nach dem Muster des jüdischen Tempels und bei der Zubereitung des Räucherwerkes nach jüdischer Vorschrift behülflich sein sollte. Zu diesem Zwecke empfahl ihm R. Juda seinen Hausfreund R. Romanus. Unter R. Juda hatte das Patriarchat eine fast königliche Macht erlangt, jedoch war der Nasi in seinem Wesen sehr einfach, was ihn beim Volke besonders beliebt machte. Wie gross die Verehrung für ihn war, zeigte sich bei seinem Tode; man erwies seiner Leiche ähnliche Ehren, wie der seines Grossvaters. Während des Patriarchats R. Judas II. und der folgenden Zeit war das Augenmerk der Gesetzlehrer hauptsächlich auf die Erläuterung der in gemessener Kürze abgefassten Mischna gerichtet. Von dieser Seite ihrer Thätigkeit erhielten sie den Namen Amoraim, Erklärer.

In derselben Zeit gingen im römischen Reiche durchgreifende Veränderungen vor, welche nicht ohne Einfluss auf die Juden in Palästina blieben. Alexander Sever's Tod (235) war ein Signal für die Anarchie sich auf die römischen Provinzen zu stürzen. In kaum einem halben Jahrhundert (235—284) herrschten nahe an zwanzig Kaiser, und an allen Enden des römischen Reiches traten Usurpatoren auf. In Folge dieser Unordnung machte ein kühner Räuberhauptmann, Papa bar Nazar, von Palmyra aus häufige Streifzüge nach Palästina. Die Raubzüge dieses Papa, und nach seinem Tode (267) die Herrschaft seiner Frau Zinobia waren für die Juden von sehr nachtheiligen Folgen begleitet.

Das Patriarchat R. Judas III. fällt in die Regierungszeit Diocletians, welcher den Juden nicht abgeneigt war. Die strengen Edikte, die Christen zum Götzendienste zu zwingen, welche der Kaiser in den letzten Jahren seiner Regierung (305) erliess, trafen die Juden nicht.

Der Kaiser Konstantin erliess am Anfange seiner Regierung das Edikt von Mailand, dass sich Jedermann frei zu seiner Religion bekennen dürfe, ohne dadurch in die Acht zu gerathen (312). In diese religiöse Toleranz waren die Juden ebenfalls eingeschlossen. Die unparteiische Gerechtigkeit Konstantins dauerte jedoch nur eine kurze Zeit. Bald darauf dekretirte der erste christliche Kaiser judenfeindliche Gesetze, welche den Grund zu den Verfolgungen der künftigen Jahrhunderte legten. Auch erneuerte er das Gesetz Hadrians, dass kein Jude in Jerusalem wohnen dürfte. Während dieser Zeit hat ein getaufter Jude, Namens Joseph, der beim Kaiser in hohem Ansehen stand, den Juden in Palästina viele Uebel zugefügt. Er baute die ersten Kirchen in Galiläa und verdrängte die Juden von einigen Städten, die ihnen noch als Asyl in ihrer Heimath blieben.

Noch mehr verschlimmerte sich das Loos der Juden im heiligen Lande unter der Regierung des Kaisers Konstantius. Gleich nach seiner Thronbesteigung wurde über die Gesetzlehrer Exil verhängt; in Folge dessen wanderten Mehrere von Palästina nach Babylon aus, und das grosse Lehrhaus in Tiberia, wo bis dahin noch ein Sanhedrin bestand, musste untergehen. Die Leiden der Juden steigerten sich bis zur Unerträglichkeit, als Konstantius seinen Vetter und Mitkaiser Gallus nach dem Morgenlande schickte, gegen die Perser zu operiren (351). Der Feldherr Ursicinus machte die Verpflegung der Legionen den jüdischen Einwohnern zur Pflicht, liess aber seine Forderung mit so unerbittlicher Strenge ausführen, dass die Juden dadurch die Religionsgesetze verletzen mussten. Ausserdem lastete ein unerträglicher Steuerdruck auf den grösstentheils verarmten Juden

Palästinas: Naturallieferung von Getreide und Vieh, Kopfgeld oder Judensteuer, Tribut und dazu noch Gewerbesteuer und Strafgelder aller Art. Diese gehäuften Drangsale gaben den Juden den Muth der Verzweiflung zu einem neuen Aufstande. Die Erhebung hatte ihren Heerd in Sepphoris (Diocäsarea), wo die Juden die dort stationirten römischen Truppen überfielen, sie niedermachten und sich ihrer Waffen bemächtigten. Mit Hülfe neuer Legionen unterdrückte Gallus den Aufstand vollständig, wüthete aber gegen die Besiegten so unbarmherzig, dass er nicht einmal die unschuldige Jugend verschonte. Viele Tausend Juden fielen als Opfer einer Erhebung, welche mehr der Verzweiflung als der Klugheit Gehör gegeben hatte. Sepphoris wurde dem Erdboden gleich gemacht, und die anderen am Aufstande betheiligten Städte theilweise zerstört. Konstantius erneuerte indessen die hadrianischen Edikte gegen die Juden; die Uebung religiöser Funktionen wurde verboten, sogar die Kalenderberechnung und der Handel mit zu religiösen Zwecken dienenden Gegenständen untersagt. Dieser Nothzustand Palästinas änderte sich nicht, als der grausame Gallus auf Konstantius Befehl hingerichtet und Ursicinus in Ungnade gefallen war (354). Auf Confiscation des Vermögens hatte man es in Konstantinopel besonders abgesehen und legte den Juden die härtesten Steuern ohne Mass auf. Schon waren neue Schätzungslisten ausgeschrieben, um den Steuerdruck noch mehr zu erhöhen, unter dem Vorwande, die gottesleugnenden Juden verdienten keinen Schutz. Von dieser neuen Bedrückung wurden sie jedoch auf eine unerwartete Weise durch den Kaiser Julian befreit.

Durch diese Verfolgungen unter Konstantius hatte sich die bisherige Weise, die Festzeiten durch ausgesandte Boten den Gemeinden in der Nachbarschaft bekannt zu machen, als unthunlich gezeigt. Um aller Schwierigkeit ein Ende zu machen, führte der Patriarch Hillel II. (um 330—365) einen festen Kalender ein (359). Das damalige Sanhedrin war da-

mit einverstanden; nur traf es die Bestimmung, den zweiten Feiertag, den die Gemeinden ausserhalb Palästinas zweifelshalber von jeher zu begehen pflegten, auch fernerhin heilig zu halten. R. Jose erliess daher an die alexandrinische Gemeinde ein Sendschreiben mit den Worten: „Obwohl wir euch die Ordnung der Feiertage (Sidre Moadot) zugestellt haben, so ändert doch nichts an der alten Gewohnheit eurer Vorfahren.“ Auch den Babyloniern wurde dasselbe bedeutet: „Haltet fest an dem Gebrauch eurer Väter.“ Dieser Sanhedrialbeschluss wurde gewissenhaft befolgt, sämmtliche Juden ausserhalb Palästinas feiern bis auf den heutigen Tag den zweiten Feiertag. Die Berechnung des von Hillel eingeführten Kalenderwesens ist so einfach und sicher, dass sie bis auf den heutigen Tag keine Verbesserung nöthig gemacht hat, und ist darum als etwas Vollendetes anerkannt worden.

Kaiser Julian war sehr günstig gegen die Juden gesinnt; er ist nach Alexander Severus der einzige Kaiser, der dem Judenthume ein ernstes Interesse zugewendet hat. Seine zweijährige Regierung (361—363) war für die Juden eine überaus glückliche. Nicht nur war ihnen der Kaiser besonders hold, erleichterte ihren Druck, nahm von ihrem Haupte den Schimpf der Gotteslästerung, sondern nannte auch den Patriarchen Hillel seinen ehrwürdigen Freund und beehrte ihn mit einem Handschreiben, worin er ihn seines Wohlwollens versicherte und die Beeinträchtigung der Juden abstellen zu lassen versprach. Auch an sämmtliche jüdische Gemeinden des Reiches richtete er ein huldvolles Handschreiben und traf Anstalten, den Tempel in Jerusalem wieder aufzubauen. Zu diesem Zwecke bestellte der Kaiser einen eigenen Oberaufseher, seinen besten Freund, den gelehrten und tugendhaften Alypius aus Antiochien, der früher Statthalter in Britannien gewesen, und legte ihm ans Herz, beim Baue keine Kosten zu scheuen. Die Statthalter in Syrien und Palästina hatten den Befehl, Alypius mit allem Nöthigen

zu unterstützen. Schon waren die Baumaterialien vorbereitet, Arbeiter in Menge versammelt, die mit dem Hinwegräumen der Trümmer beschäftigt waren, welche seit der Zerstörung auf der Tempelstätte zusammen gehäuft lagen. Allein der plötzliche Tod des Kaisers in dem unglücklichen Perserkriege vereitelte das Unternehmen und raubte den Juden die Hoffnung auf eine ruhige, unangefochtene Existenz. Seine Huld hatte jedoch so viel bewirkt, dass die feindseligen Edikte Konstantins und Konstantius gegen die Juden nicht sobald wieder erneuert wurden. Die Edikte aber, welche den Juden verboten, in Jerusalem zu wohnen, wurden bald wieder in Kraft gesetzt. Nur die Gunst gelang es ihnen später unter den byzantinischen Kaisern zu erkaufen, einmal im Jahre, am neunten Ab, die Stadt betreten zu dürfen, um über die Ruinen des Tempels zu weinen. So fuhren sie fort, nach einem Aufenthalte in der Stadt ihrer Väter zu ringen, ohne jedoch einen Erfolg zu erreichen, bis endlich die Mohammedaner ihnen dieses Recht gewährten.

Während dieser Zeit sammelten die Gesetzlehrer in Tiberia die Traditionen und ordneten den Talmud, welcher Talmud Jeruschalmi genannt wird.

Kaiser Theodosius der Grosse (379—395) schützte zwar die Juden vor Uebergriffen der Fanatiker, welche eine Heldenthat darin suchten, die religiöse Andacht zu stören und die Synagogen einzuäschern, jedoch bestätigte er die frühere Ausnahmsstellung der Juden aufs Neue. Dieser Kaiser hat durch Vererbung des Reiches an seine zwei Söhne den römischen Staat dauernd in zwei Theile zerlegt. Der morgenländische oder byzantinische Kaiser Arcadius (395—408) war den Juden sehr günstig und erliess eine Reihe von Gesetzen zu ihrem Wohle. Mit dem gutmüthigen aber beschränkten Kaiser Theodosius II. (408—450), dessen Schwäche manchen fanatischen Eiferern Unsträflichkeit gewährte, verschlimmerte sich die Lage der Juden. Edikte dieses Kaisers verboten den Juden, neue Synagogen zu bauen und ordneten noch

andere judenfeindliche Massregeln an. Unter diesem Theodosius fand auch das Patriarchat seinen Untergang, obwohl der letzte Patriarch R. Gamliel (Batraah) am kaiserlichen Hofe hohe Auszeichnung genoss, welche er sich durch seine grossen medicinischen Kenntnisse erworben hat. Nach dem Tode R. Gamliels, als dessen männliche Erben im zarten Alter gestorben waren, hob der Kaiser das Patriarchat auf (425). So war nach R. Gamliel das Hillelsche Haus erloschen. Drei und ein halb Jahrhunderte hatten die Nasiim aus dem edlen, von König David abstammenden Hause Hillels an der Spitze der geistigen Angelegenheiten des Judenthums gestanden. Fünfzehn Patriarchen waren während dieser Zeit auf einander gefolgt: zwei Hillel, drei Simon, vier Juda und sechs Gamliel.

Aus der folgenden vorislamitischen Zeit sind über das Leben der Juden in Palästina nur wenige Einzelnheiten bekannt. Jerusalem war durch und durch eine christliche Stadt mit einem Erzbisthum geworden und seinen frühern Besitzern vollständig unzugänglich. Nur Tiberia behauptete noch den Rang einer akademischen Stadt, war dadurch Mittelpunkt und genoss auch bei den ausländischen Juden Autorität. Selbst der jüdische König von Himjara in Südarabien, Jussuf Dhu-Novas, unterwarf sich freiwillig den Mahnungen, die ihm von Tiberia zukamen. In den galiläischen Gebirgsstädten wohnten Juden, die dem Landbau und der Oelzucht ergeben waren.

Bis zu Justinians Zeit genossen die Juden in Palästina, so sehr sie auch bürgerlich zurückgesetzt wurden, wenigstens vollkommene Religionsfreiheit. Die Kaiser mischten sich in ihre inneren Angelegenheiten nicht. Der erste Kaiser, der sie bürgerlich noch mehr beschränkte und ihnen noch dazu Gewissenszwang auflegte, war Justinian. Er verbot den Juden das Passahfest vor den christlichen Ostern zu feiern. Die Statthalter hatten die gemessenen Befehle, darüber zu wachen. So oft also das jüdische Passahfest vor den christlichen Ostern

traf, verfielen die Juden in schwere Geldstrafe, wenn sie den am Feiertage üblichen Gottesdienst hielten und ungesäuertes Brod genossen (540). Noch andere Eingriffe in die religiösen Angelegenheiten erlaubte sich Justinian. Er befahl nämlich bei schweren Strafen den jüdischen Gemeinden, sich bei den Vorlesungen aus dem Pentateuch und den Propheten am Sabbath und an Feiertagen durchaus einer Uebersetzung in griechischer oder lateinischer Sprache zu bedienen und verbot, die bis dahin übliche agadische Auslegung zu gebrauchen (553). Ausserdem hatten die Juden in Palästina viel von Steuererpressung zu leiden, die auf ihnen doppelt lastete.

Zur Zeit Justinians sahen die Juden mit Schmerz, wie die heiligen Gefässe des zerstörten Tempels, die von Gefangenschaft zu Gefangenschaft gewandert waren, durch den Feldherrn Belisar aus Karthago, wo sie nahe an ein Jahrhundert lagen, nach Konstantinopel gebracht und als Trophäen im Triumphe aufgeführt wurden (534). Ein Jude, der mit tiefem Kummer die Denkmäler des Heiligthums in der Gewalt seiner Feinde sah, bemerkte gegen einen Hofmann: Es sei nicht rathsam, sie in den kaiserlichen Palast niederzulegen, denn sie könnten Unglück bringen. Wie sie Rom Unglück gebracht, das durch Genserich geplündert worden war, so haben sie auch über dessen Nachkommen Gelimer und seine Hauptstadt Missgeschick heraufbeschworen. Es sei wohl richtiger, die heiligen Ueberreste dahin zu bringen, wo sie der König Salomo anfertigen liess, nach Jerusalem. Dem Juden mag eine Hoffnung geschmeichelt haben, dass wenn erst die heiligen Gefässe wieder in Jerusalem eingezogen sein würden, so würden auch die Zerstreuten des heiligen Landes dahinzurückgeführt werden. Sobald der Kaiser Justinian Nachricht von dieser Aeusserung erhielt, fürchtete er sich vor den Folgen und liess in aller Eile die Tempelgefässe nach Jerusalem bringen und sie dort in einer Kirche verwahren.

Die Nachfolger Justinians scheinen keine Veränderungen in den Gesetzen gegen die Juden vorgenommen zu haben. Die dadurch vermehrte Erbitterung der Juden fand unerwartet Gelegenheit, sich Luft zu machen. Als Heraklius mit dem Perserkönig Chosru II. im Kriege stand, überschwemmte ein ungeheures persisches Heer Kleinasien und Syrien. Eine Abtheilung davon unter dem Feldherrn Scharbarza stieg von den Höhen des Libanon herab, um Palästina dem byzantinischen Scepter zu entreissen. Bei der Nachricht von den Fortschritten des persischen Heeres erwachte eine ungestüme Kriegslust in der Brust der jüdischen Bewohner Palästinas. Es schien ihnen die Stunde geschlagen zu haben, die während Jahrhunderte erduldete Demüthigung dem Feinde zu vergelten. Der Heerd der kriegerischen Bewegung war Tiberia, wo ein Mann, Namens Benjamin, sein grosses Vermögen dazu verwendete, jüdische Truppen anzuwerben und auszurüsten. In Folge eines Aufrufes an alle Juden Palästinas schaarten sich die kriegsfähigen Juden von Tiberia, Nazaret, den galiläischen Gebirgsstädten um die persischen Fahnen. Unter Scharbarzas Heer marschirten sie auf Jerusalem zu; die Juden Südpalästinas schlossen sich ihnen an und mit diesen vereint, nahm der persische Feldherr Jerusalem mit Sturm (614). Neunzig Tausend Christen sollen in Jerusalem umgekommen sein; sämmtliche Kirchen und Klöster wurden durch Feuer zerstört. Die Juden scheinen sich mit der Hoffnung geschmeichelt zu haben, dass die Perser ihnen ihren ureigenen Besitz übergeben würden. Diese Hoffnung hat sich jedoch nicht erfüllt. Die Perser räumten ihnen nicht die Stadt Jerusalem ein und thaten nichts, um ein freies jüdisches Gemeinwesen aufkommen zu lassen. Indessen waren die Perser genöthigt, in Folge der Siege des Heraklius Judäa zu verlassen, und das Land kam wieder in byzantinische Botmässigkeit (628). Darauf liess der Kaiser eine Hetzjagd gegen die Juden in ganz Palästina anstellen und alle diejenigen niedermetzeln, welche sich nicht in die Schlupfwinkel

der Gebirge bergen oder nach Aegypten entfliehen konnten. Bei dieser Gelegenheit verschärfte Heraklius das hadrianische und konstantinische Edikt, dass die Juden Jerusalem und dessen Weichbild nicht betreten dürfen (628). Diese Verfolgung der Juden in Palästina gab Veranlassung zu der Sage, Heraklius habe durch astrologische Verkündigung erfahren, dass sein Reich bald in die Hände eines beschnittenen Volkes fallen werde und, indem er dieses auf die Juden bezogen, habe er darnach gestrebt, sie insgesammt zu vertilgen. Es bedurfte aber nicht der Sterndeuterei, um die Schwächung des byzantinischen Reiches durch das beschnittene Volk der Araber zu prophezeien. Noch bei Lebzeiten des Heraklius pochten die Mohammedaner an die Pforte des byzantinischen Reiches und verlangten mit Ungestüm Eingang. Der Kaiser erlebte es noch, wie Palästina, Syrien und Aegypten ihm entrissen wurden und unter die Herrschaft der Nachfolger Mohammeds kamen.

Kaum ein Jahrzehnt nachdem Heraklius Palästina den Persern entrissen hatte, ging es dem byzantinischen Reiche wieder verloren. Die Söhne der Wüste, welche mit dem Schwerte in der einen, mit dem Koran in der andern Hand über die Grenze Arabiens hinausgestürmt waren, eroberten die byzantinischen Provinzen Palästina, Syrien und Aegypten, und nach einer kurzen Belagerung nahm der Chalif Omar in eigener Person Besitz von Jerusalem (636). Der junge Islam zeigte sich sogleich unduldsam. Der Chalif Omar ertheilte den Feldherren Verhaltungsmassregeln, welche mancherlei Beschränkungen gegen die beiden „Völker der Schrift" (Juden und Christen) enthielten: Sie dürfen weder neue Bethäuser bauen noch baufällige wiederherstellen, und sollen in den Synagogen und Kirchen nur halblaut singen. Sie sollen kein Amt bekleiden und über Mohammedaner nicht Recht sprechen. Sie dürfen nicht auf Rossen reiten, und sollen eine eigene Tracht anlegen. Juden und Christen dürfen sich auch keines Siegelringes bedienen, was als ein

besonderes Ehrenzeichen galt. Während die Mohammedaner steuerfrei waren, mussten die Juden und Christen Kopfsteuer Charadsch, zahlen. Trotzdem fühlten sich die Juden unter der neuen islamitischen Herrschaft viel freier als früher unter den byzantinischen Kaisern. Die beschränkenden Omargesetze, Omarbund genannt, kamen unter Omar selbst nicht zur Ausführung. Ueberdies setzten selbst die fanatischen Muselmänner die Juden nur als Religionsbekenner zurück, verachteten sie aber nicht als Menschen und Bürger; sie liessen ihnen die selbständige Gemeindeverwaltung und eigene Gerichtsbarkeit in Civilprocessen. Eingriffe in die religiösen Verhältnisse der Juden haben sich die Mohammedaner nie erlaubt.

Aus der folgenden islamitischen Zeit ist von den Juden im heiligen Lande fast gar keine Nachricht bekannt. Nachdem ihre Zahl sich durch die Kriege, Aufstände, fanatischen Verfolgungen, Auswanderungen bedeutend vermindert hatte, lebten sie nur in kleinen Gemeinden in Jerusalem und einigen anderen Städten, wo sie eine ruhige und unangefochtene Existenz genossen. In der Mitte des 8. Jahrhunderts kam Anan, der Stifter des Karäerthums mit seinen Anhängern nach Jerusalem und baute daselbst eine eigene Synagoge, die sich bis zu den Zeiten des ersten Kreuzzuges erhalten hat. Die meisten Chalifen dieser Zeit waren gut gegen die Juden gesinnt, und erwiesen den verdienstvollen Männern unter ihnen hohe Gunst. So hatte der fatimitische Chalif Alaziz, der im 10. Jahrhundert über Syrien und Palästina herrschte, daselbst einen Juden, Namens Manasse Ibn Kazra, als Statthalter eingesetzt, welcher, im Sinne des Chalifen handelnd, mehrere seiner eigenen Glaubensgenossen zu Aemtern beförderte.

Diese Ruhe wurde jedoch bald durch eine neue Judenverfolgung unterbrochen. Sie ging von dem wahnsinnigen Chalifen Hakim aus, der von sich glaubte, er sei die fleischgewordene göttliche Macht und der wirkliche Statthalter

Gottes. Hakim verfolgte alle diejenigen, welche an seiner Göttlichkeit zu zweifeln sich unterfingen, Mohammedaner, Juden, Christen ohne Unterschied. Anfangs lautete Hakims Befehl, dass die Juden an ihrem Halse die Abbildung eines Kalbes tragen sollten, zur Erinnerung an das goldene Kalb ihrer Vorfahren in der Wüste. Die Uebertreter sollten mit Verlust von Hab und Gut und mit Exil bestraft werden (1008). Gegen die Christen erging eine ähnliche Verordnung. Als Hakim hörte, dass die Juden seinen Befehl umgingen und goldene Kalbsbilder trugen, verfügte er, dass sie einen 6 Pfund schweren Holzblock am Halse und Glöckchen an ihren Gewändern tragen sollten (1010). Später liess er Kirchen und Synagogen zerstören und verjagte viele Christen und Juden aus dem Lande (1014). Die Verfolgung dauerte, bis die Mohammedaner selbst ihres wahnsinnigen Chalifen überdrüssig wurden und ihn erdrosselten (1020).

In diesem Jahrhundert pilgerte der von den Zeitgenossen, wie von der Nachwelt, hochverehrte Raschi nach dem heiligen Lande, um zu erfahren, ob es nicht irgendwo bessere Erklärungen zu den h. Schriften und zum Talmud als die seinigen gäbe.

Gegen Ende des elften Jahrhunderts erfolgte der erste Kreuzzug, welcher von schrecklichen Folgen für die Juden begleitet war. Es entstand eine an Märtyrern reiche Zeit (Geseroth Tatnu) für die europäischen Juden, die abermals Gelegenheit fanden, das Leben ihrem Bekenntnisse zu opfern. Den Juden in Jerusalem erging es noch schlimmer. Sie wurden alle, Rabbaniten und Karaiten zusammen, in eine Synagoge getrieben und mit dieser verbrannt. Nach einiger Zeit gestatteten die fränkischen Könige, die Seitenverwandten des Helden Gottfried von Bouillon, den Juden wieder im h. Lande und sogar in der christlich gewordenen Hauptstadt zu wohnen. Die Juden waren auch an den Höfen der christlichen Fürsten Palästinas angesehen, und die jüdischen Aerzte wurden von diesen mit besonderem Vertrauen beehrt. Die

Gesammtzahl der Juden in Palästina war zu dieser Zeit nicht bedeutend, es wohnten im ganzen Lande kaum mehr als 1000 Familien. Die grössten Gemeinden, von 300 Mitgliedern, waren damals in Jerusalem und in Askalon. Die jüdischen Bewohner Jerusalems trieben meistens Färberei, die sie vom Könige pachteten. Zwischen 1169 und 1175 wurden sie sämmtlich bis auf einen Einzigen aus der Stadt vertrieben, und dieser Einzige musste die Färbereipacht mit hohen Steuern bezahlen.

Von europäischen Juden, welche in diesem Jahrhundert nach dem h. Lande pilgerten, sind folgende bekannt: Der berühmte spanisch-hebräische Dichter und Verfasser des Kosari, R. Jehuda Halevi, erreichte zwar das Ziel seiner heissen Sehnsucht und kam vor Jerusalem (1141), wurde aber, als er vor dem Thore der Stadt seine wehmuthsvolle Zionide anstimmte, von einem reitenden Araber durch den Huf des Rosses getödtet. Der ausgezeichnete Exeget der h. Schrift Ibn-Esra ging im Jahre 1139 nach dem heiligen Lande, wo er besonders in Tiberia längere Zeit weilte und mit dortigen Gelehrten viel verkehrte, die im Besitz sorgfältig abgeschriebener Thoraexemplare waren. In den Jahren 1165—1173 hielt sich der gelehrte Reisende R. Benjamin von Tudela in Palästina auf und schrieb seine Beobachtungen in einem Reiseberichte nieder (Massaoth Benjamin). R. Petachja aus Regensburg machte weite Reisen (um 1175—1185) und weilte längere Zeit im h. Lande. Seine Reisebeschreibung (Sibub R. Petachja) giebt interessante Nachrichten über die Juden des Morgenlandes.

Als Saladin Jerusalem den Händen der Franken wieder entrissen hatte, gestattete er den Juden, sich in der Hauptstadt ihrer Väter niederzulassen (1187) und gab ihnen ausgedehnte Rechte und Freiheiten. Von allen Seiten strömten wieder die sehnsüchtigen Söhne zu der trauernden Mutter. Zur selben Zeit war R. Mose b. Maimun (Rambam) Rabbiner von Kairo, Haupt (Nagid) sämmtlicher jüdischen Gemeinden

in Aegypten und Leibarzt des Sultan Saladin. Er verschied im Alter von siebzig Jahren (1204). Als die Kunde von seinem Tode nach Jerusalem kam, veranstaltete die Gemeinde eine ausserordentliche Leichenfeier um ihn. Ein allgemeines Fasten wurde angeordnet, und man las aus der Torah das Kapitel der Strafandrohung (Tochacha) und aus den Propheten die Geschichte von der Gefangennahme der Bundeslade durch die Philister. Rambams Hülle wurde nach Tiberia geführt.

Die Sehnsucht nach dem heiligen Lande, welche der national-begeisterte Dichter R. Jehuda Halevi angeregt hatte, bewog mehr als dreihundert Rabbinen Frankreichs und Englands, nach Jerusalem auszuwandern (1211). Die namhaftesten unter ihnen waren R. Jonathan Kohen und R. Simson b. Abraham aus Frankreich, Mitverfasser der Tossefoth. Sämmtliche Auswanderer berührten auf ihrem Wege Kairo, um R. Abraham Maimon, Rambams Sohn und Nachfolger, kennen zu lernen, der sie hochachtungsvoll aufnahm und sich an ihnen erfreute. Von dem Sultan Aladil ehrenvoll aufgenommen und mit Privilegien versehen, erbauten die französischen und englischen Rabbinen in Jerusalem Bet- und Lehrhäuser und verpflanzten ihre Lehrweise nach dem Morgenlande. Im Jahre 1250 wanderte R. Jechiel aus Paris, der letzte von den Verfassern der Tossephot, nach Palästina aus; er wählte Akka zu seinem Aufenthalte. R. Mose b. Nachman (Ramban), der grosse Commentator des Pentateuch und des Talmud, beseelt von einer glühenden Sehnsucht nach der heiligen Stadt, verliess als Siebziger Spanien und ging nach Palästina. Er landete in Akka (1267) und beeilte sich, von da nach Jerusalem zu gehen. Tief schmerzlich waren seine Empfindungen über den traurigen Zustand der heiligen Stadt, wie aus seinem elegischen Schreiben hervorgeht. Die Mongolen hatten in Jerusalem einige Jahre vorher (1260) furchtbare Verwüstungen angerichtet und die Juden hart mitgenommen. Ramban, der in Palästina ein-

traf, als die Mongolen bereits von dem ägyptischen Sulta aus Palästina vertrieben waren, fand in Jerusalem nur ein oder zwei jüdische Familien, welche noch immer die Fär bereien pachtweise inne hatten. Die anderen Gemeindegliede waren in den Unruhen theils getödtet, theils zersprengt worden Marmorwölbungen und Baumaterialien aus der Zeit der Kreuz züge waren herrenlos geworden. Die jüdischen Pilger, welche aus Syrien dahin kamen, erbauten auf Rambans Anregung daraus eine Synagoge. Er organisirte eine Gemeinde und gründete eine Stätte für die jüdische Wissenschaft, welche seit der Eroberung Jerusalems durch die Kreuzfahrer von dort entwichen war. Ein Kreis von Schülern sammelte sich um ihn, und selbst aus der Euphratgegend strömten ihm Zuhörer zu. Ramban, der noch drei Jahre in Palästina lebte, starb um 1270, seine Hülle wurde in Chaifa, neben R. Jechiel aus Paris beigesetzt. In derselben Zeit lebte in der heiligen Stadt R. Tanchum, geboren in Jerusalem, der die ganze heilige Schrift in arabischer Sprache für seine arabisch redenden Stammgenossen im Morgenlande erklärte.

Im 14. Jahrhundert war das heilige Land wiederum seinen Söhnen leicht zugänglich. Die ägyptischen Sultane, denen es wieder vollständig zugefallen war, hatten nichts dagegen, dass jüdische Pilger auf den erinnerungsreichen Trümmern oder an den Gräbern ihrer grossen Vorfahren beteten und weinten, um ihr beklommenes Herz zu erleichtern. In Folge dieser Duldung kamen in dieser Zeit Einwanderungen nach Palästina vielfach vor. Um das Jahr 1313 begab sich Estori Pharchi aus der Provence nach dem h. Lande, wo er nach langem Aufenthalte das Resultat seiner Untersuchungen über Palästina in seinem lehrreichen Werke Kaphtor wa-Pherach niederlegte. R. Chananel Ibn-Askara und R. Schem-Tob Ibn-Gaon aus Spanien pilgerten nach dem heiligen Lande (um 1320) und liessen sich in Zaphet nieder. R. Isaak Chelo wanderte aus Aragonien nach Palästina (1328—1333). Nach seinen Berichten war die Je-

rusalemer Gemeinde damals sehr zahlreich. Ein grosser Theil der Gemeinde führte ein beschauliches Leben und studirte Tag und Nacht den Talmud. Es gab auch unter ihnen Handwerker, Kaufleute und Einige, welche Arzneikunde, Mathematik und Astronomie verstanden. Hebron hatte damals ebenfalls eine starke Gemeinde, deren Mitglieder sich meistens mit Weberei und Färberei von Baumwollenstoffen beschäftigten. Im Süden von Palästina weideten wieder jüdische Hirten neben mohammedanischen ihre Heerden. Auch ihr Rabbiner war ein Hirte und hielt auf dem Weideplatz Vorträge über Talmud für diejenigen, welche sich unterrichten wollten. Die junge Stadt Zaphet war damals bereits eine grosse Gemeinde. Auch R. Meir Ibn-Albadi, ein Enkel R. Aschers, wanderte damals von Toledo nach Jerusalem aus.

Durch Einwanderung der aus Spanien und Portugal vertriebenen Juden erhielten Jerusalem und andere Städte Palästinas einen bedeutenden Zuwachs an Gemeindegliedern. In einem Zeitraum von drei Jahrzehnten (1488—1521) war die Zahl der Juden in der heiligen Stadt von kaum siebzig auf fünfzehnhundert Familien angewachsen. Der Wohlstand der jüdischen Bewohner hatte sich durch den Zufluss neuer Ansiedler sehr gehoben. Während früher fast sämmtliche Gemeindeglieder arm waren, gab es drei Decennien später nur noch zweihundert Dürftige. An der Spitze der aufblühenden Gemeinde stand während mehr als zwei Jahrzehnte R. Obadja di Bertinoro in Italien. Er war der angesehenste Mann im Lande und auch in Aegypten und Babylonien anerkannt. In seinem edlen Wirken unterstützten ihn Verbannte aus Spanien, die nach Jerusalem versprengt waren. Ein spanischer Arzt, David Ibn-Schoschan, gelehrt und von edler Gesinnung, stand nach seiner Einwanderung in hoher Achtung bei der Gemeinde in Jerusalem. Eine noch grössere Bedeutung erhielt die heilige Stadt durch die Einwanderung des Jsaak Schalal mit seinen Reichthümern, seiner Erfahrung und seinem Ansehen. Nächst Jerusalem hatte Zaphet

eine starke jüdische Einwohnerzahl und einen grossen Einfluss erlangt. Besonders erhielt diese Stadt eine hohe Bedeutung durch die Einwanderung des hochgelehrten und allgemein verehrten R. Joseph Saragossi.

Im Jahre 1517 kam Palästina unter die Herrschaft der Osmanen. Bei diesem Regierungswechsel konnten die jüdischen Verhältnisse im heiligen Lande nur gewinnen. Die türkischen Sultane bewilligten den Juden in ihrem Reiche grosse Freiheiten und bedienten sich der Juden in den verschiedenen Zweigen des Staatsdienstes. Sultan Selim hatte zum Leibarzte R. Joseph Amon, und dessen Sohn und Enkel nahmen nach einander dieselbe Stellung ein. Sein Sohn R. Mose Hamon, Leibarzt des grossen Soleiman, und der zweite Hofarzt R. Tam, Sohn des R. David Ibn-Jechia, waren beide sehr angesehen und einflussreich. An der Spitze der Finanzen standen zu jener Zeit gewöhnlich Juden. Abraham de Kastro unter Soleiman und viele Andere zeichneten sich in diesem Dienste aus. Staatsmänner waren der Arzt und Talmudkenner R. Salomo Aschkenasi, welcher, fast drei Jahrzehnte die diplomatischen Angelegenheiten der Türkei leitend, über eine polnische Königswahl entschied, und den Frieden zwischen der Türkei und Venedig schloss; ferner Gabriel Bonaventura, Gesandter Muhammeds III., und der Herzog Don Joseph.

Dieser war ein portugiesischer Jude, der, des Zwanges überdrüssig, in seinem Vaterlande als Scheinchrist, Marane, unter dem Namen Joao Miqez zu leben, nach Konstantinopel auswanderte, um dort zu dem Glauben seiner Väter zurückzukehren. Er trat offen zum Judenthume über und nahm den Namen Joseph Nassi an. Durch seine grossen Kenntnisse und seinen Reichthum wurde Joseph Nassi in den Hofkreis eingeführt und galt viel beim Sultan Soleiman. In kurzer Zeit wurde er als Bey eine hervorragende Persönlichkeit und stieg durch seine ausgezeichneten Leistungen im Staatsdienste so sehr in Gunst beim Sultan Soleiman,

dass dieser ihm einen Strich Landes am Tiberiasee in Palästina schenkte, um die Stadt Tiberia unter eigener Botmässigkeit aufzubauen, mit der ausdrücklichen Bedingung, dass nur Juden darin wohnen sollten. Die Schenkungs-Urkunde wurde vom regierenden Sultan, vom Thronfolger Selim und von dessen Sohne unterzeichnet, damit sie auch in fernerer Zeit nicht angefochten werden sollte. Nach Soleimans Tode, als Selim II. in seine Hauptstadt einzog, ernannte er Joseph zum Herzog von Naxos und der zwölf cykladischen Inseln, die er ihm schenkte. Es existirt noch eine alte Urkunde, halb lateinisch und halb italienisch, die mit den Worten beginnt: „Wir Joseph Nassi, von Gottes Gnaden Herzog des ägäischen Meeres, Herr von Andros," und schliesst: „Gegeben in unserem herzoglichen Palaste Belvedere in Konstantinopel 1577 XV. Juli. Joseph Nassi."

Zu dieser Zeit wurde allgemein das Bedürfniss gefühlt, autorisirte und ordinirte Richter und Rabbiner, wie zur Zeit des Tempels und des Talmud in Palästina zu besitzen, und überhaupt die so lange vermisste Ordination, Semicha, wiederum einzuführen. Aber der erste Schritt war schwer. Nur Ordinirte können, wie bekannt, gesetzlich weiter ordiniren, und solche gab es schon lange nicht. Jedoch bot ein Ausspruch Rambams einen Anhaltspunkt dafür, nämlich: wenn die Gesetzlehrer im heiligen Lande übereinstimmen, Einen aus ihrer Mitte zu ordiniren, so hätten sie das Recht dazu, und derselbe könnte zugleich die Ordination auf Andere übertragen. Zu diesem Zwecke wurden zwischen den Rabbinercollegien in Jerusalem und Zaphet Unterhandlungen angeknüpft, die aber erfolglos blieben. In Jerusalem stand damals an der Spitze der Gemeinde R. Levi b. Chabib, aus Zamora in Portugal gebürtig, der sich zur Zeit der Judenverfolgung nach Salonichi und von da nach Jerusalem begeben hatte (1525), wo er zum Oberrabbiner gewählt wurde. R. Levi besass, ausser einer tiefen talmudischen Gelehrsamkeit auch grosse mathematische und astronomische Kennt-

nisse. Ihm zur Seite stand R. Mose de Kastro. In Zaphet war damals, wie schon erwähnt, R. Jakob Berab Haupt des Rabbinercollegiums (1534), zu welchem R. Joseph Karo, R. Mose de Trani, R. Salomo Alkabiz, R. Mose Corduera und R. Mose Alschaich gehörten.

R. Joseph Karo, aus Spanien vertrieben, liess sich nach langer Wanderung in Nikopolis in der europäischen Türkei nieder. Später siedelte er von dort nach Adrianopel über, wo er wegen seiner erstaunlichen Gelehrsamkeit bereits in hohem Ansehen stand und zahlreiche Schüler ausbildete. Zu gleicher Zeit unternahm er ein Riesenwerk, den religiösen Codex Schulchan Aruch zu verfassen, ein Werk, worauf er zwanzig Jahre seines Lebens verwendete (1522—1542), und zu dessen Revision er noch zwölf Jahre brauchte (1542—1554). Von Adrianopel ging R. Joseph nach Zaphet, wo er nach R. Jakob Berabs Tod zum Hauptrabbiner eingesetzt wurde. Hier vollendete er nach langjährigem Fleisse das religiöse Gesetzbuch, welches sogleich mit Freuden aufgenommen, verbreitet und als unverbrüchliche Norm festgesetzt wurde. Dadurch erhielt das Judenthum diejenige feste Gestalt, die es bis auf den heutigen Tag bewahrt hat. R. Joseph Karo starb im Alter von siebenundachtzig Jahren (1575). Zur selben Zeit lebten in Zaphet die beiden berühmten Lehrer der Kabbala, R. Isaak Lurja Levi und R. Chaim Vital.

Obwohl die tolerante Regierung der Sultane gut gegen die Juden gesinnt war, so kamen doch in dem von der Reichshauptstadt fern liegenden Palästina Gelderpressungen von den Juden durch die türkischen Beamten nicht selten vor. Eine solche Erpressung im grossen Massstabe ereignete sich in Jerusalem im J. 1625. Ein Araber Ibn-Faruch, der sich durch Geld das Amt eines Gouverneurs von Jerusalem verschafft hatte, liess am Sabbath während der Andacht die Synagoge überfallen, fünfzehn der vornehmsten Juden in den Kerker werfen und dieselben so lange misshandeln, bis ein Lösegeld von 3000 Dukaten entrichtet wurde. Solche Auf-

tritte wiederholten sich häufig. In Folge dessen verarmte die Gemeinde gänzlich und war am Ende genöthigt, um das unersättliche Ungeheuer zu befriedigen, von den Mohammedanern eine Summe von 50,000 Piastern aufzunehmen, wofür sie 20,000 Piaster Zinsen jährlich zu zahlen hatte. Viele Juden suchten sich durch die Flucht zu retten, allein der Tyrann verhinderte dies durch strenge Wachen an den Thoren und liess sogar die Särge untersuchen. Doch gelang es den Juden, ihre traurige Lage nach Konstantinopel zu melden. Der Sultan Amrad, entrüstet über den treulosen Diener, befahl dem Pascha von Damaskus den Wütherich zu verhaften. Dieser entzog sich der gerechten Strafe durch die Flucht, und Jerusalem war von einem Scheusal befreit.

Die Gemeinde in Jerusalem blieb aber nach jeder Seite hin arm. Durch die Raubgier der Beamten ohnehin heruntergekommen, versiegten für sie noch die Zuflüsse aus Europa, in Folge der anhaltenden Judenverfolgung in Polen. Durch diese war nämlich die Zahl und das Elend der aus Polen und andern Ländern Entflohenen so gross, dass manche europäische Gemeinden genöthigt waren, die für Jerusalem bestimmten Gelder anzugreifen, um die Flüchtlinge zu unterstützen. Die Juden in Jerusalem geriethen dadurch in eine so grosse Noth, dass von den dort lebenden 700 Frauen, meistens Wittwen, und einer geringeren Zahl Männer, nahe an 400 Hungers starben. Die Jerusalemer schickten daher einen ausserordentlichen Sendboten, R. Nathan Spiro, um den europäischen Gemeinden ans Herz zu legen, schleunige Hülfe zu bringen, wenn nicht alle Hungers sterben sollten. An der Spitze der Gemeinde stand damals R. Jakob Zemach, Arzt und Oberrabbiner. Neben ihm wirkten R. Abraham Amigo und R. Jakob Chagis. Von besonders angesehenen deutschen Rabbinen lebten damals in Jerusalem R. Simon Insbruck aus Frankfurt, R. Jesaia Hurwitz, Verfasser des Schelah, und R. Ephraim Katz. Aus dem 18. Jahrhundert werden folgende deutsche Rabbinen genannt: R. Nathan

Mannheim, R. Abraham Brode und R. Isaak ha-Kohen Rappaport.

Als Bonaparte Aegypten erobert hatte (1798), rückte er einem türkischen Heere in Palästina entgegen. El-Arisch und Gaza kamen in die Hände der Franzosen. Die jüdische Gemeinde von Gaza war geflüchtet. Kurz darauf fiel Jaffa (1799); die ganze türkische Besatzung wurde niedergeschossen, weil Bonaparte nicht wusste, wohin er die Besiegten bringen sollte. Bei der Nachricht von den Siegen und der Grausamkeit der Franzosen verbreitete sich in Jerusalem ein panischer Schrecken. Es hiess, Bonaparte gedenke auch nach der heiligen Stadt zu kommen. Die Einwohner begannen Erdwälle um die Stadtmauern aufzuwerfen, und alle Juden betheiligten sich dabei. Die Mohammedaner hatten nämlich das Gerücht ausgesprengt, dass die Franzosen ganz besonders die Juden misshandelten. Der französische Feldherr hatte zwar einen Aufruf an die asiatischen nnd afrikanischen Juden ergehen lassen, sich unter seinen Fahnen zu schaaren, und versprochen, ihnen das heilige Land wiederzugeben, aber die Juden in Jerusalem trauten diesen schmeichelnden Worten nicht. Indessen hatte Napoleon seine Absicht, Jerusalem zu nehmen, aufgegeben und ging nach Akka. In der Ebene Isreel an dem Berg Tabor, wo von den ältesten Zeiten an viele Schlachten geliefert worden waren, siegten 4000 Franzosen unter Kleber und Murat über ein sechsmal stärkeres türkisches Heer, und eine Kolonne Franzosen rückte bis Zaphet und Tiberia vor. Bonaparte selbst belagerte Akka, konnte aber diese Festung nicht einnehmen; er musste die Belagerung aufheben und sich nach Aegypten zurückziehen.

Nachdem Mehemed Ali Pascha von Aegypten durch glänzende Siege dem Sultan Syrien und Palästina entrissen hatte (1832), führte er eine geregelte Administration in diesen Ländern ein. Gerechtigkeit und Ordnung wurden streng gehandhabt, die Fremden kräftig in Schutz genommen, die Strassen sicher

gemacht. Missbräuche, wie der Durchgangszoll, Kafar, welcher dem Reisenden von jedem Scheich abgefordert wurde, und ähnliche Willkührlichkeiten wurden abgeschafft. Die Juden in Jerusalem und in andern Städten durften ihre alten Synagogen wieder aufbauen. Diese Regierung dauerte aber nicht lange, denn durch die Intervention Oesterreichs und Englands kam Palästina mit ganz Syrien wieder in den Besitz des Sultans (1841). Die meisten guten Einrichtungen Mehemed Alis sind aber bis auf den heutigen Tag geblieben. Auch für die Juden im heiligen Lande trat eine bessere Zeit ein; die früheren offenen Gelderpressungen und Quälereien durch die türkischen Beamten hörten auf und sind seitdem nicht wieder vorgekommen. In Folge dieser günstigen politischen Verhältnisse im heiligen Lande vermehrte sich die Einwanderung der nach dem Lande der Väter Sehnsüchtigen aus allen Theilen der Erde; dadurch erhielt besonders die heilige Stadt einen bedeutenden Zuwachs an Gemeindegliedern.

Vom Jahre 5250 = 1490 bis zur Gegenwart fungirten in Jerusalem vierunddreissig Oberrabbinen. Von den meisten derselben und einer grossen Zahl nicht fungirender Rabbinen Jerusalems dieser Zeit besitzen wir Denkmäler ihres hohen Geistes und ihrer edlen Gesinnung. Sie widmeten zwar ihren Fleiss meist der rabbinischen Gelehrsamkeit, jedoch waren sie nichtsdestoweniger oft zugleich mit der Philosophie und den Naturwissenschaften sehr vertraut.

Die gegenwärtige Gesammtzahl der Juden in Jerusalem beträgt gegen 13000 Seelen; sie stellt somit mehr als den dritten Theil der Gesammtbevölkerung dar und überragt die christliche fast um das Doppelte. Die anderen Städte des heiligen Landes zählen zusammen gegen 12000 jüdische Einwohner und zwar Zaphet 8000, Tiberia 2500, Hebron 800, Jaffa 600. Die Juden in Jerusalem unterscheiden sich in Sephardim und Aschkenasim.

Sephardim.

Die spanisch-portugiesischen Juden, Sephardim (Sephard = Spanien) werden jene genannt, die bei der Vertreibung der Juden aus Spanien unter Isabella II. von dort in alle Welt auswanderten. Sie richten sich in der Liturgie nach dem spanischen Ritus und in praktisch religiösen Fragen nach dem Gesetzcodex „Beth Joseph" des R. Joseph Karo. Die Sephardim in Jerusalem stammen grösstentheils aus den europäischen und asiatischen Provinzen der Türkei, aus Aegypten, Indien, Persien und bedienen sich des spanischen Idioms. Nur ein kleiner Theil, die Nachkommen der Ureinwohner von Jerusalem, Moriskos, und die aus Tunis, Algier und Marokko Eingewanderten, spricht gewöhnlich das Arabische.

Die Sephardim bilden die Mehrzahl der jüdischen Bevölkerung, 7000 Seelen, und die Hauptgemeinde von Jerusalem. An ihrer Spitze steht der von den „Chachamim", Gelehrten, gewählte Chacham Baschi oder Oberrabbiner, den die türkische Regierung in Konstantinopel bestätigt, indem sie dem Erwählten ein vom Sultan eigenhändig unterschriebenes Diplom nebst dem Medschidi-Orden und einem reich gestickten Tarbusch zuschickt. Ihm zur Seite steht das aus etwa 80 Chachamim gebildete Rabbiner-Collegium. Drei von diesen vereinigen sich monatlich abwechselnd zu einem „Beth-Din" oder Gerichtshof, welcher im Vereine mit dem Oberrabbiner religiöse Fragen und civilrechtliche Angelegenheiten entscheidet. Da dieses Gericht nach öffentlicher Verhandlung sein Urtheil ohne Verzug und auch kostenfrei spricht, so geniesst es hohe Achtung auch bei Bekennern anderer Confessionen, die sich bei etwaigen Differenzen mit Juden häufig der Entscheidung dieses Gerichtes unterziehen. Auch die türkische Obrigkeit respectirt diesen Rechtsspruch und giebt ihm erforderlichen Falls gesetzlichen Nachdruck. Ein grosses Beth-Din oder Obergericht, aus sieben der ange-

sehensten Chachamim bestehend, ist zur Entscheidung der besonders wichtigen Angelegenheiten berufen.

Die Verwaltung der weltlichen Gemeindeangelegenheiten leitet ein Vorstand, welcher aus drei „Pakidim" oder Vorstehern, drei Stellvertretern und ebensoviel „Maschgichim" oder Controleuren besteht. Die Gemeinde besitzt vier grosse Synagogen, einige Häuser und mehrere unbebaute Plätze. Da keine Gemeindesteuer erhoben wird, so sind die Einkünfte der Gemeinde sehr beschränkt und schwankend. Neue Ansiedler entrichten ein Einkaufsgeld, dessen Höhe durch Uebereinkommen bestimmt wird. Von dem Nachlasse Eingewanderter, welche in Jerusalem ohne Erben sterben, erhebt die Gemeinde ebenfalls einen mässigen, bei der Einwanderung voraus bestimmten Betrag. Ferner fliessen der Gemeinde durch das ihr allein zustehende Recht, Grabstätten zu verkaufen und durch ihr Privilegium des Fleischverkaufes kleine Summen zu. Die Einkünfte decken aber die bedeutenden Ausgaben nicht. Diese sind: Zahlung der Zinsen einer Schuld, die aus alten Zeiten auf der Gemeinde lastet, Entrichtung der Kopfsteuer für die Armen, Spendung einer namhaften Summe für den freien Zutritt zur Tempel-Westwand und zum Grabe Rachels, Ausgaben für Cultus, Unterricht und Wohlthätigkeitszwecke. Daher sendet die Gemeinde Boten, zumeist nach Afrika, um Almosen zu sammeln. Alle diese Beiträge reichen aber nicht aus, auch nur die dringendsten Ausgaben zu bestreiten. Die Gemeinde ist in Folge dessen genöthigt, manche von den noch übrig gebliebenen Grundstücken zu verkaufen, und versinkt so immer mehr und mehr in Armuth.

Die Lebensweise der Sephardim in Jerusalem ist orientalisch, daher haben die Schilderungen, welche weiter unten von der Lebensweise der Orientalen gegeben werden, im Allgemeinen auch auf diese Bezug, jedoch mit manchen Ausnahmen, die besonders im Familienleben der Sephardim bemerkenswerth sind.

Der Bigamie steht bei den orientalischen Juden kein religiöses Hinderniss im Wege, da sie die im 11. Jahrhundert erfolgten Verordnungen des R. Gerschom, „Takanoth Rabenu Gerschom," welche unter Andern die Bigamie verbieten, nicht anerkannt haben. Jedoch machen sie von dieser orientalischen Sitte höchst selten und nur in besonderen Fällen Gebrauch. Die Monogamie ist bei ihnen eine Regel, von der sie nur nach langjährigem kinderlosen Eheleben und mit ausdrücklicher Einwilligung der Ehefrau, nach dem Beispiele des Patriarchenpaares Abraham und Sara, abweichen. Unter solchen Umständen und bei sonst günstigen Verhältnissen geht der Mann eine zweite Ehe ein und zwar wenn möglich mit einer Verwandten der ersten Frau, um dadurch die Harmonie in der Familie zu erhalten. Die erste Frau betrachtet dann die neu Hinzugekommene als Familienglied und nicht als Rivalin; sie ist auch bei der Pflege und Erziehung der in zweiter Ehe erzeugten Kinder mit thätig. Solche Fälle ereignen sich aber nur selten. Während der 15 Jahre meines Aufenthaltes in Jerusalem kamen nur sechs Doppelehen vor. Polygamie, wie sie bei den Mohammedanern Sitte ist, erlauben sich die orientalischen Juden nie.

In Folge der frühzeitigen Geschlechtsreife wird die Verheirathung, wie bei allen Morgenländern, schon früh, jedoch gewöhnlich nicht vor dem dreizehnten Lebensjahre, vollzogen. Auf die Schliessung des Ehekontraktes üben auch deshalb die Eltern den grössten Einfluss aus. Die orientalische Sitte, die Frauen im Harem einzuschliessen, ist den Juden fremd; die weiblichen Familienglieder sind daher dem Besucher sichtbar und nehmen an der Conversation einen bescheidenen Antheil. Auch gebrauchen die Jüdinnen den Schleier nicht, welchen die mohammedanischen und armenischen Frauen zur Bedeckung des Gesichtes auf der Strasse tragen.

Aschkenasim.

Sie stammen aus Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Russland, Rumänien, Holland, Frankreich, England und den Vereinigten Staaten von Amerika und sprechen die deutsche Sprache in einem eigenen Dialekte. Sie beobachten in der Liturgie den Ritus von Aschkenas (Deutschland) und folgen in religiöser Beziehung den Bestimmungen des spätern Commentators des Schulchan Aruch, R. Mosche Isserles, der am Ende des 16. Jahrhunderts in Krakau lebte. Die Aschkenasim bilden mit 6000 Seelen den kleinern Theil der jüdischen Bevölkerung Jerusalems; sie theilen sich in Peruschim und Chassidim.

Die Peruschim waren von den Aschkenasim die ersten Ansiedler in Jerusalem und bildeten in früheren Zeiten mit den Sephardim eine Gemeinde. Erst im sechzehnten Jahrhundert sonderten sie sich von den Sephardim ab und wurden daher „Peruschim" Abgesonderte genannt. Die hier und da sich findende Uebersetzung des Wortes „Peruschim" durch Pharisäer ist eine von den vielen Irrthümern, die über die Juden in Jerusalem verbreitet sind. Die ehemalige Secte der Pharisäer hat längst zu existiren aufgehört und ist, wie bekannt, seit etwa zwei Jahrtausenden nicht wieder vorgekommen.

Die Peruschim haben in der Liturgie den unveränderten deutschen Ritus beibehalten und richten sich bei dem rabbinischen Unterricht nach der Lehrmethode der deutsch-polnischen Schulen. Diese von R. Jakob Pollak in Prag im 16. Jahrhundert in seinem Lehrhause eingeführt, besteht vorzüglich darin, dass der Lehrer die Jugend durch besondere Aufgaben veranlasst, jeder Behauptung alle nur möglichen Einwendungen entgegenzustellen, und so lange zu disputiren, bis alle Einwürfe erledigt sind. Diese Methode gewann durch die grosse Uebung des Scharfsinns viele Verehrer und ist

seitdem unter dem Namen „Pilpul" in den grossen und be rühmten deutsch-polnischen Hochschulen von den hervor ragendsten Lehrern gepflegt worden.

Von diesen sind die berühmtesten: R. Mosche Isserle (Ramo) in Krakau, R. Salomon Lurja (Reschal) in Ostro R. Jehuda (Mahari) Mainz in Padua, R. Meir Katzenellen bogen in Padua, R. Löw (Maharil) in Prag, R. Mordecha Jaffe in Prag, R. Meir (Maharam) in Lublin, R. Samuel Edels (Maharscho) in Ostro, R. Elia Gaon in Wilna, R. Akiba Eger in Posen, R. Mose Sofer in Pressburg, R. Jakob Ettlinger in Altona.

Die Chassidim sind Anhänger der Secte dieses Namens, gestiftet im 18. Jahrhundert von R. Israel Baal-Schem, der zu Tlusti und dann in Medzibez in Podolien thätig war. Als Sectenführer hiess er Zadik, und alle seine Nachfolger führen denselben Titel. Die Grundidee dieser Secte ist das Streben nach der höchsten Glückseligkeit durch den Glauben, erreichbar durch unbedingtes Vertrauen auf den Zadik, durch stete Heiterkeit des Gemüths bei allen innern und äussern Drangsalen, durch einen unerschütterlichen Gleichmuth gegen drohende Gefahren und einen unzerstörbaren Gemeingeist, gehalten mittelst häufiger Religionsübungen, ausdrucksvoller Ceremonien und zahlreicher Versammlungen. Die Chassidim in Jerusalem besitzen daselbst keinen Zadik; sie unterscheiden sich von den anderen Aschkenasim nur durch einige unbedeutende Abweichungen in den religiösen Ceremonien.

Die Aschkenasim haben keine einheitliche Gemeindeorganisation; sie sind in sieben verschiedene Gemeinden gesondert. Die Peruschim, welche aus Russland stammen, bilden eine Gemeinde mit 3000, die Warschauer mit 700, die Ungarn mit 500, die Deutsch-Holländer mit 100 Seelen. Die Chassidim sind getheilt in 1000 Wolhinier, 500 Galizier und 200 Chabad oder Ljubawizer. Die innere Verwaltung der einzelnen Gemeinden der Aschkenasim besorgen

ihre betreffenden Vorsteher. Ueber Angelegenheiten aber, welche die Gesammtheit der Aschkenasim betreffen, entscheidet eine Versammlung aller Vorsteher der verschiedenen Gemeinden. Ein gemeinschaftliches geistliches Oberhaupt haben die Aschkenasim in Jerusalem nicht; jedoch besteht in den grösseren Gemeinden ein Beth-Din, dessen Autorität auch die kleinern Gemeinden anerkennen.

Die Karaiten.

Sie sind seit 200 Jahren wieder in Jerusalem ansässig, bilden aber gegenwärtig eine unbedeutende Gemeinde von nur acht bis zehn Familien. Die Karaiten, richtiger Karaim — eine aus dem Worte „Mikra" hergeleitete Benennung, mit der Bedeutung Personen, welche ihr Bekenntniss auf die heilige Schrift allein gründen — gehören zu der im 8. Jahrhundert in Babylonien entstandenen Secte dieses Namens. Den ersten Anlass zu dieser Sectenbildung gab bekanntlich der Vorfall, dass bei der von den Gaonim vorgenommenen Wahl zum „Resch-Galutha," Fürsten der Juden im Exil, Anan, ein Neffe des kinderlos verstorbenen Exilarchen Salomon (761), seinem jüngern Bruder Chananja weichen musste. Anan stand aber nicht allein; er hatte Freunde und Anhänger, die ihn allein als Oberhaupt anerkannten. In Folge dieser Auflehnung gegen die Autorität des rechtmässig gewählten Exilarchen liess ihn der Chalif Almansur in einen Kerker werfen, wo er den Tod als Strafe der Empörung erwartete. Ein mitgefangener Araber rieth ihm, dem Chalifen eine Verschiedenheit der religiösen Ansichten als Grund seiner Opposition gegen die Rabbinen anzugeben, und die Nothwendigkeit einer eigenen Leitungsbehörde für seine abgesonderte Secte zu erklären. Anan erhielt wirklich dadurch und in Folge eines bedeutenden Lösegeldes die Freiheit und die Erlaubniss, mit seinem Anhange nach Palästina auszuwandern.

Anan, der gegen die Gaonim sehr erbittert war wegen der kränkenden Zurücksetzung, welche er bei der Wahl erfahren hatte, übertrug diese Erbitterung auf den Talmud, kraft dessen die Gaonim ihre Bedeutung hatten. Er verwarf daher alle Traditionen unter dem Vorgeben, dass nur geschriebene Gesetze die einzige Quelle alles religiösen Lebens bleiben müsse. Durch seinen blinden Eifer, der Ueberlieferung entgegen zu treten, verfiel er in lächerliche Uebertreibungen, die das religiöse Leben sehr erschwerten. Er bediente sich der talmudischen Deutungsregeln, vermöge welcher er eben so wie die alten Lehrer berechtigt zu sein glaubte, neue Religionsgesetze aus der h. Schrift zu folgern. Die bedeutendste Umgestaltung erfuhren die Bestimmungen über die Festzeiten, über Sabbath und über Ehe- und Speisegesetze. Den Festkalender, der seit der Mitte des 4. Jahrhunderts eingeführt war, schaffte Anan ab. Die Monatsanfänge sollten nicht nach den festgesetzten Bestimmungen auf einander folgen, sondern durch Beobachtung des jungen Mondes jedesmal festgestellt werden. Die Schaltjahre sollten nicht eine regelmässige Reihenfolge nach dem neunzehnjährigen Cyclus haben, sondern von der jedesmaligen Prüfung der Gerstenreife bedingt sein. Das Wochenfest setzte er fünfzig Tage vom Sabbath nach dem Passahfeste ein. In der strengen Sabbathfeier liess Anan den Talmud weit hinter sich zurück. Am Sabbath dürfe man kein Heilmittel anwenden, nicht einmal für gefährlich Erkrankte, nicht die Beschneidung vornehmen, nicht sein Haus verlassen in einer Stadt, wo die jüdische Bevölkerung mit der nichtjüdischen vermischt wohne, nicht Warmes geniessen, ja nicht einmal am Vorabend Licht oder Feuer für den Abend anzünden und eben so wenig anzünden lassen. Aman führte den Brauch ein, den Sabbathabend vollständig im Dunkeln zuzubringen. Dieses Alles und noch andere Erschwerungen wollte er aus den Buchstaben der heiligen Schrift herauslesen. Die Speisegesetze verschärfte Anan ins Masslose, und die Verwandtschaftsgrade für ver-

botene Ehen dehnte er viel weiter als der Talmud aus. Er hat einen neuen und noch mehr erschwerenden Talmud aufgestellt. Auch später hat seine Secte nicht umhin können, ein neues traditionelles Gebäude aufzuführen, das aber bald erschüttert wurde, und ein Schwanken trat ein, welches von Geschlecht zu Geschlecht zunahm.

Die karäische Gemeinde, die sich von dem Gesammtverbande losgesagt hatte, constituirte sich in Jerusalem und erkannte Anan als den berechtigten Exilsfürsten an. Nach Anans Tode übertrug die Gemeinde seinem Sohne Saul die Führerschaft. Diesem folgte eine Reihe Anderer unter demselben Titel, der indess nicht lange beibehalten wurde und dem eines Chacham wich. Im Allgemeinen haben die Karaiten niemals höhes Ansehen gewonnen. Handwerk, Ackerbau und Kleinhandel sind ihre ausschliesslichen Erwerbszweige, die heilige Schrift nebst einigen Hülfswissenschaften ihr vorzügliches Studium, und die Begründung ihres Widerspruchs gegen die Rabbaniten ist der fast einzige Zielpunkt ihrer literarischen Thätigkeit. Alle von ihnen verfassten Schriften haben dasselbe Hauptziel; daher ihre Literatur nur das Interesse des Parteikampfes gewährt, nicht aber das des selbstständigen Geistes oder neuer Schöpfungen. Ihre Geschichte ist an Thatsachen nur sehr dürftig.

Stets gering an Zahl hielten sich die Karaiten bis in die Zeit der Kreuzzüge in Palästina und zum Theil in Jerusalem auf. Nach der Einnahme dieser Stadt durch die Christen wanderten sie aus, theils nach Aegypten und Griechenland, theils nach Spanien, von wo sie jedoch verdrängt wurden. Später finden sich ihre Gemeinden in Aleppo und Damaskus, im byzantinischen Reiche, in den Südländern der Slaven und auch als Nomaden am Atlasgebirge. Die Zunahme der Zahl der rabbinischen Juden in den Gegenden, wo sie angesiedelt waren, that ihnen grossen Abbruch und ist eine Hauptursache ihrer Verminderung seit der Befestigung der türkischen Herrschaft. Durch Uebertritt zu den Rabbaniten

verloren sie in älterer Zeit ganze Gemeinden. Der Verfall ihrer Gemeinden hatte zugleich ein Abnahme ihrer Geistesthätigkeit zur Folge. Die Frage, ob nach dem mosaischen Verbot am Sabbath Feuer anzuzünden, der Gebrauch eines Lichtes am Sabbathabend gestattet sei, hat die Karaiten im 16. Jahrhundert in zwei Parteien getheilt, deren eine die Benutzung eines Lichtes zulässt, während die andere es für unerlaubt hält. In einen solchen Wirrsal verwickelte sich das Karäerthum durch das Bestreben mit der Vergangenheit zu brechen.

Die heutige Zahl der Karaiten beläuft sich in Russland: zu Troki, Luzk, Odessa und in der Krimm auf etwa 5000 Seelen; in Halicz in Galizien auf 100; die Gemeinden in Konstantinopel und Alexandrien zählen etwa 800. Ihre gegenwärtige Gesammtzahl beträgt nicht mehr als 6000 Seelen. In den kleinern Gemeinden sind sie äusserst arm, in den grössern finden sich auch ansehnliche Kaufleute.

Die Karaiten in Jerusalem leben überaus abgesondert und üben streng ihre eigenthümlichen Gebräuche; sie sind jedoch durch die Verhältnisse veranlasst, von den Gebräuchen ihrer auswärtigen Glaubensgenossen in manchen Punkten abzuweichen. So sind sie genöthigt, da sie keinen eigenen Chacham zur Ausübung des Cultus haben, die Vollziehung der Beschneidung einem rabbanitischen Chacham anzuvertrauen, das Fleisch des nach rabbinischer Vorschrift geschlachteten Thieres zu geniessen u. dgl. m. Sie heirathen nur aus ihren Gemeinden und beerdigen ihre Todten auf besonderen Begräbnissplätzen. Ihre von den rabbanitischen völlig abweichenden Gebete sind sehr zahlreich. Den Sabbat und ihre Festtage feiern sie äusserst streng. Sie fasten sehr viel, Manche von ihnen jeden Montag und Donnerstag. Sie halten eine Art religiöser Weihe ihrer Söhne für nöthig. Jedes männliche Kind ist „Nasir", wie in der heiligen Schrift die durch Gelübde dem Weine etc. Entsagenden heissen, bis nach zurückgelegtem siebenten Jahre. Am achten Geburts-

tage wird es in die Synagoge geführt, man schneidet ihm zum ersten Male das Haar und giebt ihm etwas Wein. Ein Festmahl beschliesst die Feier, und von nun an wird das Kind der männlichen Erziehung überwiesen. Die Reinigungsgesetze stehen bei ihnen in besonderer Heiligkeit. Die Frauen, welche in gewissen Zuständen für unrein gehalten werden, müssen vom Umgange reiner Personen fern gehalten und in einen abgeschlossenen Winkel des Hauses verwiesen werden. Einen Todten rührt keiner an. Die Beschäftigung mit demselben überlassen sie Miethlingen. Im bürgerlichen Leben sind ihre Sitten durchaus unbescholten. Ihr Gemeinsinn ist sehr gross; sie helfen jedem sinkenden Genossen kräftig auf. Obwohl sie in religiöser Beziehung völlig unabhängig sind, betrachtet jedoch die türkische Regierung den Chacham-Baschi der Sephardim als ihr geistliches Oberhaupt.

Politische und sociale Verhältnisse.

In politischer Beziehung zerfallen die Juden in Jerusalem, ähnlich wie die andern Nichtmohammedaner, in zwei Kategorien. Die erste und zahlreichste besteht aus den türkischen Unterthanen oder Rajas, die zweite umfasst alle unter dem Schutze eines fremden Staates stehenden jüdischen Einwohner, Frankén genannt.

Die jüdischen Rajas leben in Jerusalem, wie in der ganzen Türkei, völlig frei; sie können in allen Strassen wohnen und jedes Geschäft betreiben. Ihre dem Staate zu leistenden Pflichten sind denen der anderen Rajas gleich und bestehen nur in der Kopfsteuer, Charadsch, die für jede Mannsperson nach den Vermögensumständen entrichtet wird. Der Unbemittelte zahlt 15 Piaster jährlich, der Vermögende und Reiche das Doppelte bis zum Vierfachen. Für die richtige Entrichtung der Steuer haftet der Gemeindevorstand. Derselbe hat die Abgabe zu vertheilen, einzucassiren und dem Steueramte zu übergeben. Bei der Vertheilung werden die Armen ver-

schont, die Reichen mehr belastet, und der noch fehlende Betrag wird aus der Gemeindecasse genommen. Die milde Gesinnung der Sultane und der europäische Einfluss haben in der neuern Zeit der Toleranz noch mehr Geltung verschafft. Dem Baue neuer und der Reparatur alter Synagogen werden keine Schwierigkeiten entgegengesetzt. In den Hauptstrassen erheben sich jetzt neue Bethäuser, in welchen die Andacht ohne Störung verrichtet wird. In dem Fortschreiten der türkischen Regierung zur Gleichstellung aller Confessionen sind auch die Juden inbegriffen. In dem städtischen Verwaltungsrathe, Medschlis, fungiren auch zwei Juden, welche dieselbe Befugniss wie alle andern Mitglieder desselben haben.

Die den fremden Staaten angehörigen und die von den Consulaten in Schutz genommenen einheimischen Juden sind frei vom Charadsch und zahlen nur geringe Zölle. Sie stehen unter der Protection und Gerichtsbarkeit des betreffenden Consulates wie die anderen Ausländer. Ihre Wohlthätigkeitsanstalten zahlen keinen Zoll für die zu ihrem Gebrauche aus dem Auslande eingeführten Waaren und erfreuen sich der Privilegien, welche die Anstalten der anderen Franken geniessen. Die Zahl der protegirten Juden beläuft sich auf etwa 5000. Oesterreich hat gegen 3000, England 1000, Deutschland, Russland, Frankreich, Holland und die Vereinigten Staaten von Amerika die übrigen.

Nicht so erfreulich wie die politischen sind die socialen Verhältnisse der Juden. Um einen klaren Einblick in die gesellschaftlichen Zustände zu gewähren, und ein möglichst genaues Bild von deren Folgen zu geben, wie sie sich im Leben eines grossen Theils der jüdischen Bevölkerung geltend machen, scheint es nöthig, die gesammten jüdischen Bewohner Jerusalems in drei Abtheilungen zu sondern.

Zur ersten Abtheilung gehören Rentiers, d. h. Leute, welche sich von den Geschäften in ihrer Heimath zurückgezogen, in Jerusalem den Rest ihrer Tage verleben und eine grössere oder kleinere Rente von ihren Angehörigen

beziehen; ferner Kaufleute, Geldwechsler und andere grössere Geschäftsleute, sowie Hauseigenthümer. Alle diese Familien, deren Seelenzahl sich auf etwa 2000 beläuft, leben von ihren Einkünften in unabhängigen Verhältnissen.

Die zweite Abtheilung umfasst den grössten Theil der jüdischen Gesammtbevölkerung. Zu ihr gehören die kleinern Geschäftsleute, Krämer, Trödler, Hausirer u. dgl.; Handwerker: Maurer, Steinmetze, Glaser, Anstreicher, Tischler, Drechsler, Schlosser, Schmiede, Kupferschmiede, Messingarbeiter, Klempner, Steinschneider, Schleifer, Uhrmacher, Gold- und Silberarbeiter, Setzer, Buchbinder, Verfertiger von Souvenirs, Posamentiere, Schneider, Schuhmacher, Baumwollenklopfer, Färber, Barbiere, Tabackschneider, Fleischer, Müller, Bäcker, Zuckerbäcker und Weinbereiter; ferner Tagelöhner, Dienstboten und Frauen, welche sich mit Waschen, Nähen, Stricken und Sticken beschäftigen. Diese Abtheilung zählt gegen 8000 Seelen. Allein nicht alle zu dieser Kategorie gehörenden Familienväter sind im Stande, die nothwendigsten Mittel zur Existenz ihrer Angehörigen durch ihre Beschäftigung beständig zu erzielen. Geschäfts- und arbeitslose Zeiten, klimatische Krankheiten, welche besonders die Fremden plagen und arbeitsunfähig machen, und häufig vorkommende Theurung sind Calamitäten, welche oft viele Personen dieser Abtheilung nöthigen, öffentliche Hülfe in Anspruch zu nehmen. Die Zahl der Hülfsbedürftigen dieser Classe wird auf 3000 Seelen geschätzt.

Die dritte Abtheilung besteht aus allen Personen, welche in Folge irgend einer Ursache weltlicher Beschäftigung entsagen müssen. Dahin gehören Chachamim oder Gelehrte aller Gemeinden mit ihren Schülern, alle durch Alter und Gebrechlichkeit arbeitsunfähigen Leute, und eine bedeutende Anzahl von Wittwen und Waisen. Diese gegen 3000 Seelen zählende Classe ist ganz auf öffentliche Unterstützung angewiesen und stellt das grösste Contingent dem Krankenhause und den andern Wohlthätigkeitsanstalten.

Aus dem Gesagten ist zu ersehen, dass gegen 6000 Personen, beinahe die Hälfte der jüdischen Bevölkerung, auswärtige Hülfe in Anspruch nehmen müssen. Dieser schon unter normalen Verhältnissen trostlose Zustand nimmt zur Zeit einer allgemeinen Noth, wie bei Misswachs, bei dem Herrschen epidemischer Krankheiten und Ausbleiben der auswärtigen Spenden, den Umfang eines allgemeinen Elends an, dem weder die rege einheimische Mildthätigkeit der wenigen Bemittelten, noch die auswärtigen Wohlthätigkeitsanstalten steuern können. Es ist dann nur möglich, die Leiden der zahlreichen Unglücklichen einigermassen zu mildern, nicht aber alle Opfer der Noth zu retten. Der Arzt findet oft ganze Familien vom Hunger auf das Krankenlager geworfen. Beim Anblick dieser herzzerreissenden Scenen des Trübsals fühlt er sich tief erschüttert, ein schmerzvolles Gefühl, welches durch das Bewusstsein seiner Unfähigkeit radical zu helfen noch mehr gesteigert wird.

Die Ursachen dieser abnormen gesellschaftlichen Zustände der Juden in Jerusalem liegen hauptsächlich in den schon oben näher dargelegten Verhältnissen (s. Allgemeine Statistik, Handel und Gewerbe), welche im Vereine mit der ungünstigen geographischen Lage der Stadt Handel und geschäftlichen Verkehr fast ganz unmöglich machen und so diese ergiebige Quelle des Wohlstandes der Glaubensgenossen in anderen Gegenden den Juden in Jerusalem entziehen. Aus demselben Grunde leben auch die übrigen Bewohner der Stadt grösstentheils in Dürftigkeit, und ein bedeutender Theil derselben ist gleichfalls genöthigt, auf Unterstützung Anspruch zu machen, wie dies besonders bei den Lateinern der Fall ist. Diese aus 1500 Seelen bestehende Gemeinde lebt grösstentheils von Almosen des Klosters. Dr. Tobler, die inneren Verhältnisse des lateinischen Klosters ausführlich schildernd, sagt in seinem Werke „Dritte Wanderung nach Palästina" pag. 288 wie folgt: „Im Jahre 1855 allein gab man für Kleider, Lebensmittel, Arzneien und Miethszinsen an Arme der

Confession eine Summe von 247,140 Piastern und 1857 für die Armen und Waisen 30,913 Piaster an baarem Gelde und 149,422 Piaster in Naturalien aus." Bei den jüdischen Gemeinden, welche eine weit bedeutendere Anzahl von Armen haben und keine reichen Hülfsquellen besitzen, ist natürlich der Nothstand viel höher und droht noch grössere Dimensionen anzunehmen.

Religiöses Leben.

Wochentage. Sabbath. Festtage. Fasten. Gebete an den heiligen Stätten. Beschneidung. Hochzeiten. Leichenbegängnisse.

Die Motive, welche die Juden nach Jerusalem führen, sind, wie bekannt, rein religiöse. Aus dem Orient wie aus dem fernsten Occident wandern sie dahin, um dort den grossen Erinnerungen des Tempels und der glorreichen Ahnen zu leben, an den Gräbern der Könige, Richter und Propheten zu weinen und in deren Nähe eine ewige Ruhestätte zu finden. Die heisse Sehnsucht nach diesem höchsten Ziele ihrer frommen Wünsche ist es, die ihnen den Muth verleiht, alle Bande der Gewohnheit zu zerreissen, alle Vortheile und Bequemlichkeiten der Heimath zu verlassen und sich freiwillig in ein Loos der harten Entbehrungen und mannichfachsten Leiden zu begeben. Es ist daher sehr natürlich, dass die Juden in Jerusalem, von Glaubensinnigkeit beseelt, streng nach den Satzungen der Religion der Väter leben, und den Gottesdienst mit anhaltendem Gebet bei Tag und Nacht eifrig verrichten.

Einige von den religiösen Gebräuchen, die den Juden in Jerusalem allein eigen sind, mögen hier besondere Erwähnung finden.

Wochentage. Das Morgengebet beginnt mit Tagesanbruch. Wenn der älteste Rabbiner in der Lehranstalt Beth-El, in welcher die ganze Nacht studirt wird, den ersten

Schein der Morgendämmerung bemerkt, sendet er einen Synagogendiener ab auf die hohe weithin gegen Osten schauende Kuppel des Lehrhauses. Von hier verkündet dieser durch den lauten Ruf „Hatphilah" dass es Zeit zum Beten sei. Diesem Rufe folgend versammeln sich alle Einwohner in den Synagogen und Lehrhäusern zur Verrichtung des Morgengebetes. In der grossen Synagoge „de las Stambulis" wird in den Wochentagen das Morgengebet drei bis vier Mal wiederholt, damit ein Jeder Gelegenheit finde, in Gemeinschaft mit der erforderlichen Anzahl von Zehn zu beten. Nach beendigtem Gebete in den Lehrhäusern beginnen die Vereine Schass, Mischnajoth, Mikra ihre Vorträge, welche zwei bis drei Stunden dauern. Die Gelehrten von Beruf beschäftigen sich mit ihren Studien viel längere Zeit. Manche von diesen bringen studirend den ganzen Tag in den Lehrhäusern zu, ohne ein profanes Wort zu sprechen; sie werden daher „Schotek" oder Schweiger genannt. Etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang versammeln sich abermals alle Einwohner, um das Vesper- und Abendgebet zu verrichten und die darauf folgenden moralischen Vorlesungen zu hören. Auch während der Nacht wird in den Bet- und Lehrhäusern die Andacht fortgesetzt. So verrichtet ein aus zahlreichen Mitgliedern bestehender Verein „Chazoth" um Mitternacht, und ein anderer Verein „Mischmorim" in drei sich ablösenden Abtheilungen die ganze Nacht hindurch die betreffenden Andachtsübungen.

Sabbath. Die Heiligkeit desselben, wie die der Festtage, wird überaus streng beobachtet. Am Freitag drei Stunden vor Sonnenuntergang schliessen sich alle jüdischen Kaufläden und Werkstätten ohne Ausnahme. Etwa eine Stunde später erschallt in allen von Juden bewohnten Strassen der Ruf der Synagogendiener „ascender", anzünden; bald leuchten die Fenster aller jüdischen Häuser von den zahllosen Oellampen, und der Sabbath mit der allgemeinen Ruhe ist eingetreten. Das Minchahgebet beginnt eine Stunde vor

Sonnenuntergang und wird einigemal wiederholt. Eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang wird in den vier grossen, neben einander liegenden Synagogen zu gleicher Zeit der Sabbath eingeweiht, nachdem in der grössten Synagoge „Kahal Zion" der Vorbeter auf ein gegebenes Zeichen mit lauter Stimme den Psalm: „Schön ist es, dem Ewigen zu danken" begonnen, welcher dann auch in den übrigen Synagogen von der ganzen Gemeinde harmonisch chorweise gesungen wird. Findet eine Beerdigung statt, so darf in allen Synagogen die Sabbatheinweihung erst dann erfolgen, wenn man vom Begräbnissplatze zurückgekehrt ist. Zwischen dem Passah- und dem Wochenfeste wird nach dem Abendgebet, bis es völlig Nacht ist, das Hohelied gesungen. Mit dem Absingen der Hymne: „Hochgelobt sei der lebendige Gott und gepriesen" schliesst die Abendandacht.

Sabbath in der Frühe versammeln sich mit dem Anbruch der Morgendämmerung viele Andächtige, die eine Stunde lang verschiedene Pismonim chorweise singen. Indess füllt sich das Gotteshaus und die Morgenandacht wird bis zur Vorlesung aus der Torah verrichtet. Von den Torahrollen in der h. Lade befindet sich eine jede in einem hölzernen runden Gehäuse, das mit Silber beschlagen und mit einem seidenen Umhange versehen ist. Wenn man die reich verzierte Thüre der h. Lade aufgemacht und den seidenen mit Inschriften in Gold oder Silber versehenen Vorhang weggeschoben hat, so erblickt man die Torahrolle, aus der vorgelesen werden soll, in dem offenen Gehäuse. Nachdem die Torah aus der h. Lade genommen, werden die über das Gehäuse herausragenden Rollen, Ez-Chaim, mit Rimonim, die in Silber getriebene Granatäpfel darstellen, geschmückt. Darauf wird die geöffnete Torahrolle durch die ganze Synagoge getragen. Der Synagogendiener zeigt fortgesetzt voranschreitend mit dem silbernen Deuter, Jad, die Stelle, an der die Lesung beginnt. Während des Vortrages des Torahabschnittes herrscht eine ausserordentliche Stille, und Niemand verlässt seinen Sitz. Wenn

ein Rabbi zur Torah gerufen wird, so erhebt sich die ganze Gemeinde und hört die Vorlesung stehend an. Eben so stehen die Söhne auf, wenn ihr Vater emportritt. Beim Austritt aus der Synagoge nach Vollendung des Mussaph am Sabbath und an den Festtagen reicht ein Mann jedem Andächtigen einen Blumenstrauss und riechende Früchte hin, deren Duft unter den Segenssprüchen über wohlriechende Kräuter und Früchte eingeathmet wird.

Nachmittags gegen zwei Uhr werden in den Synagogen alle Psalmen recitirt, dann Vorträge gehalten und an diese Betrachtungen über den Wochenabschnitt der Torah angeknüpft, worauf das Minchah folgt. Eine halbe Stunde vor Nacht werden wieder Hymnen und am Schlusse der Psalm „Gepriesen sei der Ewige, mein Hort" melodisch gesungen, und darauf das Abendgebet verrichtet.

Festtage. Die Regalim-Feste feiern die Juden im h. Lande nur einen Tag; sie richten sich darin nach dem alten Brauche, der in Palästina auch nach der Zerstörung des Tempels unverändert blieb. Zur Zeit des jüdischen Reiches hatte nämlich das Sanhedrin die Funktion, aus der unmittelbaren ersten Wahrnehmung des neuen Mondes den Anfang eines Monats zu ermitteln und die Festzeiten zu bestimmen. Sobald Zeugen vor dem Sanhedrin aussagten, den ersten Streifen des jungen Mondes wahrgenommen zu haben, so wurde dieser Tag als der erste des Monats eingesetzt und davon dem ganzen Lande Kunde gegeben. Die Kundgebung geschah durch Feuerzeichen von Station zu Station, was in dem gebirgigen Lande leicht ausführbar war. Auf dem Oelberge schwang man Fackeln; so wie dieses auf der nächsten Station bemerkt wurde, wiederholte man von da aus dasselbe Zeichen für die andern Stationen. Diese Monatsbestimmung genügte dem ganzen heiligen Land vollkommen, so dass überall nur ein Festtag gefeiert werden konnte. Anders verhielt es sich mit den Gemeinden in der Diaspora, wo die Feuerzeichen nicht anwendbar waren; diese blieben stets über

die Neumondstage im Zweifel und hatten deswegen von jeher den Brauch, zweifelshalber anstatt eines zwei Festtage zu feiern. Nach der Zerstörung des Tempels wurde vom Sanhedrin in Jabne die Bestimmung der Festzeiten durch ausgesandte Boten den Gemeinden im heiligen Lande bekannt gemacht. Als aber später durch die Verfolgungen unter Konstantius auch diese Art von Kundgebung sich als unthunlich erwiesen hatte, führte, wie schon oben erwähnt, der Patriarch Hillel II. einen festen Kalender ein. Durch einen Beschluss des Sanhedrin wurde aber den Gemeinden ausserhalb Palästinas angeordnet, den zweiten Feiertag, den sie von jeher zu begehen pflegten, auch nach der Einführung des festen Kalenders immer heilig zu achten. Dieser Sanhedrialbeschluss wurde auch gewissenhaft befolgt, sämmtliche Juden ausserhalb des heiligen Landes feiern bis auf den heutigen Tag den zweiten Festtag.

Obwohl die Bewohner Palästinas dem alten Brauche gemäss nur einen Festtag feiern, so löst jedoch die zufällige Anwesenheit im heiligen Lande den Fremden von seiner heimathlichen Pflicht, zwei Tage zu feiern, nicht los. Die jüdischen Pilger, welche während der Festtage in Jerusalem verweilen, versammeln sich daher am zweiten Tage in einer kleinen Synagoge und verrichten gemeinschaftlich die festtäglichen Gebete.

Neujahr. Schon vier Wochen vor diesem Feste beginnen die religiösen Vorbereitungen zu den hohen Feiertagen im Monat Tischri. Von dem zweiten Elul bis zum neunten Tischri täglich drei Stunden vor Tagesanbruch füllen sich alle Synagogen mit Andächtigen beider Geschlechter und es werden die Selichothgebete verrichtet. Jedesmal am Schlusse derselben, das ist mit dem Anfange der Morgendämmerung, wird Schofar geblasen. Am Tage vor dem Neujahrsfeste spendet man den Wohlthätigkeitsvereinen Beiträge und den Armen Almosen, sowie den Synagogen und Lehrhäusern Oel zur Beleuchtung. Mit Anbruch der Nacht beginnt die An-

dacht mit dem Psalm: „Jauchzet Gott, unserer Stärke, jubelt dem Gotte Jaakobs.“ Die Morgengebete sind dieselben wie bei uns, nur in den Piutim ist ein Unterschied vorhanden.

Versöhnungstag. Am Rüsttage des Festes, etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang, versammelt sich die Gemeinde im Gotteshause, und es werden einige Pismonim von der ganzen Versammlung melodisch gesungen. Dann werden sieben Gesetzrollen aus der heiligen Lade genommen, die erste empfängt der Würdigste der Gemeinde, die übrigen stellt man auf den Al Memar. Darauf folgt das Kol Nidre, dann das Gebet für den Sultan, ein Gebet für das geistliche Oberhaupt, eines für die Gemeinde und eines für die Brüder im Exil. Sodann beginnen die Gebete für die Verstorbenen, namentlich für die Oberrabbinen Jerusalems in den letzten hundert Jahren, sowie für andere ausgezeichnete Männer und die Stifter der Jeschiboth. Die Abendandacht dauert drei Stunden, doch Mehrere setzen sie die ganze Nacht hindurch fort. Die Frühandacht erfolgt mit Tagesanbruch. Nach Beendigung des Mussaph wird etwa anderthalb Stunden pausirt, damit alte, schwache Leute sich erholen können. Indess wird diese Pause mit dem Vortrage geeigneter Agadahstellen ausgefüllt. Sodann bleibt man betend den ganzen Tag in den Synagogen. Viele enthalten sich während des ganzen Tages des Sitzens. Am Ausgange des Versöhnungstages und auch an dem darauf folgenden Tage besucht Jeder den Oberrabbiner. Dieses gründet sich auf die ehemalige Sitte, den Hohenpriester, nachdem er am Ausgange des Versöhnungstages glücklich den Tempel verlassen hatte, zu begrüssen.

Laubhüttenfest. Obschon Jeder eine eigene Laubhütte in seinem Hause besitzt, so ist doch im Vorhofe jeder Synagoge eine solche als Symbol des Festes errichtet, und zwar derart, dass man in die Synagoge nur durch die Laubhütte gelangen kann.

Am Torahfeste, das am achten Tage gefeiert wird, sind alle Synagogen auf's Reichste geschmückt, und deren Wände mit goldgestickten Stoffen umhangen. Die Torahrollen stellt man während des Gottesdienstes ausserhalb der heiligen Lade unter einen Baldachin, unter welchem auch der „Chathan Torah" und der „Chathan Bereschith" sitzen. Das Fest eröffnet man mit dem Psalm: „Ewiger, unser Herr, wie prangt dein Name auf der ganzen Erde." Nach dem Abendgebet wird eine Torahrolle auf den Al-Memer gestellt, die andern werden unter Chorgesang, voran brennende Wachslichter, um die Bimah getragen. Nach siebenmal wiederholtem Umzuge werden die Gesetzrollen wieder an ihre Stelle gebracht, unter dem Gesange des Psalms: „Als der Ewige zurückführte die Weggeführten Zijons, waren wir gleich Träumenden." Bei dem Gottesdienste am folgenden Morgen werden die Umzüge auf ähnliche Weise wiederholt. Der Chathan Torah liest selbst den ganzen Abschnitt in der Torah von: „Und dies ist der Segen, mit welchem Mose, der Mann Gottes, die Kinder Israel vor seinem Tode gesegnet hat" bis: „Und nach aller starken Macht und nach allem Grossen und Furchtbaren, das Mose ausgeführt vor den Augen des ganzen Israel." Ebenso liest der Chathan Bereschith von: „Im Anfang schuf Gott den Himmel und die Erde" bis: „Da waren vollendet die Himmel und die Erde."

Purim oder Esterfest. In Jerusalem, als in einer seit Josuas Zeit befestigten Stadt, wird die Megillah wie in Schuschan am 15. vorgelesen. Der Brauch, an diesem Feste Freunden Geschenke zu schicken und den Dürftigen Gaben zu reichen, wird allgemein beobachtet. Ausserdem ist dieser Tag zum Geldsammeln für wohlthätige Zwecke bestimmt.

Passahfest. In den Synagogen beginnt der Abend-Gottesdienst mit dem Psalm: „Danket dem Ewigen, denn er ist gütig, denn ewiglich währt seine Huld." Die Ceremonie des Seder wird nur am ersten Abende verrichtet. Am

siebenten Tag des Festes werden in allen Synagogen von Mitternacht bis zur Morgendämmerung Psalmen und Pismonim vorgetragen. In dem Augenblicke aber, wo die Morgendämmerung beginnt, wird der Torahabschnitt: „Und es geschah, als Pharaoh das Volk ziehen liess" im Chor recitirt, worauf das Morgengebet folgt.

Wochenfest. Der Gottesdienst am Abend beginnt mit dem Psalm: „Erhebt sich Gott, zerstreuen sich seine Feinde, und fliehen seine Hasser vor seinem Antlitz." In den Lehrhäusern wird während der ganzen Nacht die heilige Schrift im Auszuge vorgelesen. Mit der Morgendämmerung beginnt die Morgenandacht, wobei statt „Akdamoth" das schöne, von R. Abraham Ibn Esra verfasste Gedicht „Kethuba" gesungen wird, das sich auf den Vers im Hohenliede bezieht: „Gehet hinaus, Töchter Zions! und staunt ihn an, den König Salomo mit der Krone, mit der ihn umkränzt die Mutter am Tage seiner Vermählung, am Tage seiner Herzensfreude."

Fasten. Die gewöhnlichen Fasten: Versöhnungstag, zehnte Tebeth, siebzehnte Tamus und neunte Ab, sowie Fasten Gedaliah und Ester werden von Allen ohne Ausnahme streng gehalten. In Krankheitsfällen ist zur Entbindung von dieser Pflicht durch den Rabbiner ein ärztliches Gutachten erforderlich. Ausser diesen werden noch andere zahlreiche Fasten beobachtet. Diese sind: der Tag vor Neujahr, die Busstage, zwei Montage und ein Donnerstag nach dem Laubhütten- und Passahfeste, die Donnerstage und Montage der acht Wochen vor dem Esterfeste, der siebente Adar, Sterbetag Moses, der vierzehnte Nissan für männliche Erstgeborne, der Hochzeitstag für das Brautpaar und der Sterbetag der Eltern für deren Kinder. Fasten, die länger als einen Tag dauern, kommen besonders in den Busstagen vor. Das Fasten von zwei oder drei Tagen ununterbrochen ist nicht selten. Zuweilen kommt es auch vor, dass Manche 6 Tage hintereinander fasten, ohne irgend welche Speisen oder Getränke während dieser ganzen Zeit zu geniessen; ja sogar mehrma-

lige Wiederholungen solcher Fasten im Leben Einzelner sind bekannt.

Ein solches Fasten gab mir Gelegenheit, die Willensstärke und die Entsagungskraft eines alten Mannes von vierundsiebzig Jahren zu bewundern. Der Greis nahm am Sonnabend gegen Abend sein Mahl ein und fastete darauf drei Tage ohne besondere Zufälle. Am Mittwoch aber traten bei ihm Anfälle von Ohnmacht ein, welche seine Angehörigen veranlassten, meine ärztliche Hülfe in Anspruch zu nehmen. Nach der Anwendung nöthiger Belebungsmittel suchte ich den Patienten zum Unterbrechen des Fastens zu bewegen, allein der alte Mann erwiderte kurz: „Gott wird helfen!“ und blieb standhaft bei seinem Vorsatze. An den folgenden Tagen lag der Alte fast bewegungslos auf seinem Lager; seine immer mehr und mehr sinkenden Kräfte wurden nur durch äussere Mittel einigermassen erhalten. Endlich gelang es ihm, das Ziel seines frommen Gelübdes zu erreichen, das Fasten am Abende des Freitags zu vollenden. An diesem Abende nahm er nur einige leichte Nahrung zu sich, an den folgenden Tagen aber genoss er die gewöhnlichen Speisen und erlangte bald den frühern Zustand seiner Kräfte wieder.

Der neunte Ab. Der Jahrestag der Zerstörung des Tempels wird in Jerusalem mit besonderem Ernst und tiefer Trauer begangen. Wie sollte auch das Gemüth der Israeliten in der heiligen Stadt nicht ergriffen sein, wenn sie an dem traurigen Jahrestage, an welchem die Zerstörung des ersten und des zweiten Tempels stattfand, die Ruinen der Herrlichkeit und des Ruhmes einer grossen und schönen Vorzeit vor den Augen haben. Vor dem Abendgebete liest die ganze Gemeinde auf dem Boden sitzend den Torahabschnitt: „Horchet auf, ihr Himmel, und ich will reden; und es höre die Erde die Worte meines Mundes“ nach der Trauermelodie der Klagelieder „Echah.“ Nach dem Abendgebete wird der Psalm: „An den Strömen Babyloniens — dort sassen wir und weinten, da wir Zions gedachten“ vorgetragen, dann

folgen die Klagelieder. Darauf werden alle Lichter ausgelöscht; der älteste Rabbi erhebt ein rührendes Wehklagen und macht in einer Anrede eine ergreifende Schilderung der Zerstörung des Tempels, indem er auch die Zahl der seitdem verflossenen Jahre anführt. Die Ansprache schliesst mit einigen Trostworten; indessen werden die Lichter wieder angezündet. Bei der Frühandacht ist die Torah schwarz umhüllt und mit keinen Rimonim geschmückt. Nach dem Vorlesen des Abschnittes bestreut Jeder sein Haupt mit Asche, die in Gefässen bereit steht, und der Vortrag der Echah, sowie der überaus traurige Gesang der Kinnoth, welche von der ganzen Gemeinde im Chor vorgetragen werden, beginnt. Der Greis, der Mann und das Kind beklagen alle die Zerstörung des Tempels und den Fall der heiligen Stadt. Zum Schlusse werden aus Hiob die klagenden Worte des grossen Dulders vorgetragen. Der Gottesdienst endet erst gegen Mittag. Nachmittags wird die Westmauer des Tempels besucht.

Gebete an den heiligen Stätten. Nach dem Untergange dss Reiches waren die Israeliten stets bemüht, sich den Ruinen des Tempels zu nähern, um an der heiligen Stätte ihre Andacht zu verrichten. Wie schwer es auch für sie war, in das Innere der Stadt zu gelangen, so suchten sie doch die Erlaubniss zu erhalten, den heiligen Ueberresten wenigstens von aussen sich nähern zu dürfen. Als Jerusalem unter der Botmässigkeit byzantinischer Kaiser stand, war ausserhalb des zertrümmerten Tempels, in einiger Entfernung von den Bildsäulen Hadrians, die sich auf dem Tempelplatze erhoben, ein Ueberrest der alten Mauer, zu welchem alle Jahre am neunten Ab die Juden pilgerten, um daselbst die Trauerandacht in zerrissenen Kleidern zu verrichten. Während der arabischen Herrschaft war es ihnen erlaubt, sich im Innern der Stadt der Tempelmauer zu nähern. Zur Zeit des fränkischen Königreiches war an der Ostseite der Umfangsmauer der Ort, wohin die Juden gingen, um vor den

Mauern des Tempels zu beten. Erst unter der Herrschaft der türkischen Sultane wurde ihnen durch einen grossherrlichen Firman das Recht förmlich zugesichert, sich an einer Stelle im Innern der Stadt der Tempelmauer zu nähern und sie als Betort ungestört zu benutzen.

Tempel-Westmauer „Kothel hamaarabi". Auf dem Platze, dessen Ostseite von der Westmauer begrenzt wird, ist die unter dem Namen Klageplatz der Juden bekannte Stätte, wo der von tiefer Wehmuth ergriffene Israelit vor den der Reihe der Jahrtausende trotzenden Denkmälern aus der Zeit Salomos, vor den Riesenbauten des Heiligthums, unter dem freien Himmel, dem blauen Aether, aus welchem die Sonne mit ungetrübtem Glanze wie vor Tausenden von Jahren leuchtet, seine inbrünstigen Gebete verrichtet. Diesen Platz besuchen die Juden sehr häufig; man findet ihn meist mit betenden Israeliten besetzt. Zahlreicher sind die Besuche am Freitage zur Einweihung des Sabbath, an den Feier- und Festtagen und am neunten Ab. An den Regalim-Festen gehen alle jüdischen Bewohner Jerusalems zu der Tempelmauer, um daselbst das Mussaph zu beten. Da aber der Raum am Fusse derselben zu klein ist, um alle zu gleicher Zeit fassen zu können, so begeben sie sich abgesondert in Gemeinden unmittelbar aus den betreffenden Synagogen dahin, wo sie unter freiem Himmel, alle in Gebetmäntel, Talith, gehüllt, und, mit Rücksicht auf die Heiligkeit des Bodens, ohne Schuhe stehend, die Mussaphandacht abhalten. Auf diese Weise wird der Gottesdienst mehrere Male wiederholt. Weit abgesondert von den Männern stehen die Frauen, alle in langen weissen Hüllen, welche die ganze Gestalt und das Haupt bedecken. Während die Männer das wehmüthige Gebet: „Unserer Sünden halber sind wir aus unserm Lande vertrieben und weit entfernt von unserm eignen Boden" mit herzerschütterndem Wehklagen anstimmen, küssen die Frauen die Tempelmauer und schlagen ihre Stirn an die Quadern. Alle erheben das thränenvolle Auge gen Himmel und rufen

unter Schluchzen: „Wie lange noch, o Gott?“ Diese Stätte wird von den Reisenden aller Nationen besucht, und keiner kann sie ohne Rührung verlassen. In weit höherem Grade aber werden die Gefühle des Juden erschüttert, der die ehemalige Erhabenheit der jüdischen Nation im Geiste sieht, den Druck der Gegenwart fühlt und zugleich auf die grosse Zukunft Israels hofft.

Rachels Grab besuchen die jüdischen Pilger sehr häufig; sie bringen Oel und Lampen mit, zünden dieselben zur Ehre der todten Patriarchin an und sprechen dann das schöne Gebet, welches dem Andenken der Todten gewidmet ist. Die zahlreichen Mitglieder eines Vereins Mutter Rachel, „Chewra Rachel Imenu,“ pilgern an dem letzten Tage eines jeden Monats zu dem Grabe, wo sie den ganzen Tag mit Beten zubringen. Ausserdem besuchen häufig viele einzelne Personen das Grab, um daselbst ihre Andacht zu verrichten.

Häufig pilgern auch die Israeliten nach den Gräbern der Könige, der Propheten und denen der Propheten Zacharia und Samuel. Die Gräber der Sanhedrin und das Grab Simons des Gerechten werden besonders am 33. Omertage und am 15. Schebat von zahlreichen Andächtigen besucht.

Beschneidung. Am Abende vorher schicken Freunde und Bekannte in das Haus der Wöchnerin brennende Oellampen, die von den Anwesenden unter dem Gesange von Hymnen empfangen und im Hause umhergetragen werden. Eine halbe Stunde bevor das Kind in die Synagoge gebracht wird, beginnt der Chorgesang und dauert bis die Operation beendet ist. Nach dieser nimmt der Vater das Kind in seine Arme, trägt es vor die heilige Lade und spricht den Vers: „Sollte ich dich vergessen, Jeruschalajim, so versage meine Rechte! Kleben soll meine Zunge mir am Gaumen, so ich dein nicht gedenke, so ich nicht erhebe Jeruschalajim auf den Gipfel meiner Freude.“ Allen Anwesenden theilt der Synagogendiener Rosmarin aus, und der Beschneider spricht den Segen über wohlriechende Kräuter. In einer Zeit, wo

epidemische Krankheiten stark wüthen, wird während der Beschneidung das Schofar geblasen und die 13 Midoth gebetet. Die Gratulation bei der Geburt eines Knaben wird mit den Worten: „Besiman tow," d. h. zum guten Zeichen, bei der eines Mädchens „Bemasal tow," zum guten Glücke, gesprochen. Diese Ausdrücke werden auch häufig den Kindern als Vornamen beigelegt, nämlich einem Knaben Simontow und einem Mädchen Masaltow.

Hochzeiten. Vor der Trauung versammeln sich der Oberrabbiner mit seinem Beth-Din und der Bräutigam, von seinen männlichen Verwandten umgeben, in der Zionssynagoge zum Gebete des Mincha, um dann in feierlichem Zuge sich in die Wohnung der Braut zu begeben. Im hochzeitlichen Hause ist von bunt seidenen, aus der Synagoge geliehenen Vorhängen ein Trauhimmel in der Form eines Zeltes errichtet. Unter diesem steht während der Trauung die Braut in starrer Ruhe mit fest geschlossenen Augen und zusammengefalteten Händen. Die Haare ziert kein Kranz, da ein solcher den Bräuten Jerusalems aus Trauer über die Zerstörung des Tempels nicht gestattet ist. Der Braut zur Rechten steht der Bräutigam. Nachdem er die übliche Trauungsformel gesprochen und der Braut einen Goldreif an den Finger gesteckt hat, wird beiden ein weisser Gebetmantel umgethan, zum Zeichen, dass sie nunmehr zusammen gehören, und alle Anwesenden sagen: „Simon tow!" Hierauf wird die „Kethuba," der Ehevertrag, verlesen, und dann eine silberne Schüssel, auf der zwei mit Schaumgold und Schaumsilber überzogene Fische liegen, als Symbol der Fruchtbarkeit, vor das Brautpaar auf den Estrich gestellt, wobei die Versammlung den biblischen Spruch: „Peru urwu!" Seid fruchtbar und mehret euch! spricht.

Sieben Tage hindurch bleibt im Hause der Braut der Trauhimmel aufgestellt, unter welchem sitzend das junge Ehepaar die Beglückwünschungen der Freunde empfängt. Am Sabbath nach der Trauung sitzt der Bräutigam wäh-

rend des Gottesdienstes mitten in der Synagoge unter einem zierlichen Baldachin; seine beiden Brautführer sitzen neben ihm und begleiten ihn auch zur Torah. Nach dem Vorlesen des Abschnittes hört er noch die Stelle an, die für ihn besonders gelesen wird, „Und Abraham war alt und betagt“ bis „dass du ein Weib nehmest für meinen Sohn von dort“. Der Synagogendiener trägt indessen eine mit Rosenwasser gefüllte Flasche umher und giesst davon jedem Anwesenden in die Hand, worüber der Vorbeter den Segen laut spricht.

Leichenbegängnisse. Nach dem Tode eines angesehenen Gelehrten ruft der Gemeindediener in den Strassen: „Bitul Melacha,“ Unterbrecht die Arbeit; alle jüdischen Kaufläden schliessen sich und bleiben bis nach der Bestattung geschlossen. Im Sterbehause hält ein Chacham eine Trauerrede, worauf die sorgfältige Waschung der Leiche vorgenommen wird. Indessen wird von der auf dem Boden ringsumher sitzenden Versammlung das Klagelied: „Gedenke Ewiger, wie es uns ergangen,“ sowie andere Trauergesänge wehklagend vorgetragen. Die Leiche, in einen Teppich gehüllt, wird dann vor das Hausthor getragen, auf die Bahre gelegt und mit dem weissen Gebetmantel, Talith, bedeckt. Hierauf wird eine Leichenrede gehalten, in der die Verdienste des Dahingeschiedenen hervorgehoben werden. Sodann setzt sich der Zug in Bewegung. Die Leichenträger, die abwechselnd aus der Menge sich hinzudrängen, singen den Psalm: „Wer unter dem Schutze des Höchsten sitzet, im Schatten des Allmächtigen ruhet.“ Auf den flachen Dächern der Häuser stimmen Klagefrauen, nach der Klageweise der Alten, erschütternde Trauergesänge an. Bei der grossen Synagoge wird wieder Halt gemacht, die Bahre niedergesetzt und wieder eine Leichenrede gehalten. Dann geht der Zug zum Zionsthore hinaus, wo wieder in einer Trauerrede der hohen Tugenden des Todten rühmend Erwähnung geschieht. Unten im Thale Kidron, am Grabmale Absaloms, wird die Bahre niedergelassen, und die ganze Versammlung setzt sich rings-

um auf die Erde, um die fünfte Leichenrede anzuhören. Der Text ist meistens der Vers: „Und das ganze Volk soll den Brand, den Gott angezündet hat, beweinen.“ Die Rede schliesst mit dem in den Sprüchen der Väter angeführten Spruch des R. Eleasar: „Er pflegte zu sagen: die Lebenden sind bestimmt zu sterben“ etc. Wenn der Todte ins Grab gesenkt wird, spricht die ganze Versammlung die dreizehn Midoth. Die Beerdigung geschieht ohne Sarg. Der Leichnam wird unmittelbar in das etwa $2\frac{1}{2}$ F. tiefe Grab gelegt, sodann dieses mit Steinplatten und darauf mit Erde zugedeckt.

Synagogen.

Zuverlässige ältere Nachrichten über Synagogen in Jerusalem reichen nicht höher als bis zum 13. Jahrhundert. Zur Zeit des Ramban (1267) war ein sehr schönes Gebäude mit Marmorsäulen und einer prachtvollen Kuppel zu einer Synagoge hergerichtet. Diese Synagoge des Ramban wird noch gegenwärtig im Där Aschkenasi gezeigt; sie ist jetzt in eine Mühle, El-Maraga, verwandelt und noch heutzutage mit Marmorsäulen und einer schönen Kuppel versehen. Dieses Gebäude war lange Zeit die einzige Synagoge in Jerusalem, in welcher Gottesdienst gehalten wurde; es beteten dort Sephardim und Aschkenasim zusammen. Im Jahre 1586 wurde der Besitz den Juden von den Mohammedanern streitig gemacht. Trotz vorgezeigter Dokumente über das rechtmässige Eigenthum bestätigte ihnen der Kadi erst nach Empfang von 260 Dukaten, dass die Synagoge seit Jahrhunderten ihr Eigenthum sei. Nichtsdestoweniger wurde ihnen bald das Gebäude entrissen und in eine Mühle umgewandelt. Zu dieser Zeit sonderten sich die Sephardim und Aschkenasim von einander ab.

Die Sephardim gründeten die jetzige Synagoge Kahal-Zion, welche einer Ueberlieferung zufolge zur Zeit der Zer-

störung Jerusalems das „Midrasch“ oder Lehrhaus des Rabbi Jochanan ben Sakai war. Nach Vergrösserung der Gemeinde errichteten sie daneben eine zweite Synagoge, Kahal-Talmud-Torah, nach einiger Zeit wieder eine dritte, Kahal-medio, und endlich im 18. Jahrhundert eine vierte, Kahal de las Stambulis. Die erste Synagoge befand sich vor vierzig Jahren in einem sehr baufälligen Zustande. Die Localbehörden erlaubten keine Ausbesserung, bis der tolerante Ibraim Pascha von Aegypten einen Neubau gestattete, der 1845 vollendet wurde. Man fand bei dieser Gelegenheit eine Steintafel mit einer Inschrift, die das Alter des Gebäudes auf 460 Jahre angab; wahrscheinlich war dasselbe am Ende des 16. Jahrhunderts auf dem Grunde der frühern Synagoge nur wieder hergestellt.

Diese vier grossen Synagogen liegen am Zion, gegenüber der südwestlichen Ecke des Tempelberges. Sie bilden alle eigentlich nur ein sehr grosses Gebäude, indem sie so zusammenhängen, dass man von einer unmittelbar in die andere gelangen kann. Die mittlere, welche die kleinste ist, hat gar keinen Eingang von aussen; der Eintritt in diese kann daher nur durch eine der drei andern geschehen. Die Hallen sind hoch, luftig und hell, die Einrichtung ist prunklos, aber sehr ehrwürdig.

Die Aschkenasim wählten nach der Schliessung der alten Synagoge des Ramban ein anderes, im oberen Hofe der geschlossenen Synagoge gelegenes Gebäude zum Bethause. Ende des 17. Jahrhunderts kam Rabbi Jehuda hachassid aus Frankfurt am Main nach Jerusalem und wurde daselbst zum Vorsteher der Aschkenasim gewählt. Er vergrösserte die Synagoge, schmückte sie reich aus, und man ertheilte ihr zum Andenken an das ausgezeichnete Oberhaupt den Namen: Synagoge des Rabbi Jehuda hachassid. Die Gemeinde gerieth später durch Pest und Bedrückung der Beamten in in solche Noth, dass sie gezwungen wurde bei den Mohammedanern eine Geldanleihe zu machen. In Folge dessen ging

der R. Mose hakohen nach Deutschland und sammelte daselbst 25000 Dukaten, die er nach Jerusalem sandte. Dieser glänzende Erfolg reichte aber nicht aus die ganze Schuldenlast von der Gemeinde abzuwälzen. Nach Zahlung des Capitals und eines Theiles der Zinsen blieb noch eine bedeutende Summe für Zinsen und Zinseszinsen rückständig. Im Jahre 1721 überfielen die unbefriedigten Mohammedaner die Synagoge, gaben sie, sowie vierzig Gesetzrollen den Flammen preis und vertrieben die Aschkenasim, die nach Zaphet und Hebron flüchteten. Das Gebäude wurde von den Mohammedanern in Besitz genommen und zu unwürdigen Zwecken verwendet. Die Mauern und Wölbungen der Synagoge füllten sich allmählig mit Schutt, dass sie kaum aus demselben hervorragten. Von dieser Zeit an durfte sich kein Aschkenasi mehr in Jerusalem blicken lassen.

Erst im Jahre 1812, als die Pest in Zaphet ausbrach, wagten sich an 20 Aschkenasim verkleidet wieder nach Jerusalem. Ein vier Jahre später in Konstantinopel erwirkter Firman stellte sie schuldenfrei dadurch, dass die Mohammedaner keinen Anspruch mehr auf die verjährte Schuld der Vorfahren der Aschkenasim erheben durften. Zugleich wurde ihnen gestattet ein Midrasch mit einer Betstube einzurichten. Die Erlangung dieser Freiheit hatte zur Folge, dass der Zufluss der Aschkenasim immer grösser wurde. Besonders erhielt die deutsche Gemeinde in Jerusalem Zuwachs durch die Einwanderung der im Jahre 1837 von dem Erdbeben in Zaphet geretteten Aschkenasim. Ein Firman Mehemed Alis in Aegypten gab den Aschkenasim in diesem Jahre auch ihr Eigenthum die Synagoge „Churba“ zurück, die bald eingeweiht wurde. Auch die dazu gehörigen, unter dem Namen Där Aschkenasi, deutscher Hof, bekannten klosterartigen Gebäude, mit Ausnahme der in eine Mühle verwandelten alten Synagoge des Ramban, wurden zurückgegeben.

Die Aschkenasim Peruschim begannen 1856 im Hofe des

Där Aschkenasi den Bau einer neuen Synagoge. Freiherr Alphons von Rothschild, der damals in Jerusalem anwesend war, legte den Grundstein zu diesem Gotteshause, das erst nach sechs Jahren und mit einem Aufwand von einer Million Piaster vollendet wurde. Ein frommer Mann aus Bagdad, Herr Jecheskiel, vermachte zum Bau 100000 Piaster. Die andern Summen wurden in allen Theilen der Erde gesammelt. Diese prachtvolle Synagoge mit kühn gewölbter Kuppel ist eines der schönsten Gebäude in Jerusalem.

Die Aschkenasim-Chassidim errichteten ebenfalls in den letzten Jahren eine grosse Synagoge, die zum Andenken an das Oberhaupt der Chassidim, Rabbi Israel, Beth Israel genannt wird. Das architektonisch sehr schöne Gebäude ist mit einem Lehrhause und Gemeindelokalitäten zweckmässig verbunden. Auf den Bau wurden 800000 Piaster verausgabt, die das Oberhaupt der Chassidim, Rabbi Jakob Friedmann in Sadagora, durch Sammlung von Beiträgen herbeigeschafft hat.

Von den vielen kleinern, gewöhnlich mit einem Midrasch verbundenen Bethäusern verdienen folgende eine Erwähnung. Bei den Sephardim Kahal Bet-El, Kahal Bale-Batim und Kahal Mugrebi. Bei den Aschkenasim haben die Gemeinden Deutsch-Holländer, Warschauer, Oesterreicher, Ungarn und Chabad jede ihr Bethaus und Midrasch. Der Lehrensche Hof ist ein Stift des seligen Rabbi Hirsch Lehren in Amsterdam, in welchem ein Bet- und Lehrhaus, sowie Wohnungen für dürftige Gelehrte oder deren Wittwen sich befinden.

Die Karaiten besitzen eine kleine unterirdische Synagoge, die durch eine quadratförmig ausgeschnittene Oeffnung in der Decke Licht empfängt. Der kleine Raum ist sauber gehalten und der Boden mit schönen Teppichen belegt. Gegen Osten hinter dem Betpulte über der heiligen Lade ist eine silberne Platte angebracht, auf welcher das jüdische Glaubensbekenntniss „Schema Israel“ in grosser Goldschrift geschrieben steht. In der heiligen Lade befindet sich neben

der gewöhnlichen Torah ein Pentateuch in Buchform auf Pergament geschrieben, mit farbigen und goldenen Initialen und Arabesken versehen. Die letzte Blattseite giebt das Alter des Manuscriptes auf 550 Jahre an. Die Karaiten behaupten, dass diese Synagoge dieselbe sei, welche ihr Sectenstifter Anan im achten Jahrhundert, nach seiner Uebersiedlung von Babylon nach Jerusalem errichtet habe. Anan soll damals von der arabischen Obrigkeit die Bewilligung zum Bau einer Synagoge erhalten haben, aber nur zu einer unterirdischen, damit der Boden nicht befleckt werde.

Schulen.

Das Elementarschulwesen der Juden in Jerusalem war früher mangelhaft beschaffen. Erst in der neuern Zeit haben die von auswärtigen Wohlthätern Jerusalems gegründeten Schulen diesem Mangel grösstentheils abgeholfen.

Die Sephardim besitzen neben den grossen Synagogen eine Talmudtorah-Schule, in welcher etwa 300 Knaben in den hebräischen Elementargegenständen unterrichtet werden. In einer höheren Abtheilung wird Unterricht in der heiligen Schrift und im Talmud ertheilt. Die Aschkenasim haben eine ähnliche Schule in einem eigenen Gebäude in der Churba. Ausser diesen öffentlichen Lehranstalten giebt es noch viele kleine Privatschulen jede mit 5 bis 20 Kindern.

Die Herz-Laemelsche Schule, von der seligen Frau Elise Herz geborne Edle von Laemel in Wien mit einem Kapitale von 50,000 Gulden fundirt, wurde im Jahre 1856 durch Herrn Dr. Ludwig August Frankl mit besonderer Hingebung für den edlen Zweck eröffnet. Die Anstalt steht unter dem Schutze der Regierung Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich und ist der Oberaufsicht des kaiserlich österreichischen Consulates in Jerusalem empfohlen. Curatoren der Anstalt sind die jeweiligen Vertreter der israelitischen Cultusgemeinde in Wien. Die Aufgabe der Anstalt ist eine

doppelte: eine religiösgeistige, und eine materielle, und zwar der mittellosen israelitischen Jugend Unterricht zu ertheilen und den armen Kindern Kost und Kleidung zu verabreichen. Aufgenommen werden 40 Kinder, 20 interne, welche Kost und Kleidung erhalten, 20 externe, die nur am Unterricht Theil nehmen. Bei der Aufnahme werden berücksichtigt: Kinder österreichischer Unterthanen, vater- oder mutterlose Waisen, arme Kinder überhaupt. Bei gleicher Berechtigung entscheidet das Loos. Die Kinder erhalten Unterricht in der Religion, in den Elementargegenständen, in der hebräischen und arabischen Sprache, im Schreiben, im Rechnen, in Naturlehre und Geographie. Es fungiren zwei Lehrer an der Anstalt. Ein leitendes Comité, aus 5 Chachamim bestehend, überwacht unmittelbar die Anstalt.

Das Schulhaus ist nach europäischer Art eingerichtet und macht durch Reinlichkeit und Ordnung einen wohlthuenden Eindruck. Die Anstalt besitzt ausser einer bedeutenden Sammlung von Gebetbüchern und Unterrichtschriften auch sehr werthvolle Gegenstände, unter anderen einen grossen, massiv silbernen achtarmigen Leuchter. Diese sind von Wohlthätern in Wien der Anstalt gewidmet. In der neuern Zeit ist die Kost aus ökonomischen Gründen in eine entsprechende Geldunterstützung umgewandelt worden. Diese Schule hat während ihres zwanzigjährigen Bestandes sehr gute Früchte getragen. Viele in dieser Anstalt erzogene Waisen und arme Kinder leben jetzt in ihren verschiedenen Berufen als Jünglinge und Männer, die eine achtbare Stellung in der Gemeinde einnehmen.

Die Blumenthalsche Schule wurde im Jahre 1868 von Herrn Blumenthal in Paris gegründet. Curatoren der Anstalt sind die beiden Grossrabbiner von Frankreich und von Paris. An dieser Schule fungiren zwei Lehrer, die sechzig Kindern Unterricht in der Religion und in den Elementargegenständen, in der hebräischen, spanischen und arabischen Sprache ertheilen.

Die Rothschildsche Schule für Mädchen wurde von dem Hause dieses Namens in Paris im Jahre 1864 gegründet. Durch die Eröffnung dieser Anstalt ist dem besonders fühlbaren Mangel an Unterricht der weiblichen Jugend abgeholfen worden. Fünf angestellte Lehrerinnen unterrichten etwa 100 Mädchen von allen jüdischen Gemeinden in der Religion, im Schreiben, Rechnen und in Handarbeiten.

Höhere Lehranstalten zur Bildung und Vervollkommnung junger Leute und Männer in den rabbinischen Wissenschaften besitzen sowohl die Sephardim als die Aschkenasim in den Midraschim und Jeschiboth. Neben diesen Lehranstalten befinden sich öffentliche Bibliotheken, in welchen fast alle hebräischen Werke älterer und neuerer Zeit und viele werthvolle Manuscripte sich vorfinden. Die Jeschiboth, deren Zahl mehr als dreissig ist, sind fromme Stiftungen, die meist von Ausländern mit einem gewissen Kapitale gegründet sind, dessen Zinsen die Kosten des Lehrhauses bestreiten und jene Chachamim erhalten, die zum Andenken der Stifter Talmud studiren. Die Midraschim und Jeschiboth, von denen manche schon Jahrhunderte existiren, tragen immer zum Andenken an ihre Stifter den Namen derselben, darunter finden sich manche mit Namen frommer Frauen, welche diese Lehranstalten gegründet haben. In der alten Jeschiba „Pereira," gestiftet von einem Wohlthäter in Amsterdam, ist zugleich der Sitz des grossen Beth-Din.

Die Rothschild'schen Wohlthätigkeitsanstalten.

Als zur Zeit des orientalischen Krieges (1853) die Noth der jüdischen Bewohner Jerusalems auf einen ungewöhnlich hohen Grad gestiegen und die Kunde davon nach Europa gedrungen war, fasste die edle Familie von Rothschild in Paris den hochherzigen Entschluss, in der heiligen Stadt Anstalten zu errichten, welche sowohl unmittelbare Wohlthätigkeit, als auch Verbesserung der Lage der Israeliten durch

Unterricht und Anregung des Gewerbfleisses zum Zwecke haben sollten. Mit der Vollziehung dieses Beschlusses wurde Herr Dr. Albert Cohn, Präsident des Consistorialcomités für israelitische Wohlthätigkeit in Paris betraut, der sich dieser humanen Aufgabe bereitwilligst unterzog und sich im Jahre 1854 nach Jerusalem begab. Hier angelangt, nahm er eine gründliche Untersuchung der Verhältnisse und Zustände vor, und, geleitet von seinen reichen Erfahrungen auf dem Gebiete des Wohlthätigkeitswesens, dem sein ganzes Leben gewidmet ist, gewann er bald die Ueberzeugung, dass zur Erreichung des beabsichtigten Zweckes die Gründung folgender Anstalten erforderlich sei.

1. Ein Hospital mit vorläufig 18 Betten.
2. Eine Leihanstalt.
3. Eine Stiftung zur Unterstützung dürftiger Wöchnerinnen.
4. Eine Gewerbeschule.
5. Eine Mädchenschule.
6. Eine Stiftung zur Brodvertheilung an Arme.

Diese Anstalten rief Dr. Cohn sofort ins Leben, mit Ausnahme der Mädchenschule, die erst später eröffnet wurde, und beehrte mich, der ich schon bei den jüdischen Gemeinden in Jerusalem als Arzt angestellt war, mit der Aufgabe, das Krankenhaus in allen Dienstzweigen zu organisiren und ärztlich zu leiten. Kurze Zeit darauf wurde mir auch die ganze Direction des Hospitals, wie auch die der anderen Anstalten übergeben.

Das Hospital trägt den Namen „Mayer Rothschild"; es ist ein Monument wohlthätiger Humanität, errichtet von der edlen Familie dieses Namens zum Andenken an ihren verewigten Stammvater Mayer Rothschild, (geb. 1743 zu Frankfurt am Main, gest. daselbst 1812).

Das Krankenhaus liegt auf der Höhe eines Abhanges des Berges Zion, gegenüber der auf dem Tempelberge befindlichen Aksamoschee, nahe der südlichen Stadtmauer; es ist

von reiner, gesunder Luft umweht und bietet den Kranken die schönsten Ansichten theils der Tempelstätte auf dem Moriah, theils des Kidronthales und des Oelberges. Durch das äussere Portal gelangt man in einen grossen, lichten Hofraum, der, von vier Wänden eingefasst, ein geräumiges Viereck bildet. Den Wänden entlang befinden sich Thüren, die zu den Krankensälen, zur Apotheke, zum Verwaltungsbureau, zur Synagoge und zu den Wohnungen der Dienerschaft führen. Ueber jeder Thüre ist mit grosser hebräischer Quadratschrift der Zweck bezeichnet, dem die Räume dienen.

Die Krankensäle sind hoch und geräumig. Die einzelnen Betten sind nach Wohlthätern Jerusalems benannt, deren Namen mit hebräischen Lettern zu Häupten der Kranken unter der Bettnummer angebracht sind. Es sind die Namen der Herren und Frauen der Familie von Rothschild, Sir Moses und Lady Judith Montefiores und des Dr. Albert Cohn. Die sehr zweckmässig hergerichteten eisernen Bettstellen setzen den Kranken in den Stand, bequem der Ruhe zu pflegen. Er wird mit den erforderlichen Kleidungsstücken und Bettdecken, sowie mit der nöthigen Leib- und Bettwäsche versehen. Die Beleuchtung der Zimmer und der Gänge wird durch Oellampen bewerkstelligt; zur Erwärmung der ersteren, die nur selten vonnöthen ist, benutzt man vollständig ausgeglühte Kohlen, wie sie im Orient allgemein in Gebrauch sind. Die Reinheit der Luft sucht man durch strengste Reinlichkeit in allen Räumen und fleissiges Lüften zu erhalten.

Als gewöhnliche Nahrung wird den Kranken nach fünf verschiedenen Abstufungen der Diät-Ordnung Wasser- oder Fleischsuppe, Hammelfleisch, Reis und Weissbrod, und als Extraportionen Hühner, gekochtes Obst, Arrow-Root, Eier, Milch und Wein verabreicht.

Die Verwaltung und die Oekonomie der Anstalt werden natürlich genau nach den religiösen Vorschriften geleitet. In der Synagoge des Krankenhauses verrichtet ein als Vor-

beter angestellter Chacham den Gottesdienst, an dem die Einwohner der Nachbarschaft Theil nehmen, und dem auch die Diener des Hauses sowie die Reconvalescenten beiwohnen. Am Sabbath werden nur für schwer Erkrankte je nach dem Ausspruche des Arztes Medicamente bereitet und die zu ihrer Pflege nothwendigen Arbeiten verrichtet. Im Uebrigen wird sowohl dem Dienstpersonale als auch den Kranken die volle Möglichkeit geboten, alle für die Festtage und sonstigen Gelegenheiten im häuslichen Leben geltenden religiösen Ceremonieen und Gebräuche zu erfüllen.

Die Medicamente und chirurgischen Instrumente, die Bruchbänder u. dgl. für die Armen sendet nach Angabe des Arztes eine renommirte Droguenhandlung in Paris, die von dem Hause von Rothschild damit beauftragt ist. Ebenso werden der Pietät gewidmete Gegenstände von Paris geschickt. Unter anderen wurden fünf silberne, kunstreich gearbeitete Lampen mit der Bestimmung übersandt, in der Synagoge des Krankenhauses zu Jerusalem, als ewige Lampen zum Andenken an fünf verstorbene Glieder der Familie von Rothschild in Paris, zu brennen. Eine Büchersammlung, bestehend aus neuern Werken der jüdischen Literatur und aus Jahrgängen jüdischer Zeitschriften in hebräischer, deutscher, französischer, englischer und italienischer Sprache, wurde von Dr. Albert Cohn im Hospital zu dem Zwecke angelegt, den Reconvalescenten zur Lectüre zu dienen.

Das hohe Interesse, welches die edle Familie von Rothschild für das Gedeihen der Wohlthätigkeitsanstalten in Jerusalem stets gehegt, bewog im Jahre 1856 den Freiherrn Alphons von Rothschild, die heilige Stadt zu besuchen und deren Anstalten bis in alle Einzelheiten zu inspiciren, wobei er mehrere neue Anordnungen traf, die zum Aufblühen derselben bedeutend beitrugen. Zahlreiche Wohlthaten, den Armen aller Confessionen erwiesen, machten den Besuch dieses hochherzigen Menschenfreundes im Andenken der Bevölkerung unvergesslich. Später besuchte auch Freiherr Na-

thaniel von Rothschild Jerusalem, besichtigte auf's Sorgfältigste alle Anstalten und bedachte in edler Weise die Armen mit reichlichen Spenden. Ebenso unternahm Dr. Cohn viermal die Reise nach Jerusalem, um sich persönlich von dem Gedeihen der durch ihn in's Leben gerufenen Institute zu überzeugen.

Der Besuch des Freiherrn Alphons von Rothschild in Jerusalem war ein bedeutungsvolles, für die Zukunft des Hospitals höchst günstiges Ereigniss. Ueberzeugt von den grossen Wohlthaten, welche besonders diese Anstalt nicht nur den Juden allein, sondern auch den Bekennern anderer Confessionen in reichem Masse spendet, fasste die edle Familie den Entschluss, die Kosten des Krankenhauses durch eine Rente auf ewige Zeiten zu sichern. Von diesem philanthropischen Act setzte mich Freiherr Alphons von Rothschild in einem Schreiben von Paris, datirt vom 5. Februar 1857, in Kenntniss. Dasselbe lautet wie folgt:

„Ich freue mich herzlichst, Sie durch gegenwärtiges Schreiben im Namen meines Vaters, Baron James von Rothschild, zu benachrichtigen, dass unsere Familie den Entschluss gefasst, die Gründung und jährliche Bestreitung der Kosten und Krankenpflege, sowohl innerhalb als auch ausserhalb des Hospitals in Jerusalem, welches bereits den Namen unseres verewigten Stammvaters Mayer Rothschild trägt, durch eine Rente auf ewige Zeiten festzusetzen. Wir wollen daher alle Ausgaben auf eigene Rechnung bestreiten, ohne irgend fremde Zugaben. Sie werden, werther Herr Doctor, zu diesem Endzwecke alle vier Monate die Summe erhalten, welche zur Förderung der Bedürfnisse dieser frommen Stiftung angewandt werden soll, und worüber Sie gefälligst unserem Hause Rechnung übersenden wollen. Ich bitte Sie, die dortige jüdische Gemeinde von unserem Entschlusse in Kenntniss zu setzen und zweifle nicht, dass Sie fortwährend diesem wohlthätigen Zwecke Ihre so fruchtbringenden Leistungen werden angedeihen lassen. Empfangen Sie etc.

A. de Rothschild.“

An der Anstalt fungiren: ein Arzt, der zugleich Director ist, ein Chirurg, zwei Apotheker mit einem oder zwei Gehülfen und ein Oekonom. Die Bedienung der Kranken wird durch eine Anzahl von Krankenwärtern und andern Dienstpersonen besorgt.

Die Aufgabe des Krankenhauses ist eine dreifache:

1. Kranke im Innern der Anstalt zu pflegen.
2. Den Kranken, die sich zur Aufnahme melden, wegen Mangels an Raum aber nicht aufgenommen werden können, in ihren Wohnungen ärztliche Hülfe zu gewähren und Medicamente aus der Hospital-Apotheke zu verabreichen.
3. Allen Patienten, die sich in den Morgenstunden in der Anstalt einfinden, ohne Rücksicht auf ihren Stand oder ihre Confession, ärztlichen Rath sowie die erforderlichen Arzeneien zu ertheilen.

Alle drei Aufgaben erfüllt sowohl die Anstalt als der Arzt unentgeltlich.

Der kurzen Darstellung der Verhältnisse des Hospitals lasse ich, um einen klaren Einblick in die Leistungen der Anstalt zu gewähren, einen Auszug aus meinem officiellen Berichte für das Jahr 5618, sowie eine aus den Büchern der Anstalt entnommene Uebersicht der während der acht Jahre meiner Amtsthätigkeit erlangten Resultate folgen.

Das Hospital verpflegte im genannten Jahre 578 Kranke, von denen 544 geheilt oder gebessert entlassen, 18 zur weiteren Behandlung verblieben sind und 16 (3 von 100) starben. Die Apotheke dispensirte in diesem Jahre 28785 Recepte für die Kranken der Stadt. Unter den Kranken befanden sich 305 aus der Türkei: aus Jerusalem, Hebron, Jaffa, Nablus, Tiberia, Zaphet und den türkischen Provinzen in Asien und Europa, 49 aus Rumänien, 93 aus Oesterreich-Ungarn, 84 aus Russland und Polen, 6 aus Deutschland, 8 aus Frankreich und Algier, die übrigen 33 gehörten Eng-

land und den Colonieen, den nordamerikanischen Staaten, Marokko und Persien an.

Von Krankheiten wurden in der Anstalt im erwähnten Jahre folgende Arten behandelt.

Art der Erkrankungen.	Zahl.
Gehirn-Hyperaemie	10
Meningitis	4
Ophthalmien	43
Parotitis	7
Stomatitis	12
Angina	9
Catarrh der Luftwege	19
Bronchitis	6
Pleuresien	13
Pneumonien	12
Hydrothorax	2
Catarrh des Darmcanals	27
Haematemesis	1
Gastritis	2
Peritonitis	2
Enteritis	1
Hepatitis	10
Jcterus	6
Milz-Hypertrophie	30
Nephritis	1
Metritis	2
Cystitis	2
Haematurie	1
Retentio urinae	4
Orchitis	1
Hydrocele	3
Fistula ani	2
Ascites	2
Prosopalgie	3

Art der Erkrankungen.	Zahl.
Ischias	2
Hysterie	3
Erysipelas	12
Urticaria	6
Herpes	3
Rheumatismus	29
Gastrische Fieber	24
Biliöse Fieber	45
Wechselfieber	118
Cholera sporadica	14
Dysenterien	37
Chlorose	4
Scorbut	7
Scropheln	6
Anthrax	4
Beinbrüche	6
Verrenkungen	5
Geschwüre	12
Verwundungen	4

Im Hospital wurden

im J. 5615	615	Kranke	verpflegt	u.	37296	Recepte	dispensirt
- - 5616	626	-	-	-	31553	-	-
- - 5617	573	-	-	-	21342	-	-
- - 5618	578	-	-	-	28785	-	-
- - 5619	712	-	-	-	34407	-	-
- - 5620	628	-	-	-	33649	-	-
- - 5621	537	-	-	-	24394	-	-
- - 5622	560	-	-	-	28000	-	-
Zusammen	4829	Kranke.			239426	Recepte.	

Durchschnittlich p. Jahr 603 Kranke verpflegt und 29928 Recepte für Kranke in der Stadt dispensirt.

Die zahlreichen Kranken, die ich in der Stadt unentgeltlich behandelte, wurden nicht registrirt; sie sind daher in den obigen Zahlen nicht einbegriffen.

Diese Leistungen des Krankenhauses trugen auch bald segensreiche Früchte. Die in Jerusalem am häufigsten vorkommenden Krankheiten, die endemisch herrschenden, nicht selten bösartigen Wechselfieber und andere Leiden mit typischem Charakter, welche bei rationeller Behandlung eigentlich nicht schwer heilbar sind, hatten früher häufig durch Vernachlässigung oder Anwendung verkehrter Mittel entweder einen unmittelbar tödlichen Ausgang, oder schwere Nachkrankheiten zur Folge, welche früher oder später ebenfalls ein trauriges Ende nahmen. Nach der Eröffnung des Hospitals „Mayer Rothschild" trat bald eine Besserung der Gesundheitsverhältnisse Jerusalems ein. Die Krankenpflege sowohl innerhalb als ausserhalb der Anstalt, im Vereine mit der eröffneten Klinik für Ambulanten aus allen Ständen und Confessionen und der eingeführten freigebigsten Verabreichung von Medicamenten an zahlreiche Patienten aus der Stadt und Umgegend, hatte schon nach kurzer Zeit den überaus günstigen Erfolg, dass die Sterblichkeit merklich abnahm und die erwähnten secundären Krankheiten viel seltener wurden.

Die Leihanstalt, im Jahre 1854 mit einem Kapitale von 100000 Piaster zum zinsfreien Ausleihen gegründet, war in unfähige Hände gerathen und konnte sich nicht halten. In Folge dessen wurde diese wohlthätige Stiftung, nachdem sie zwei Jahre unregelmässig verwaltet worden war, aufgelöst, und ihr noch disponibles Kapital den andern Anstalten überwiesen. Es ist dies von den im J. 1854 errichteten Anstalten die einzige, welche aufgehoben wurde; alle anderen haben ihre Lebensfähigkeit bewährt und verbreiten fortwährend unzählige Wohlthaten unter den Armen Jerusalems.

Die Anstalt zur Unterstützung armer Wöchne-

rinnen ist eine Stiftung der Freifrau Betty James von Rothschild und trägt den Namen der hochherzigen Stifterin. Jeder armen Wöchnerin wird eine Geldunterstützung, sowie eine Menge von Kleidungsstücken und Wäsche für sie und das Kind verabreicht, eine Wohlthat, welche jährlich 120 arme Frauen geniessen. Ausserdem sind zwei Hebammen angestellt, die den Unbemittelten unentgeltlich Hülfe leisten. Diese milde Stiftung hat ausser den direkten segensreichen Leistungen indirekt noch die wohlthätige Folge, dass sie durch die Anfertigung des grossen Bedarfs an Kleidungsstücken und Wäsche einer bedeutenden Anzahl armer Frauen eine lohnende Beschäftigung gewährt.

Bei der Verabreichung dieser Unterstützung hatte ich besonders Gelegenheit, genaue Beobachtungen über die Fruchtbarkeit der dortigen Frauen anzustellen. Die Pubertät erscheint bekanntlich in südlichen Weltgegenden viel früher, als in nördlichen. Die Mädchen in Jerusalem, wie in Syrien überhaupt, werden zwischen dem 11.—13. Lebensjahre das erstemal menstruirt. Es ist auch durchaus nicht selten, dass junge Frauen von vierzehn Jahren Kinder gebären. Wie frühzeitig die Regeln auftreten, ebenso früh erlöschen sie wieder und mit ihnen auch die Fruchtbarkeit; in dem Alter von kaum 35 oder höchstens 40 Jahren stellt sich die Cessatio mensium ein. Aus einer Anzahl von mehr als 1000 Geburten, die ich in das Register dieser Stiftung eintrug, ergab sich, dass die Fruchtbarkeit in dem Alter von 15—20 Jahren am stärksten ist, zwischen dem 21.—30. Jahre abnimmt, von dem 31.—40. Jahre immer seltner wird, und nach diesem Lebensjahre gänzlich aufhört.

Die Gewerbeschule wird von den jüngern Gliedern der von Rothschild'schen Familie unterhalten, besonders von dem Freiherrn von Franchetti in Turin, dem Schwiegersohne des verewigten Freiherrn Anselm von Rothschild in Wien. Ihr Zweck ist, der mittellosen Jugend hülfreiche Hand zum Erlernen eines Gewerbes zu bieten. Zu diesem Behufe sind

in verschiedenen Werkstätten sechzig Zöglinge untergebracht, welche zugleich eine monatliche Geldunterstützung erhalten. Täglich in den arbeitsfreien Abendstunden und am Sonnabend sowie an den Festtagen des Nachmittags versammeln sich die Zöglinge in der Synagoge des Krankenhauses, wo ihnen ein an dieser Anstalt fungirender Chacham Unterricht ertheilt und religiös-moralische Vorträge hält. Zur unmittelbaren Beaufsichtigung der jungen Leute ist an der Anstalt ein Inspektor angestellt, der häufig die Werkstätten besucht und den Arbeitsfleiss der Zöglinge controlirt. Unter den Lehrlingen befanden sich Tischler, Schlosser, Gold- und Silberarbeiter, Uhrmacher, Klempner, Buchbinder, Setzer, Apotheker, Schneider und Schuhmacher. Diese Anstalt hat durch ihr erfolgreiches Wirken seit 1854 sehr viel Segen verbreitet. Zahlreiche Kinder armer Eltern und Waisen erwarben sich nach beendigter Lehrzeit, als Gehülfen bei Meistern einen ehrenhaften Lebensunterhalt, und gründeten sich später als selbstständige Meister eine unabhängige Existenz.

Die Brodvertheilung an die Armen ist eine Stiftung der Frau Mathilde Cohn in Paris, Gattin des Schöpfers der Rothschild'schen Wohlthätigkeitsanstalten in Jerusalem. An jedem Freitage und am Vorabende der Festtage werden von dieser Stiftung 600 Portionen Brod an Dürftige aller Gemeinden verabreicht.

Von der Schule für Mädchen ist schon oben unter den Schulen gesprochen worden.

Alle genannten Wohlthätigkeitsanstalten stehen unter der unmittelbaren Protection der Regierung Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich und sind dem Schutze des kaiserlichen Consulates in Jerusalem besonders empfohlen, welches auch, indem es den Anstalten humane Sympathie und erfolgreichen Schutz gewährt, zu der glücklichen Entwicklung und dem fruchtbringenden Gedeihen derselben wesentlich beiträgt.

Zur Ergänzung der Mittheilungen möge eine kurze Dar-

stellung der administrativen Leitung aller Anstalten hier ihren Platz finden.

Die Verwaltung des Hospitals und der andern im Jahre 1854 eröffneten Anstalten war Anfangs einem aus Einheimischen zusammengesetzten Comité anvertraut. Bald aber musste man die Ueberzeugung gewinnen, dass Integrität und guter Wille allein zur geordneten Leitung einer Administration nicht genügen. In Folge dessen beehrte mich Dr. Cohn mit dem Auftrage, die Direction des Hospitals und successive auch die der anderen Institute zu übernehmen. In Rücksicht auf die Erhaltung dieser für das Gemeinwohl höchst wichtigen Anstalten unterzog ich mich bereitwillig dieser Aufgabe und gab denselben eine neue geregelte Organisation, welche während meiner Wirksamkeit in dieser Stellung, vom Jahre 1854 bis 1862 in Kraft blieb und noch jetzt als Norm gilt. (Im letztgenannten Jahre war ich Gesundheitsrücksichten wegen genöthigt, Jerusalem nach einem fünfzehnjährigen Aufenthalte zu verlassen, und als ich im Jahre 1866 auf's Neue mit dem frühern Amte betraut worden war, musste ich bereits nach 5 Monaten abermals Krankheits halber nach Europa zurückkehren.) Nach dieser hat der für Alles verantwortliche Arzt sowohl die Oekonomie des Krankenhauses, als auch den Dienst in demselben, in der Apotheke und in allen übrigen Rothschild'schen Anstalten zu leiten, die gesammte Comptabilität und Buchhaltung, sowie die Vertheilung der ausserordentlichen milden Gaben des freiherrlichen Hauses und der an Dr. Cohn aus verschiedenen Ländern für die Armen des heiligen Landes übersandten Gelder zu besorgen, und zu bestimmten Zeiten einen Bericht nach Paris zu senden.

Die zu einer geregelten Administration erforderliche Buchführung ordnete ich durch die Einrichtung folgender Bücher:

a) Hospital Mayer Rothschild:

1. Tabellarisches Register des Ein- und Austrittes der Kranken etc.
2. Register der Apotheke.
3. Journal der Ausgaben.
4. Tabellarisches Ausgabenbuch.
5. Inventariumbuch.
6. Catalog der Bibliothek.

b) Stiftung Betty James von Rothschild:

7. Tabellarisches Register der Wöchnerinnen.
8. Ausgabenbuch.

c) Gewerbeschule:

9. Register des Ein- und Austrittes der Zöglinge etc.
10. Ausgabenbuch.

d) Mädchenschule:

11. Register der Schülerinnen.
12. Ausgabenbuch.

e) Stiftung Mathilde Cohn:

13. Ausgabenbuch.

f) Ausserordentliche Geldsendungen:

14. Register der Sendungen und Quittungen.

g) Allgemeine Bücher:

15. Hauptbuch.
16. Cassabuch.

Alle Bücher wurden in französischer Sprache geführt; die Monate und Jahre nach dem jüdischen Kalender gerechnet, so dass das Verwaltungsjahr mit dem letzten Elul abgeschlossen wurde.

Die Berichte, sowohl die medicinischen als die admi-

nistrativen, sandte ich Freiherrn Alphons von Rothschild alle 4 Monate ein und ausserdem am Ende des Jahres einen Hauptbericht mit einer ausführlichen Angabe der in allen Anstalten erreichten Resultate; Herrn Dr. Albert Cohn erstattete ich regelmässig alle 14 Tage Bericht.

Die Erfolge der eben geschilderten Rothschildschen Anstalten sind geeignet, eine Behauptung zu widerlegen, die wiederholt ausgesprochen worden ist, dass es sehr schwierig, ja fast unmöglich sei, für die Juden in Jerusalem geregelte Institutionen im Einklange mit den dort herrschenden Ansichten zu gründen und zu leiten. Nach meiner Erfahrung muss ich diese Meinung für völlig irrig erklären. Die Juden Jerusalems sind keine Gegner moderner Einrichtungen, wenn ihre religiösen Gefühle durch diese nicht verletzt werden; sie sind vielmehr von hoher Dankbarkeit für die Stifter und von heisser Sympathie für die Stiftungen selbst beseelt und bestreben sich, mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln zum Gedeihen der neuen Schöpfungen beizutragen. Zwar stösst der europäische Administrator in Jerusalem, wie im Orient überhaupt, bei der Leitung der nach abendländischem Muster eingerichteten Institute, welche eine geordnete und pünktliche Thätigkeit des gesammten Dienstpersonals erfordern, auf manche Hindernisse, unter denen die Indolenz der Orientalen in erster Reihe steht; allein er kann sie leicht heben, wenn er, im Sinne der wohlthätigen Stifter wirkend, selbstlos den edlen Zweck verfolgt, den von Noth und Leiden hart bedrängten Brüdern ein besseres Loos zu schaffen. Uneigennütziger Diensteifer des Vorgesetzten spornt die Subalternen zur Nachahmung an und flösst, im Orient ebenso wie überall, anerkennende Achtung ein, welche willige Fügsamkeit der dortigen Elemente zur Folge hat.

Nicht unbedeutend waren die Schwierigkeiten, auf welche ich in meiner Stellung als Arzt und Director der Anstalten stiess. In meinen medicinischen Functionen hatte ich im Hospital die Kranken im Innern und eine bedeutende An-

zahl von Ambulanten — zu manchen Zeiten 2 bis 300 täglich — zu behandeln und ausserdem in der Stadt, namentlich unter den armen Glaubensgenossen, zahlreiche Kranke in ihren Wohnungen zu besuchen. Neben dieser ärztlichen Beschäftigung, die allein eine grosse, im syrischen Klima fast überwältigende Thätigkeit erforderte, hatte ich noch die administrative Aufgabe, die besonders bei der ersten Organisirung der Anstalten schwierig war, mit Anspannung aller Kräfte zu lösen. Die dortigen Verhältnisse legten mir die Pflicht auf, nicht nur für alle Einzelheiten in allen Anstalten Sorge zu tragen, sondern auch Manches persönlich zu verrichten, was in Europa ganz unnöthig wäre, und manches Andere wieder, was von einem Gehülfen leicht ausgeführt werden könnte. Ich war genöthigt, das gesammte, aus Einheimischen bestehende Dienstpersonal, vom Apotheker bis auf den Krankenwärter, zu instruiren und heranzubilden, den Gang des Dienstes aller Anstalten in allen Zweigen unmittelbar zu beaufsichtigen und während der Nacht die schriftlichen Arbeiten sowie die gesammte Buchführung selbst zu besorgen. Erst nach einigen Jahren gelang es mir, in Betreff der letztgenannten Beschäftigung einige Hülfe zu finden.

Alle diese Schwierigkeiten wurden aber mit Gottes Hülfe überwunden, und alle Mühseligkeiten sind nun vergessen. Es ist mir nur die angenehme Erinnerung geblieben, dass es mir vergönnt war, die reiche Saat, welche die edle Familie von Rothschild auf den heiligen Boden mit vollen Händen ausgestreut, zum Aufgehen und zur fruchtbringenden Reife zu bringen, und in der ehemaligen jüdischen Hauptstadt die ersten nationalen Institute, die den Armen zum ewigen Segen und dem Judenthume zur hohen Ehre gereichen, dauerhaft zu organisiren und mit günstigem Erfolge zu leiten.

Die Montefiore'schen Wohlthätigkeits-einrichtungen.

Sir Moses Montefiore, der grosse Menschenfreund und Beschützer der bedrängten Glaubensgenossen, stellte sich die Sorge für die Wohlfahrt der Israeliten im heiligen Lande zur besonderen Lebensaufgabe. Der edle Baronet schrieb in sein Wappen mit hebräischen Lettern den Wahlspruch seines Lebens: „Jeruschalaim," den er durch ein unermüdliches Wirken während eines halben Jahrhunderts und durch acht Reisen nach dem heiligen Lande, von denen er sieben in Begleitung seiner nun verewigten Gattin Lady Judith, der edlen Theilnehmerin aller seiner philanthropischen Bestrebungen unternommen, in erhabenen Thaten verwirklichte.

Sir Moses und Lady Judith Montefiore besuchten im Jahre 1827 zum ersten Mal das heilige Land und übergaben darauf der Oeffentlichkeit einen Reisebericht: Private Journal of a visit to Palestine, London J. Ricknerby, in welchem sie ihre fromme Sympathie für die Glaubensgenossen im heiligen Lande ausdrückten. Bei diesem Besuche, sowie bei allen spätern, spendete das freigebige Paar den Armen aller Confessionen unzählige Wohlthaten; von diesen sowie auch von der überströmenden Dankbarkeit der Bevölkerung Jerusalems war ich dreimal Augenzeuge. Das letzte Mal pilgerte der edle Greis im J. 1875, in seinem zweiundneunzigsten Lebensjahre, nach Jerusalem, um den gegenwärtigen Zustand der Israeliten zu untersuchen und zu deren Wohl neue Einrichtungen ins Leben zu rufen. Ausser den persönlichen Besuchen steht Sir Moses Montefiore seit fünfzig Jahren mit den Glaubensgenossen im heiligen Lande in einem steten Briefwechsel, welchen der berühmte Orientalist Dr. Loewe in hebräischer Sprache besorgt. In allen bedrängten Lagen wenden sich die Israeliten zunächst an ihren bewähr-

ten Wohlthäter, der auch nicht zögert, mit eigenen reichen Gaben und durch den Ertrag der durch ihn angeregten Sammlungen der Noth abzuhelfen.

Zur Verbesserung der Lage der Juden in Jerusalem, sowie im heiligen Lande überhaupt, errichtete Sir Moses Montefiore vielfältige Anstalten, die verschiedenen Zwecken bestimmt waren. Auf Erhaltung der Gesundheit der dortigen Israeliten, die früher weder Hospital noch Arzt hatten, richtete er sein erstes Augenmerk und schickte im Jahre 1842 einen Arzt, Dr. Fränkel, der mit einer wohleingerichteten Apotheke versehen war und eine Reihe von Jahren als praktischer Arzt in Jerusalem sehr wohlthätig wirkte. Darauf trug der edle Wohlthäter Sorge für Einrichtungen, welche den Gewerbelosen Beschäftigung geben sollten. Den jüdischen Bewohnern von Hebron, Jaffa, Tiberia und Zaphet, welche mit den Landleuten in Verbindung stehen und einige Kenntnisse vom Ackerbau besitzen, gab er Ochsen, Geräthschaften der Agricultur und das zum Betriebe derselben nöthige Geld. Für die Bewohner von Jerusalem, welche mehr zu einer industriellen Thätigkeit geeignet sind, schuf er eine Gewerbeanstalt, wie sie den Landesverhältnissen entsprach. Es wurde eine Leinweberei im grösseren Massstabe zur Fabrikation einer allgemein gebrauchten Sorte von Leinwand errichtet und grosse Quantitäten Garn, Webersstühle und alle sonstigen zu diesem Gewerbe nöthigen Utensilien aus England gesandt. Ein Meister kam aus Deutschland und ertheilte vierzig Lehrlingen, die zu ihrem Lebensunterhalt eine monatliche Geldunterstützung erhielten, den Unterricht in diesem Fache. An diese Leinweberei schloss sich eine neu eröffnete Mädchenschule, die ausser dem gewöhnlichen Unterricht besonders die Verarbeitung eines Theiles der fabricirten Leinwand zu Wäsche für Arme zum Zwecke hatte. Als unmittelbare Hülfe für Nothleidende wurde den armen Wöchnerinnen ein Geldbetrag und die erforderliche Wäsche, welche in der Mädchenschule verfertigt wurde, verabreicht.

Ebenso wurden vielen dürftigen Gelehrten und sonst würdigen Familien jährliche Unterstützungen bewilligt.

Der Wohnungsnoth suchte Sir Moses Montefiore nach Möglichkeit zu steuern. Vor dem Jaffathore kaufte er im J. 1855 einen weitläufigen Platz, der sich gegen das Kidronthal absenkt und gegen den Berg Zion hinzieht, um Armenwohnungen darauf zu erbauen. Auf diesem Platze errichtete später ein englischer Baumeister im Auftrage des Sir Moses Montefiore 20 schöne Häuser, Freiwohnungen, die mit einem sehr ausgedehnten Garten umgeben sind. Jede Wohnung besteht aus zwei hellen, geräumigen Zimmern und einer Küche. Ein besonderes Gebäude ist zu einer Synagoge bestimmt. Andere Räume dienen zum Wasch- und Backhause sowie zu andern gemeinschaftlichen Zwecken. Auf demselben Platze liess Sir Moses von einem englischen Techniker eine Windmühle aufführen, die, als die einzige in der Stadt, den Einwohnern von grossem Nutzen ist, da sie ein weit besseres Mehl giebt als das der gewöhnlichen Handmühlen. Die Kosten der Armenwohnungen wurden von den 100000 Dollars bestritten, welche der Amerikaner Juda Turo aus New-Orleans testamentarisch Sir Moses Montefiore für Jerusalem zur Verfügung gestellt hatte.

Von allen genannten Anstalten und Einrichtungen, die der grossmüthige Wohlthäter zum Besten der Glaubensgenossen im heiligen Lande geschaffen hat, existiren gegenwärtig nur die Turo'schen Armenwohnungen in Jerusalem; alle andern Schöpfungen sind nach und nach eingegangen. Mit Betrübniss war ich Zeuge, wie die kaum aufgeblühten schönen Anstalten bald wieder verfielen. Besonders wurde das Eingehen der Leinweberei, dieser als eines der ersten Mittel zur Verbesserung der Lage der Israeliten sehr geschätzten Anstalt, allgemein bedauert. Der Hauptgrund des Verfalls war die unpraktische Leitung durch die Einheimischen, die beim besten Willen nicht im Stande waren, die Administration regelmässig zu führen. Auch waren alle Anstalten ohne ewige

Rente zur Bestreitung der Kosten errichtet und wurden nur temporär unterhalten. Es ist aber zu hoffen, dass die neuen Institute, welche Sir Moses Montefiore eben jetzt im heiligen Lande ins Leben ruft, unter europäischer Leitung eine feste und dauerhafte Organisation erlangen und dem edlen Zwecke, den der grosse Philanthrop funfzig Jahre hindurch beharrlich verfolgt, vollkommen entsprechen werden.

Armenwohnungen und Pilgerhäuser.

In Folge der in der neuern Zeit häufiger gewordenen Einwanderung der Europäer stiegen die Miethpreise der Wohnungen und erreichten einen so hohen Grad, dass dadurch im Jahre 1858 eine grosse Wohnungsnoth entstand, welche besonders die jüdischen Armen sehr hart drückte. Dies gab den Freunden und Wohlthätern Jerusalems den Impuls zur Errichtung von Armenwohnungen. Zu diesem Zwecke trat im genannten Jahre ein Comité zusammen, bestehend aus den Herren Rabbiner Dr. Hildesheimer, derzeit in Eisenstadt (Ungarn), nunmehr in Berlin, Joseph Hirsch in Halberstadt und Oberrabbiner Jakob Ettlinger in Altona, und bewirkte durch Sammlungen, woran sich Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Holland betheiligten, den Ankauf eines Grundstückes, das einen Raum von mehr als 13000 Quadratellen einnimmt. Es währte nicht lange, so waren einige und zwanzig Armenwohnungen auf demselben errichtet. Nach dem darauf erfolgten Hintritt der beiden letztgenannten Comitémitglieder traten die Herren Gustav Hirsch in Berlin, Bruder des verewigten Joseph Hirsch, und R. Akiba Lehren in Amsterdam an ihre Stelle; später wurde auch Herr Oberrabbiner A. Manheimer in Unghwar (Ungarn) Mitglied des Centralcomités. Dieses setzte seine Bemühungen erfolgreich fort, so dass gegenwärtig bereits 34 Häuser als Armenwohnungen in Jerusalem und ein Pilgerhaus in Hebron als Frucht dieser Bestrebungen dastehen. Ausserdem wurden diese „Häuser

des Asyls" (Bote machsse) durch Privatstiftungen bedeutend vermehrt. So stiftete die wohlthätige Familie Hirsch zu Halberstadt vier Wohnungen, die zum Andenken an das verstorbene Glied dieser Familie, Salomon Hirsch, den Namen „Newe Schalom" führen; ein ungenannt gebliebener, hochherziger Glaubensgenosse aus Deutschland liess ein grosses, schönes Gebäude mit sechs Wohnungen auf dem gedachten Grundstücke erbauen; ein Specialcomité zu Altona-Hamburg errichtete drei Wohnungen, welche zum Andenken an den verewigten Oberrabbiner Jakob Ettlinger mit dem Namen „Beth Jakob" bezeichnet werden; ein Comité zu Paris gründete zum Andenken an den Oberrabbiner von Frankreich Salomon Ullmann eine Wohnung, die den Namen „Ohel Schalomo" trägt.

Alle Wohnungen sind luftig, hell und bequem eingerichtet; eine jede besteht aus zwei Wohnräumen und einer Küche. Das Grundstück, auf welchem die Wohnungen errichtet sind, liegt in der Nähe der südlichen Stadtmauer, bietet eine schöne Aussicht auf den Oelberg und die Umgegend und hat eine solche Ausdehnung, dass noch Raum für etwa 100 neue Wohnungen vorhanden ist. Der ganze Complex von Gebäuden hat auf dem grossen freien Platze eine so vortheilhafte Lage, dass die Einwohner dieser Häuser weit weniger als die jüdischen Bewohner anderer Stadttheile von Krankheiten heimgesucht werden. Die Localverwaltung der Wohnungen führt ein vom genannten Centralcomité in Jerusalem eingesetztes Localcomité. Die Hauptleitung der durch öffentliche Sammlungen erbauten Wohnungen besorgt das Centralcomité, die der privaten Stiftungen die Stifter derselben. Der Wohnungswechsel in den ersteren erfolgt alle drei Jahre nach den Bestimmungen der Statuten, in den letzteren theils nach bestimmten gleichen Zeitabschnitten, theils nach anderen Normen. Die Vertheilung der durch allgemeine Spenden erbauten Häuser ist derart festgesetzt, dass die deutsch-holländische, sowie die österreichisch-ungarische Ge-

meinde, deren europäischen Gönnern die eingegangenen Gelder fast ausschliesslich zu verdanken sind, mit je einem Drittel, alle übrigen Gemeinden zusammen mit dem übrigen Drittel betheiligt werden. Das Besetzungsrecht in den andereren Wohnungen wird von den Stiftern derselben ausgeübt.

So günstig aber auch die Erfolge auf dem erworbenen Grundstücke waren, so hatte dieses selbst an einem Uebelstande zu leiden, dessen Aufhebung seit 18 Jahren durch alle Mittel vergebens versucht worden war. In der Mitte des Grundstückes lag nämlich eine Enclave von etwa 3000 Quadratellen, die im Besitze eines Moslem aus einem besonderen Grunde unverkäuflich war. Erst in der jüngsten Zeit gelang es, die Enclave käuflich zu erwerben. Das beträchtliche Kaufgeld bezahlte das Haus Aron Hirsch und Sohn in Halberstadt und Berlin, welches schon vor einigen Jahren zum Andenken an den verewigten Chef des Hauses, Joseph Hirsch, eine ansehnliche Summe zu diesem Zwecke bestimmt hatte.

Hoffentlich werden die Glaubensgenossen aller Länder nicht säumen, Beiträge zu liefern, um das menschenfreundliche Werk zu fördern und einer schönen Vollendung entgegen zu führen: ein Werk, das eine ewige Wohlthat für die Juden in Jerusalem und ein unvergängliches Denkmal für alle Diejenigen ist, die dasselbe ins Leben gerufen haben und in Zukunft fördern werden.

Spenden für die Armen des heiligen Landes.

Den Armen des heiligen Landes milde Gaben zu spenden, ist ein sehr alter Gebrauch, der nicht nur von den Juden, sondern auch von den Bekennern aller christlichen Confessionen geübt wird. Dr. Tobler, der genaue Kenner der inneren Verhältnisse der christlichen Gemeinden Jerusalems, spricht sich in dieser Hinsicht in seinem Werke „Dritte Wanderung nach Palästina“ pag. 287 in Bezug auf die Lateiner wie folgt aus: „Vom Jahre 1650 bis 1850 beliefen

sich die für das heilige Land bestimmten Sendungen der verschiedenen römisch-katholischen Nationen, von Spanien, Portugal, Oesterreich, Frankreich, Neapel, Sicilien, den römischen Staaten, Toscana, Sardinien, Piemont und Malta auf 239 Millionen 937660 Reale = 59 Millionen 984415 Franken; allein die Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens nahm einzig vom Jahre 1821 an beinahe 67 Millionen Franken für die Missionssache ein."

Die jüdischen Spenden für das heilige Land kommen aus allen von Israeliten bewohnten Ländern, jedoch in verschiedener Grösse des Betrages. Aus den von slavischen Nationen bewohnten, sowie auch aus den dem Islam unterworfenen Ländern, wo mehr als zwei Drittel der gesammten Juden wohnen und ein Jeder, auch der Aermste, sein Scherflein zur Unterstützung der armen Brüder im heiligen Lande beiträgt, fliessen die Gaben am reichlichsten, aus den germanischen und romanischen Staaten aber verhältnissmässig viel geringer. Die einlaufende Summe eines Landes wird gewöhnlich nur an Dürftige derjenigen Gemeinde verabreicht, deren Mitglieder aus dem betreffenden Lande stammen. Jedoch findet bei den kleinern Gemeinden eine Abweichung von dieser Regel statt, wie dies besonders bei der deutsch-holländischen Gemeinde der Fall ist, deren Verwaltung in Amsterdam einen Theil der in Dentschland und Holland gesammelten Summen auch an Dürftige aller anderen Gemeinden vertheilt.

Die besondere Vertheilung an die einzelnen Familien in Jerusalem geschieht nach einer Bestimmung der Verwaltungen im Auslande, welche die einzelnen Antheile nach der Zahl der Familienglieder und nach einer vom Ertrage der Sammlung abhängigen Norm gleichmässig festsetzen und nur zu Gunsten des Gelehrtenstandes eine Ausnahme machen, indem sie demselben einen etwas höheren Antheil anweisen. Diesen kleinen Vorzug, den die Gelehrten geniessen, hat eine nicht unparteiische Kritik als Ungerechtigkeit dargestellt.

Man sollte aber bedenken, dass die Rabbinen, welche religiöse Wissenschaften pflegen und lehren und daher kein weltliches Geschäft betreiben können, ein gleiches Recht auf Besoldung haben, wie die zahlreichen Mönche, die niederen und höheren, ehelosen und verehelichten Weltgeistlichen aller Confessionen in Jerusalem, und dass ihnen, da sie keinen Gehalt beziehen, wenigstens ein kleiner Vorzug bei der Geldvertheilung gebührt. Uebrigens geschieht diese Begünstigung der Gelehrten nicht nach Willkühr des Vorstandes in Jerusalem, wie unrichtigerweise behauptet wurde, sondern nach der Bestimmung der auswärtigen Verwaltungen, welche im Sinne der Geber wirkend die Erhaltung des Rabbinerstandes anstreben.

Im Allgemeinen variiren die einzelnen Antheile der Familien zwischen dem sehr häufigen Minimum von funfzehn und dem nur seltenen Maximum von sechzig Thalern per Kopf und Jahr. Diese bescheidenen Summen, schon in früheren Zeiten zum Lebensunterhalte unzureichend, sind bei den jetzigen Verhältnissen noch weit weniger genügend. Jerusalem ist in den letzten Jahrzehnten eine zum Aufenthalte sehr theure Stadt geworden. In Folge der vermehrten Ausfuhr der Landesprodukte durch die sechs verschiedenen europäischen und orientalischen Gesellschaften gehörenden Dampfer, welche seit einiger Zeit die syrischen Küsten häufig besuchen, sowie durch die in Syrien und Aegypten seit dem amerikanischen Kriege, der einen Mangel an Baumwolle in Europa zur Folge hatte, eingeführte Cultur dieser Pflanze auf Kosten des Weizens sind die Preise aller Lebensmittel so hoch gestiegen, dass sie schon zu gewöhnlichen Zeiten das Dreifache des frühern Werthes betragen und in einem Jahre des Misswachses, was in Palästina nicht selten ist, eine für den Armen unerschwingliche Höhe erreichen.

Das Wasser, in Europa kaum beachtet, ist in Jerusalem, wie schon erwähnt, ein kostbares Gut, das während der Regenzeit in Cisternen sorgfältig gesammelt wird. Nach dem

Entleeren der Cisternen, was gewöhnlich im Spätsommer geschieht, und in einem regenarmen Jahre während des ganzen Jahres hindurch, wird das von ausserhalb der Stadt importirte Wasser theuer gekauft. Eine Eselslast von etwa 4 Eimern kostet dann $^1/_8$—$^1/_5$ Thaler. In den kleinern, von vielen armen Familien bewohnten Häusern, deren Dächer und Cisternen verhältnissmässig klein sind, stellt sich, in Folge des frühzeitigen Entleerens ihrer Cisternen, der Wassermangel viel früher als in den grössern, von nur einzelnen wohlhabenden Familien bewohnten Häusern ein. Die Ausgabe für das Wasser ist in Folge dessen besonders für die Armen drückend und verzehrt nicht selten den ganzen ihnen zufallenden Spendenantheil. In einem Jahre der Dürre hat daher der Arme mit einer doppelten Calamität, sowohl mit dem Hunger als mit dem Durste schwer zu kämpfen.

Nach dem Gesagten wird es nicht schwer fallen, den Werth der Behauptung, dass die Juden in Jerusalem bei dem Empfange von Almosen ein Wohlleben führen, richtig zu schätzen. Der grösste Spendenantheil reicht allein auch zum genügsamsten Leben bei weitem nicht hin. Es ist daher nur demjenigen Unbemittelten die Existenz ermöglicht, welcher ausser der öffentlichen Unterstützung noch ein anderes kleines Einkommen von einem Geschäfte oder einem ausländischen Stipendium besitzt. Derjenige Arme aber, welcher in die traurige Lage gerathen ist, auf diese Unterstützung allein angewiesen zu sein, der wird bald vom Verderben ereilt. Dieser Unglückliche kämpft eine Zeit lang gegen Noth und Entbehrung und fristet sein Leben mit Hülfe der unzureichenden Unterstützungen seiner selbst bedürftigen Brüder, verfällt aber bald dem Siechthum und sucht im Hospital Hülfe gegen Leiden, deren Ursachen der Arzt nicht entfernen kann, verlässt geheilt und gestärkt das Krankenhaus, kommt aber bald als häufiger Gast wieder und wieder, bis er, von Noth und Krankheit ganz erschöpft, endlich sein trübseliges Dasein beschliesst.

Allgemeine Betrachtungen.

Zur Vervollständigung der obigen Schilderung der Israeliten Jerusalems scheint es nöthig, die über sie in Wort und Schrift verbreiteten unwahren Gerüchte und grundlosen Beschuldigungen einer näheren Betrachtung zu unterziehen. Eine kurze Besprechung der Quellen, aus welchen diese Gerüchte fliessen, wird die Schätzung des wahren Werthes der letztern bedeutend erleichtern.

Die Hauptquelle dieser judenfeindlichen Nachrichten ist die englische Mission in Jerusalem, namentlich die aus aller Herren Ländern stammenden, in Jerusalem Geschäfts halber wohnhaften Proselyten-Missionäre. Diese sind die Reporter der europäischen Missionsblätter und die gewöhnlichen Verbreiter der ungünstigen Gerüchte über die Juden. Jeden unbedeutenden Vorfall verarbeiten sie im judenfeindlichen Sinne, ohne Rücksicht auf die Wahrheit, zu einem besonderen Ereigniss, das sie ihren Organen, sowie auch den Reisenden mittheilen. Den Grund dieses feindseligen Treibens der in Jerusalem Judenliebe heuchelnden Missionäre erklären sich die dortigen Juden mit der Annahme, das jene die Absicht hätten, sie durch die Ausbreitung derartiger Gerüchte im Auslande zu compromittiren und dadurch in eine Lage zu versetzen, die den Zweck der Mission fördern könnte.

Auch manche Reisebeschreibungen stellen die jüdischen Zustände in Jerusalem in einem ungünstigen Lichte dar. Schon von Hause aus von Vorurtheilen gegen das Judenthum eingenommen, betrachten manche Reisende die Juden in Jerusalem mit einer vorgefassten Meinung und geben von ihnen in ihren Reiseberichten parteiische Schilderungen zum Besten, welche an Grundlosigkeit denen der alten Autoren, wie des Cicero, Plinius, Dio Cassius, Tacitus und Anderer nicht nachstehen. So wird von diesen zwar weisen, aber von Nationalhass verblendeten alten Schriftstellern Moses als

Bacchus bezeichnet, weil man eine Rebe im Heiligthum des Tempels gefunden hatte; sie sprechen sich mit Abscheu über die Gottlosigkeit der Juden aus, weil man im Tempel nicht einmal ein Götterbild auffinden konnte; sie beklagen sich darüber, dass Alles, was den Römern heilig, den Juden verhasst sei, und dichten ihnen noch allerlei lächerliche Märchen an, die nur sonderbare Ausgeburten ihrer Vorurtheile sind; so erzählen sie unter Anderem, dass die jüdischen Männer im heiligen Lande alle Monde einen Blutfluss und ähnliche seltsame Eigenschaften hätten u. dgl. Wenn nun auch die Berichte der neuern Autoren nicht gleiche Erdichtungen wie die der alten enthalten, so trifft man doch in einzelnen der ersteren eine ähnliche Parteilichkeit an.

Im Allgemeinen strotzen die Urtheile, welche die meisten Reisenden in ihren Schriften über die Juden in Jerusalem fällen, von so widersprechenden Unrichtigkeiten, dass es dem Fernstehenden schwer wird, sich ein klares Bild von den dortigen Zuständen zu verschaffen. Während der eine Reisende berichtet: „Die Juden sind reich und tragen sich am Sonnabend besonders zierlich," sagt der andere: „Die Juden leben in Armuth und Schmutz." In dem einen Berichte findet man, dass die Juden sich durch Müssigang auszeichnen; in einem andern liest man: „Der Jude ist geschäftig; er kramt auf einem wackelnden Steine Phantasiekram von so geringem Werthe aus, dass man darüber erstaunt; endlich verkauft er nur, um sich ein Stück Brod zu verschaffen, was er für ehrenwerther hält, als die Hand auszustrecken;" ein dritter sagt: „Hab- und Gewinnsucht befleckt die Juden in Jerusalem wie beinahe aller Orten;" oder: „Die Juden zeigen sich rührig, wo es darauf ankommt etwas zu verdienen;" oder auch: „Ganz gewiss bleibt der Jude von Jerusalem immer Jude und auch hier ist die Habsucht sein Abgott" u. s. w. Der Grund dieser unrichtigen Auffassung des Charakters der Juden in Jerusalem liegt bei denen, die von confessioneller oder anderer Parteilichkeit frei sind,

hauptsächlich in der Unkenntniss der Sprachen und in der kurzen Dauer ihres Aufenthaltes, wodurch sie den Eingebungen Anderer zu folgen genöthigt sind.

Von allen Irrthümern, welche man verbreitet hat, ist der am häufigsten ausgesprochen worden, dass die Juden in Jerusalem Müssiggänger seien und nur von Almosen leben. Dem ist aber nicht so. Sie sind, wie bereits oben erwähnt, in ihrer grossen Mehrheit Kaufleute, Inhaber kleiner Geschäfte und Handwerker in etwa vierzig Professionen, unter denen manche sehr anstrengende sind. Die jüdischen Handwerker sind als die zuverlässigsten und tüchtigsten allgemein in der Stadt bekannt. Diese Gewerbthätigkeit ist übrigens nicht neu. Schon in den dreissiger Jahren bemerkte von Schubert in seinem Werke (2. 554): „Es ist ganz unrichtig, dass die Juden ohne Handel und Gewerbe wären" etc. Dass die Minderheit nicht ihren ganzen Lebensunterhalt gewinnen kann und daher auf öffentliche Unterstützung angewiesen ist, liegt in den oben erwähnten eigenthümlichen Verhältnissen der Stadt, welche ihren nachtheiligen Einfluss auch auf die andern Einwohner ausüben und dieselben ebenfalls nöthigen, öffentliche Hülfe in Anspruch zu nehmen. (S. sociale Verhältnisse.)

Es ist hier die geeignete Stelle, die Mittel zur Verbesserung der Lage der Israeliten in Jerusalem zu erörtern. Man hat schon viel darüber gesprochen und geschrieben, den Juden in Jerusalem Aecker zu kaufen, die sie selbst bearbeiten sollten, um auf diese Weise ihr Brod zu erwerben. Ackerbau ist ohne Zweifel eine für diesen Zweck passende Beschäftigung für den Armen, aber nicht für die Juden in Palästina unter den gegenwärtigen Verhältnissen. In civilisirten Staaten, wo vollkommene Sicherheit der Person und des Eigenthums herrscht und ein Jeder ruhig „unter seinem Weinstock und unter seinem Feigenbaum" sitzen kann, da mag der Israelit Wälder in Kornfelder umwandeln; aber soll der Jude im heiligen Lande den Pflug in die Hand nehmen

und im Schweisse des Angesichtes das Feld für den plündernden Nachbar bebauen? Wer sichert ihm die Ernte auf dem Felde vor den räuberischen Arabern? Schon oft haben Europäer und Amerikaner Ackerbau zu treiben versucht, allein immer ohne günstigen Erfolg. Ueberdies eignet sich ein solcher Erwerbszweig nur für kräftige Männer, aber nicht für schwache und ältere Personen, wie es die meisten Juden in Jerusalem sind. Auch ist noch zu bedenken, dass die mosaischen Agriculturgesetze, als Feier des Landes im siebenten, Schemitah- im fünfzigsten, Jubeljahre u. s. w., zu welchen die jüdischen Einwohner des heiligen Landes noch immer verpflichtet sind, den Ackerbau, wenn auch nicht ganz hindern, so doch erschweren.

Eine Verbesserung der Lage der Juden kann nur durch industrielle Einrichtungen erreicht werden. Unter diesen steht der Seidenbau in erster Reihe. Die Cultur des Maulbeerbaums und die mit ihr verbundene Industrie des Seidengewinns macht den grössten Reichthum von Syrien aus und ist die Basis des Levantehandels an den Gestaden des mittelländischen Meeres. Pflanzungen von Maulbeerbäumen wären sehr leicht in der nächsten Nähe der Stadt anzulegen, wie die Griechen bereits den Anfang gemacht haben. Die Zucht der Seidenraupe, die Spinnerei der Seide und die Fabrikation der Stoffe könnten eine sehr geeignete Beschäftigung für Personen jedes Alters und Geschlechts abgeben. Auch der Absatz der verfertigten landesgebräuchlichen Artikel, ähnlich denen, die in Damascus, Beirut und anderen Städten Syriens fabricirt werden, würde nicht schwer fallen. Ferner könnte die von Sir Moses Montefiore eröffnete, aber bald wieder eingegangene Leinweberei, die viel Gutes für die Zukunft versprach, unter guter Administration eine passende und einträgliche Beschäftigung für viele Personen werden. Nicht minder würde die Gründung eines mechanischen Institutes unter der Leitung eines europäischen Mechanikers sehr vortheilhaft sein. In einer solchen Anstalt würden

junge Leute manche Handwerke, die in Jerusalem besonders lohnend sind, wie die des Tischlers, Drechslers, Schlossers u. s. w. gründlich erlernen und sich dadurch sicher ernähren können. Besonders aber könnten in dieser Anstalt verschiedene, zu religiösen und anderen Zwecken brauchbare Gegenstände aus dem schönen Olivenholze und manchen Steinarten verfertigt werden, die als Produkte des jüdischen Gewerbfleisses in Jerusalem ohne Zweifel bei Millionen der Glaubensgenossen die wärmste Aufnahme finden würden.

Die Denkweise der jüdischen Bewohner Jerusalems legt der praktischen Ausführung dieser Vorschläge durchaus kein Hinderniss in den Weg. Alle ohne Ausnahme sehnen sich nach einer Aenderung der gegenwärtigen Verhältnisse und wünschen einen grössern Wirkungskreis, der ihnen die Möglichkeit gäbe, durch eigenen Fleiss sich ihre Lebensbedürfnisse zu verdienen und sich so von auswärtiger Hülfe zu emanicipiren. Eben so wenig sind sie durch ihre häufigen Andachtsübungen, zu welchen sie die anderorts dem Vergnügen gewidmete Zeit verwenden, an der Ausführung ihrer Berufsobliegenheiten verhindert.

Man rügte ferner die Abneigung der Juden Jerusalems gegen die Gründung europäischer Schulen und gegen Bildung überhaupt. Dies beruht auf einer unrichtigen Auffassung ihrer Ansichten. Auf meine Frage an die Rabbinen, warum sie ausländische Lehranstalten so sehr scheuten? erwiderten sie: „Wir fürchten nicht die Lehre, sondern die Lehrer.“ Sie erklärten, dass sie den Wissenschaften eben so wenig abgeneigt seien wie die grossen Vorfahren, welche neben der Lehre der Torah auch das Studium profaner Wissenschaften gepflegt hätten; sie möchten aber nicht die Wissenschaften auf Kosten der Religion erwerben. Dagegen wären sie bereit, ihre Kinder solchen Lehrern anzuvertrauen, die eine Approbation von gleichgesinnten rabbinischen Autoritäten in Europa besässen. Es ist übrigens begreiflich, dass die Juden in Jerusalem, die bekanntlich alles Weltliche, das mit der

Religion nicht in Einklang zu bringen ist, dieser zum Opfer bringen, sich bestreben, diese traditionell religiöse Richtung der Väter ungeschmälert auf ihre Kinder zu vererben und daher eine Invasion neureligiöser Ideen, die Einfluss auf die Jugend ausüben könnten, fürchten.

Was das gesellschaftliche Leben der Juden Jerusalems und ihre mit der hohen Religiosität eng verknüpfte Sittlichkeit betrifft, so sind diese über jede Kritik erhaben. Nur einige wenige Beispiele werden genügen, dies zu bekräftigen. Die Wohlthätigkeit ist in Jerusalem überaus gross. Zahlreiche wohlthätige Vereine, unter denen der Verein für Krankenpflege, der für Bekleidung der Waisenkinder und der zum Verleihen kleiner Beträge an Arme sich besonders auszeichnen, sind unermüdlich in ihrem erspriesslichen Wirken, das sich auch auf Nichtmitglieder der Vereine ausdehnt. Eben so geht das Streben der Privatleute, sogar unbemittelter dahin, den Dürftigen nach Kräften beizustehen; sie adoptiren Waisenkinder, statten arme Bräute aus, warten Kranke und reichen den Nothleidenden jede mögliche Unterstützung. Gastfreundschaft wird allgemein mit zuvorkommender Bereitwilligkeit geübt. Alle Fremden, sowohl Festbesucher, Ole Regalim, die zu den grossen Festen aus allen Städten des heiligen Landes nach Jerusalem pilgern, als auch neu angekommene Ausländer finden für einige Zeit bei den Einwohnern, auch bei ganz unbekannten, unentgeltliche Aufnahme. Die Genügsamkeit der Juden in Jerusalem ist bewunderungswürdig. In Alles sich fügend sind sie mit einem einzigen, halb dunkeln, höchst dürftig eingerichteten Stübchen zufrieden, wo sie ihr frugales Mahl, welches an Wochentagen gewöhnlich nur aus Vegetabilien besteht, auf einem Kohlenbecken von der Grösse und Form eines Cylinderhutes bereiten. Ihre häuslichen Mobilien und ihre Kleidung zeugen von gleicher Einfachheit und Dürftigkeit. So ertragen sie, nicht selten noch dazu von dem Mangel an gutem Wasser und kräftiger Nahrung, an Kohlen und solider Kleidung zur

gehörigen Erwärmung während des Winters heimgesucht, diese Lebensweise mit frommer Ergebung in den göttlichen Willen und aus Liebe zu dem Lande der Väter. Auch die wohlhabenden Eingewanderten sind durch die Ortsverhältnisse genöthigt, ein einfaches Leben zu führen und vielen Genüssen und Bequemlichkeiten der Heimath zu entsagen.

Wer diese Zustände an Ort und Stelle eine Zeit lang vorurtheilsfrei beobachtet hat, kann den Juden in Jerusalem — ich spreche von der Gesammtheit, ohne einzelne wenige Ausnahmen, die natürlich dort auch vorkommen, zu berücksichtigen — das Zeugniss nicht versagen, dass sowohl die Motive, die sie dahinführten, als auch ihr geduldiges Opferleben achtungswürdig sind. Denn es ist klar, dass dasjenige, was Menschen verschiedener Nationalitäten, Sprachen und Verhältnisse nach der h. Stadt führt, deren Milch- und Honigströmung schon längst versiegt ist, in der weder Gewinn noch Genuss, sondern Entbehrung und Drangsal den Fremdling erwarten, kein materielles, selbstsüchtiges Interesse, sondern nur ein geistiges, edleres Verlangen sein kann, das mächtiger als alle Lockungen sinnlicher Zwecke ist, und dass ihr freiwillig gewähltes Märtyrerthum mit dem häufigen Beten, Fasten und den vielfachen Entsagungen nur mit einer hohen, stetigen Selbstverläugnung durchgeführt werden kann, die auf einer tiefen unerschütterlichen religiösen Ueberzeugung beruht.

Ich schliesse diese Betrachtungen mit dem befriedigenden Bewusstsein, mit den vorliegenden Mittheilungen der Wahrheit zu ihrem Rechte verholfen und zugleich eine Pflicht der Menschlichkeit gegen die angegriffenen, wehrlosen Dulder erfüllt zu haben, deren frommes Leben ich fünfzehn Jahre hindurch als Augenzeuge wahrgenommen habe, und deren mannigfaltige Leiden zu mildern ich nach Kräften bestrebt war.

XI.

Lebensweise und Sitten der Orientalen.

Nahrung.

In Jerusalem zieht die untere Klasse des Volkes ihre Nahrung vorzüglich aus dem Pflanzenreiche. Die Grundbestandtheile derselben sind Brod, Reis, Bohnen und Linsen, mit Fett oder Oel gekocht. Zwiebel, Rettig, Knoblauch, Gurken, verschiedene Melonen bilden die gewöhnliche Würze dieses frugalen Mahles. Etwas Käse und saure Milch sind angenehme Beigaben aus dem Thierreiche. An Festtagen bildet Ziegen- oder auch Hammelfleisch die Leckerbissen der Armen. Noch genügsamer ist der Landmann und der wandernde Araber; ein wenig Mehl mit Wasser zu einem Teige angemacht und in der Asche geröstet, einige Datteln, etwas Honig und Oel, und bei den Reicheren mitunter Fleisch und Reis, bilden ihre ausschliessliche Nahrung. Die Tafel der wohlhabenden Städter ist gewöhnlich mit vielen Gerichten besetzt: Hammelfleisch, Hühner und Tauben sind die Hauptbestandtheile; dazu kommt immer der Reis und auch eine bedeutende Anzahl von Gemüsearten mit Fleisch oder Fett zubereitet.

Die Milch, Chalib, wird von den Arabern zum Kaffee nie getrunken, und es macht einen sonderbaren Eindruck, des Morgens geröstetes Brod in schwarzen Kaffee ohne Zucker tauchen und mit sichtbarem Wohlbehagen verzehren zu sehen.

Die Europäer müssen sich mit Ziegenmilch begnügen, da Kuhmilch nicht zu haben ist. Die sauer gewordene Milch, Leben, geniessen die Araber in grosser Menge mit rohen Gurken oder mit dem Braten. Der aus der Ziegenmilch gemachte Käse ist nicht schmackhaft. Die frische Butter ist ausser der Regenzeit selten zu finden. Aus dem Samen des Sesam wird in einer Oelmühle die gelbe Sesambutter, Tachineh, gepresst, die mit Brod, Honig und Feigen genossen wird. Durch weiteres Stampfen gewinnt man aus der Butter das Sesamöl, Siridsch, das man zur Bereitung der Speisen häufig nimmt. Zu demselben Zwecke wird auch das animalische Fett aus dem Fettschwanze der Schafe gebraucht.

Das Fleisch, welches man in Jerusalem geniesst, wird von Schafen oder Ziegen genommen. Rindfleisch und Kalbfleisch gehören zu den grössten Seltenheiten. Fleischsuppe nach europäischer Art bereiten die Araber nicht. Das Fleisch wird sehr stark gekocht, damit es sich, weil die Orientalen weder Messer noch Gabel zum Essen gebrauchen, ohne Mühe von den Knochen ablösen lässt. Hühner und Eier werden häufig gegessen. Fische werden sowohl im gesalzenen als frischen Zustande gespeist; sie sind aber nur höchst selten von besonderer Güte.

Von Vegetabilien werden folgende gebraucht: Weizen, Reis, Linsen, Erbsen, Bohnen, rothe, weisse, gelbe Rüben, Rettig, Zucker- und Wassermelonen, die Gurke, Bamia, Artischocke, Spinat, Kohl, Malva, Paradiesäpfel, Salat, Zwiebel, Knoblauch, Feigen, Trauben, Datteln, Granatäpfel, Oliven, Pfirsiche, Mispeln, Pistacien, Nüsse, Mandeln, Orangen, Citronen. Kartoffeln liebt der Araber nicht; sie werden kaum angebaut und nur manchmal von auswärts für die Europäer zugeführt. Besonders eigenthümlich ist es, dass die Bevölkerung mit grosser Vorliebe die Salatpflanze, sowie die Gurken roh und ohne weitere Zubereitung geniesst; diese Sitte ist so weit verbreitet, dass die untersten Klassen im Sommer und Herbst mit diesen und den Früchten ihr Leben fristen.

Ein Hauptnahrungsmittel ist der Reis, der in verschiedenen Zubereitungen gegessen wird. Am häufigsten speist man ihn als Pilaw mit Fett bereitet, ein Gericht, das auf keinem orientalischen Tische fehlt. Kuskusu besteht aus Weizenmehl, das mit Eiern zu Brosamen geformt längere Zeit aufbewahrt wird; besonders essen es Frauen, um fett zu werden. Frik nennt man den Weizen, welcher unreif geschnitten und in der Sonne getrocknet wird. Das Brod wird fast immer im Hause bereitet und dann zum Backen dem Bäcker übergeben. Dieser selbst macht eine schlechtere Qualität aus Weizen mit Dura (Holcus Sorghum) gemischt, ohne die Hülsen sorgfältig zu entfernen, und eine bessere, die aus reinerem Weizenmehl besteht. Das Brod lässt viel zu wünschen übrig; es wird ohne Sauerteig bereitet und in der Form runder Kuchen, Pita genannt, weich gebacken. Weit besser als das Brod der Araber schmeckt dasjenige, welches die Juden mit Sauerteig bereiten.

Eine sehr beliebte Speise ist die Chalwa, deren es mehrere Arten giebt. Ihre Bestandtheile sind die Chalwawurzel (Arek Chalwa), Traubensyrup, Sesambutter und Nusskerne. Ausser dem Bienenhonig giebt es noch einen Traubenhonig oder Dibes, eine Art Syrup, der aus dem Traubensafte bereitet wird. Scherbet ist Wasser mit eingesottenen Früchten oder ihrem Safte vermischt. Man labt damit im Sommer die Gäste und lässt eine Tasse Kaffee folgen. Eine Abkochung von Süssholz, Moi es-Sus, und ein Absud von der Schote des Johannisbrodbaumes, Moi Charub, werden als kalte Getränke und eine Abkochung der Salepwurzel, Moi-Salep, wird mit Honig versüsst als warmes Getränk auf dem Markte verkauft. Compots liebt der Araber; jedoch geniesst er mehr den Saft als die Früchte. Rosen-Conserve fehlt selbst bei den Armen nicht; bei den höheren Ständen findet man verschiedene Arten von eingesottenen Früchten, denen auch Moschus beigemischt ist.

Ein kleines Tabouret, über welches eine kreisrunde Tafel

von Holz oder verzinntem Kupfer gestellt wird, bildet bei den mittleren Ständen den Esstisch; um ihn setzen sich die am Mahle Theilnehmenden mit gekreuzten Beinen auf den Fussboden, der mit einem Teppich, oder bei Unbemittelten mit einer Strohmatte belegt ist. Bei den höhern Ständen nimmt der Herr des Hauses, vom Harem abgesondert, sein Mahl ein; er sitzt auf der Ottomane, indem ihm das Diner auf erwähnter, ihm zur Seite über einen flachen Polster gelegten Tafel servirt wird, so dass neben ihm noch ein bis zwei Personen am Mahle theilnehmen können. Für Jedermann ist ein Stück Brod vorbereitet. Gewöhnlich ist nur der Löffel im Gebrauche, da der Braten mit den Fingern in Stücke losgerissen wird, und sogar die Gemüse mittelst kleiner Stücke Brod unter Nachhülfe der Finger zum Munde geführt werden. Eben so wenig kennt man einen Teller, da Jeder seinen Antheil mit dem Löffel aus der Schüssel nimmt. Die Speisen werden in verzinnten Kupfergeschirren, in Steingut- oder Porzellan-Schüsseln aufgetragen. Nur wenn Europäer eingeladen sind, wird nach abendländischer Sitte der Tisch gedeckt; auch Messer und Gabel fehlen da nicht, obwohl es nur wenige Orientalen verstehen, sie bequem zu handhaben. Wie in Europa nach der Rangordnung servirt wird, so greifen in ähnlicher Reihenfolge die orientalischen Tischgenossen mit dem Löffel nach dem Pilaw oder mit den Fingern nach dem Braten, und zwar stets nur mit den Fingern der rechten Hand, da die linke, als bei der Reinigung der geheimen Körpertheile thätig, zum Ergreifen der Nahrungsmittel nie gebraucht wird.

Die Orientalen beginnen ihre Hauptmahlzeit mit dem Braten und enden sie mit dem Pilaw, wobei die Zwischengerichte ohne bestimmte Ordnung auf einander folgen. Sie trinken meistens nicht während der Mahlzeit, sondern erst nach derselben. Flaschen und Gläser sind auf einem orientalischen Tische nicht zu sehen; wer trinken will, verlangt Wasser, welches Allen aus einem Glase gereicht wird. Sel-

ten wird man einen Araber stehend trinken sehen; er glaubt, dies bringe den Füssen Schaden. Der Wein und der Branntwein haben bei den Mohammedanern Eingang gefunden, besonders wird der letztere mit Vorliebe getrunken. Nach der Mahlzeit wird Jedem ein Waschbecken mit Giesskanne vorgehalten; man seift sich die Hände, die Zähne und den Bart ein, reinigt dieselben, schlürft aus der flachen Hand Wasser, um sich den Mund auszusptülen und trocknet sich ab, um die schon in Bereitschaft stehende Pfeife in Empfang zu nehmen, welcher der Kaffee folgt.

Der Orientale isst, auch wenn er den höhern Ständen angehört, schnell und wird von der Mahlzeit so sehr gefesselt, dass er auf die an ihn gestellten Fragen kurz oder gar nicht antwortet. Bei Tische laut zu rülpsen gilt für keine Unschicklichkeit. Guten Appetit zu wünschen ist nicht gebräuchlich. Der Moslem setzt sich zum Mahle mit den Worten, die vor jeder Arbeit gesprochen werden: „Mit der Erlaubniss Gottes sei es begonnen;“ nach der Mahlzeit sagt der Gast oder Untergebene zum Herrn des Hauses: „Gott überhäufe Dich mit Segen.“

Der Moslem steht mit Tagesanbruch und auch noch früher auf. Nach dem Aufstehen nimmt er Kaffee ein und Männer wie Frauen rauchen ihre Pfeife dazu. Mittags geniesst er nur Brod, Käse, Eier, saure Milch, am Abend das Hauptmahl. In dem Fastenmonate, Ramadan, sind dem Moslem vom Aufgange der Sonne bis zu ihrem Untergange Speise, Trank und Pfeife untersagt; daher wird die gewöhnliche Ordnung dahin verändert, dass zwischen Abend und Morgen zwei Mahlzeiten genossen werden. Vor Sonnenaufgang geht man zu Bette, um die Hälfte des Tages mit Schlafen hinzubringen. Der von täglichem Lohne lebende Mohammedaner schläft nur eine kurze Zeit zwischen dem ersten und zweiten Mahle und bringt den Tag über trotz der grössten Hitze oder Kälte (das mohammedanische Jahr hat zehn Tage weniger als das unsrige, daher fällt der Ramadan successive

in alle Jahreszeiten) in der Betreibung seines Berufes zu. Obwohl Kranke nicht verpflichtet sind zu fasten, so finden sich doch manche, die sich nicht entschliessen können, im Verlaufe des Tages ihre Arzenei zu trinken. Die Griechen und Armenier sind in der Beobachtung ihrer Fasten sehr streng; sie leben zu dieser Zeit nur von im Wasser gekochten Hülsenfrüchten und gesalzenen Fischen und bedienen sich statt des Fettes des Sesamöles.

Im Allgemeinen findet man in der arabischen Küche wenig Feinschmeckerei. Vielesser sind unter den Orientalen sehr häufig, daher auch gastrische Leiden nie fehlen. Betrachtet man überhaupt sämmtliche oben erwähnte Nahrungsmittel, so ist daraus ersichtlich, dass der grosse Verbrauch von Reis in allen Formen und der bedeutende Genuss von Brod und Gemüse, bei den wohlhabenden, ein ruhiges Leben führenden Städtern die Fettabsonderung vermehren müssen; daher finden sich sowohl bei den Moslemin als bei den Armeniern, deren Sitten und Gebräuche einander ähnlich sind, die runden strotzenden Formen sehr ausgebildet.

Genuss betäubender Stoffe.

Die orientalischen Völker haben von jeher narkotische Stoffe gebraucht, welche den Menschen die Wirklichkeit mit ihren Leiden vergessen machen und in einen Zustand der Betäubung versetzen. So war bei den Indiern seit ältester Zeit ein Mittel im Gebrauch, welches, ähnlich den Chloroform-Einathmungen, den zu operirenden Patienten auf eine kurze Zeit unempfindlich machend, den blutigen Vorgang leichter ertragen liess. Dieses Mittel hiess Esrar, das Geheimniss, und ist jetzt als die Cannabis Indica erkannt. Die jetzt lebende Generation macht von dem indischen Hanfe Gebrauch, jedoch nur zur Betäubung der Sinne, um in einer Traumwelt zu schwelgen und wenigstens in dieser sich der Realisirung sehnlichster Wünsche zu erfreuen. Aus dieser

Pflanze wird die bei den Orientalen mit dem Namen Haschisch bezeichnete Masse bereitet, von der eine kleine Quantität abgeschabt und mit dem Rauchtaback vermischt wird.

Die ersten Versuche im Genuss des Haschisch bringen, wie die ersten Uebungen im Tabakrauchen, unangenehme Empfindungen hervor. Fortgesetzte Uebung befähigt aber den Organismus zur Aufnahme des Giftes, ohne dass bei mässigem Gebrauch Abnahme der Verstandeskräfte oder Lebensverkürzung nothwendige Folgen sind. Im Gegentheil gilt es als ausgemacht, dass gewohnheitsmässiger Gebrauch, wenn die gehörigen Schranken eingehalten werden, lebhafte Gesichtsfarbe, guten Appetit und vermehrte geschlechtliche Potenz erzeuge; dass er die Phantasie anrege, zu Heiterkeit und Frohsinn stimme und dem Geiste eine gewisse Schwungkraft verleihe. Eben so gewiss aber wirkt der übermässige Genuss deprimirend auf den Körper, wie auf den Geist. Das Gesicht wird fahl, das Auge matt und stier, das Blut verdirbt, Appetit und Zeugungskraft nehmen ab; Niedergeschlagenheit, Zaghaftigkeit und Mangel an Energie kennzeichnen den Haschischgeniesser, er endet in Melancholie und Blödsinn. Eine eigenthümliche Wirkung des Haschisch sind die Visionen und Sinnestäuschungen. Das Auge des Berauschten sieht, sein Ohr hört anders. Ein kleiner Stein im Wege erscheint ihm als gewaltiger Felsblock, den er mit hocherhobenen Beinen zu überschreiten sucht, ein schmaler Rinnsal als breiter Strom, er begehrt ein Schiff, das ihn ans andre Ufer trage, die menschliche Stimme erschallt ihm wie Donnergeroll ins Ohr u. dgl.

In Jerusalem wird nur selten Haschisch geraucht; häufigern Gebrauch macht man von dieser Substanz in Damaskus. Eben so sind nur Wenige dem Laster des Opiumrauchens ergeben; jedoch legt man nicht selten unter die oberste Schichte des Tabaks eine Composition von Ambra, Moschus und Rosenöl, die den narkotischen Effekt des Tabaks steigert.

Opiumesser giebt es in mehreren Gegenden Kleinasiens, besonders in jenen, die sich durch die Opiumcultur auszeichnen. Nach und nach die Dosis erhöhend gelangen sie bis auf zwei Gramm der besten Sorte Opium täglich. Es wird ihnen so zum Bedürfniss, dass sie des Morgens arbeitsunfähig sind, bevor sie nicht die entsprechende Quantität zu sich genommen haben. Wird der Gebrauch längere Zeit fortgesetzt, so erscheint das Individium als ein mageres, hohlängiges Wesen mit vorwärtsüberhängendem Körper; Appetitlosigkeit, Schwellung der Unterleibsorgane, hartnäckige Constipation, schlaffe Haut, Störung der geistigen Functionen und frühzeitiger Marasmus mit Hydropsie sind die natürlichen Folgen dieser Excesse. Im Fastenmonate, Ramadan, nehmen die Opiumesser vor Tagesanbruch drei Opiumpillen zu sich, wovon die eine bloss, die zweite einfach in Papier, die dritte doppelt eingehüllt ist, und glauben sich durch dieses Verfahren einen bis Abend dauernden Narkotismus zu sichern.

Der Tabak wird in Jerusalem sehr häufig aus langen Pfeifen geraucht. Mit wenigen Ausnahmen rauchen alle hier lebenden Nationen; der Muselmann zeichnet sich jedoch durch besondere Vorliebe dafür aus. Fast eben so unentbehrlich wie Speise und Trank dünkt ihm die Pfeife. Sei es, dass er allein ist, oder sei es beim Abschlusse eines Geschäftes, bei der Unterhaltung, beim Empfang von Besuchen, nie darf die dampfende Pfeife fehlen. Im Gefolge der höhern Personen befindet sich ein Bedienter, der den Gebieter mit zwei fertig gehaltenen, in einem Tuchbeutel verschlossenen Pfeifen und mit einer Tabaksprovision begleitet; Leute aus dem Volke tragen dieselbe, in mehrere Stücke zerlegt, bei sich. Der Pfeifenkopf ist immer aus Thon; nur die Röhren sind verschieden, bei Armen aus Ahorn, bei Vermögenden aus Weichsel oder Jasmin. Die Mundstücke sind aus Bein, Glas, Stein oder Bernstein angefertigt. Die letzteren sind die gesuchtesten und theuersten. Ihr Preis steigt nach ihrer

Grösse, Form und Farbe; man sieht sie bei Reichen mit Brillanten verziert, so dass sie oft einen Werth von 1000 Thalern haben. Geschenke der Wohlhabenden unter einander werden meist in dieser Form gegeben.

Die Pfeife trägt zur Verherrlichung des morgenländischen Glanzes viel bei; sie passt zu dem ernstblickenden, würdevoll auf der Ottomane sitzenden Orientalen sehr gut; sie giebt ihm denselben Vortheil, den der Abendländer im Tabakschnupfen hat, die Zeit zu gewinnen, um eine schickliche Antwort zu geben, einen Unwillen, eine Verlegenheit zu verbergen; sie erquickt ihn bei Hunger und Kälte, kühlt ihn bei der Sommerhitze, stärkt sein Herz im Drangsale; sie ist sein Trost, seine Labung in allen Lagen des Lebens. Jedem Gaste wird sie gereicht; sie einem Fremden nicht anbieten, heisst ihn missachten. Nur dürfen die Familienglieder in Gegenwart des Familienhauptes nicht rauchen, ohne besonders von ihm dazu aufgefordert zu sein. Bei Abstattung von Besuchen wird dem Gaste Pfeife mit Kaffee präsentirt, nicht minder dem Arzte, bevor er in das Krankenzimmer geführt wird; dieselbe ablehnen gilt als eine Unhöflichkeit, selbst wenn man nicht Raucher ist. Der Diener tritt mit glimmender Pfeife, das Mundstück gegen sich haltend, in das Empfangszimmer; in der linken Hand trägt er eine messingene Tasse, die unter die Pfeife gestellt wird, um das Verbrennen der Teppiche zu verhüten. Ist er vor dem Fremden angelangt, so setzt er den Pfeifenkopf auf den Boden, das obere Ende des langen Rohres an den Mund des Gastes bringend; dann legt er die Pfeife auf das erwähnte Tellerchen. Die orientalischen Frauen rauchen fast alle die Pfeife.

Das Cigarrenrauchen ist unter den Orientalen weniger im Gebrauch; thun sie es, so ziehen sie die Papiercigarretten den gewöhnlichen Cigarren vor. Der Tabak in Jerusalem ist einer auf dem Libanon wachsenden Species, Tutun Dschebel, entnommen; er ist von sehr guter Qualität, hat viel Aroma und gewinnt durch das Alter an Güte. Eine Bei-

zung, welcher der Tabak in Europa unterworfen wird, kennt man nicht.

Eine besondere Eigenthümlichkeit des Morgenlandes ist das Nargileh, ein Apparat, dessen Bestimmung ist, den durch Wasser gehenden Tabakrauch, durch ein langes Rohr noch mehr abgekühlt, in den Mund gelangen zu lassen. Die in einen langen metallenen Hals auslaufende Thonpfeife sitzt auf einer an den Fussboden gestellten Flasche, die zur Hälfte mit gewöhnlichem oder Rosenwasser angefüllt ist; vom Halse der Pfeife reicht bis unter das Niveau des Wassers ein Rohr, welches den Rauch durch dasselbe leitet. Am oberen Seitentheile der Flasche ist ein mehrere Ellen langes, biegsames Rohr angebracht, das mit einem Mundstück aus Holz, Bernstein oder Silber versehen ist.

Der Tabak, der mit dem Nargileh geraucht wird, ist eine Tombakipflanze, die dem Genus Nicotiana angehört. Die beste Qualität des Tombaki gedeiht in Persien, besonders wächst in der Provinz Laar, südlich von Schiraz, die beste Sorte, der Tombaki Schirazi, welcher den Grossen des Reiches als Geschenk zukommt und nur selten hierher gelangt. Aus einer gewöhnlichen Pfeife kann der Tombaki seines starken Nicotingehaltes und des unangenehmen scharfen Geschmacks wegen nicht geraucht werden; man bedient sich daher des Nargileh, in welchem der durch das Wasser gehende Dampf sich abkühlt und einen Theil seiner narkotischen Kraft verliert. Auf die Pfeife des Nargileh legt man etwa 2 Drachmen des mit Wasser angefeuchteten und tüchtig durchgekneteten Tabaks und bedeckt die Masse mit gut ausgeglühten Kohlen, so dass diese ganz langsam verbrennt.

Diese Art Tabak zu rauchen erfordert zeitweise tiefgezogene Einathmungen, durch welche der Dampf in die Lungen und den Magen gelangt, um ihn durch den Mund und die Nase wieder zu entfernen, daher sagt der Araber „Tabak trinken“ und nicht Tabak rauchen. Für den kundigen Raucher, der den eingeathmeten Dampf eine Weile in der Lunge

zurückhält und dann langsam herausgehen lässt, reichen sechs bis acht Züge hin, um ihn in den für die Orientalen glückseligen Zustand der beginnenden Narkose zu versetzen. Nicht selten sieht man auch Europäer und sogar europäische Frauen im Genusse des Nargileh schwelgen. Unterhaltend ist für die Raucher das fortwährende Gemurmel, welches die gegenseitige Berührung der Luft und des Wassers hervorbringt, sowie die hüpfende Bewegung von Rosenblättchen, welche hierzu in letzteres gelegt werden.

Das Nargileh ist in wohlhabenden Häusern reich verziert und mit grossem Luxus ausgestattet; die Flasche ist bald von einem silbernen Gehäuse umgeben, bald ist der obere Theil von Silber und manchmal mit Edelsteinen besetzt. Eigene Diener werden gehalten, welche mit Reinigung des Apparates, mit Zurechtmachen und Darreichen desselben sich beschäftigen. Der Unbemittelte raucht aus einem einfachen Hand-Nargileh, welches aus einer hohlen Cocusnuss als Wasserbehälter und aus einem zwei Fuss langen, hölzernen Rohr besteht.

Die dem unmässigen Genusse des Tabaks im Allgemeinen zuzuschreibenden Folgen sind: schlechte Zähne, Störung der Verdauung und ein frühzeitig sich entwickelndes Phlegma. Aus unmässigem Nargilehrauchen entstehen chronische Bronchialkatarrhe und Emphyseme nebst deren Folgen. Dagegen ist das mässige Nargilehrauchen bei Anlage zu Tuberculose von grossem Nutzen.

Der Genuss des Kaffees ist in Jerusalem, wie im Orient überhaupt, ein wichtiger Theil der nothwendigsten Lebensbedürfnisse; ohne ihn und die Pfeife ist im Sinne des Morgenländers kein Wohlbehagen denkbar; sind diese beiden vorhanden, so wird der herbste Kummer vergessen, und in den durch sie erregten lebhaften Phantasiebildern liegt der glückselige Kef, das summum bonum der Orientalen. Mit ihnen tractirt der Freund den Freund, durch sie wird der Gast geehrt und unter ihrem Einflusse werden die wichtigsten Angelegenheiten des Lebens geschlossen.

Abgesehen von der vortrefflichen Qualität des Kaffees, liegt es besonders in der Art und Weise der Bereitung, dass sich mancher Europäer leicht an die arabische Zubereitung desselben gewöhnt. Der gebrannte und grob gestossene Kaffee wird in reichlicher Menge in ein Gefäss gethan, siedendes Wasser darüber gegossen, das Ganze zum Aufwallen gebracht und dann mit einigen Tropfen kalten Wassers versetzt, hierauf umgerührt und ohne Zucker in kleinen porzellanenen Tässchen, die in metallenen Bechern sitzen, servirt. Der Bediente überreicht diese Schale mit der rechten Hand, die linke an seine Brust drückend. Die metallenen Becher, in denen die kleinen Tassen sitzen, sind nicht selten mit grossem Luxus ausgestattet; sie sind bei Wohlhabenden aus Silber oder Gold verfertigt und sogar mit Edelsteinen besetzt. Der Kaffee ist siedend heiss, zeigt oben einen hellbraunen Schaum, so dass er wie Chocolade erscheint, und schmeckt substanziös und duftig. Der nach dieser Methode bereitete Kaffee lässt die Vermischung mit Milch nicht zu; er behagt jedoch auch dem europäischen Gaumen, wenn Zucker hineingegeben und dieser damit gekocht wird.

Der häufige Genuss des an und für sich starken und im hohen Grade concentrirten Kaffees, von welchem manche Personen während des Tages etwa 30 Tassen consumiren, greift das Nervensystem an und allgemein schreibt man ihm auch Schwächung der geschlechtlichen Potenz zu.

Wollte man von den Einrichtungen europäischer Kaffeehäuser auf die im Oriente schliessen, so würde man sich sehr täuschen. Das Kaffeehaus in Jerusalem', wie fast im ganzen Morgenlande, ist nichts anderes, als eine gegen die Strasse hin offene, rauchgeschwärzte Bude. Die Mauern entlang ziehen sich hölzerne Bänke mit Strohdecken und einigen mit Kattun überzogenen Polstern. In der Ecke neben dem Eingange siedet in einem kupfernen Gefässe Wasser. Der Diener bringt, ohne dass es gefordert wird, dem Gaste das Nargileh und kocht vor seinen Augen den Kaffee, den

er dem Gaste mit der üblichen, höflichen Handbewegung an Brust und Stirn und nur auf Verlangen mit Zucker reicht. Eine solche Tasse des edelsten Trankes nebst dem Nargileh kostet zehn Para, deren 24 erst zehn Pfennige geben. Zuweilen sitzen einige Musikanten da, die das Tambourin und eine Zither schlagen, eine schrille Pfeife blasen und unmelodischen arabischen Gesang schreien. Ein Erzähler pflegt gewöhnlich eine Geschichte aus den Kreuzzügen, oder ein Märchen aus einem Buche, oder auch aus dem Gedächtnisse vorzutragen. Abends ist der rauchgefüllte Raum mit einigen Lampen erhellt, die auf einem rohbemalten hölzernen Hängeleuchter angebracht sind. Im Hintergrunde eines solchen Kaffeehauses befindet sich nicht selten ein Raum, wo ein Gast sein Pferd, oder seinen Esel hinstellt und das Thier füttern lässt. Die Bewirthung beschränkt sich nur auf schwarzen Kaffee mit Nargileh. Zeitungen lesen, Billard oder Karten spielen kann man dort nicht, da der Orientale sich mit Politik nicht beschäftigt, das Billard nicht kennt, das Kartenspiel nicht liebt und nur der Pfeife, des Kaffees, sowie der Conversation wegen den Ort besucht.

Die geistigen Getränke werden in Jerusalem zumeist von Nichtmohammedanern getrunken. Dem Moslem ist, wie bekannt, der Wein durch das Religionsgesetz verboten; allein wie streng auch der Koran das Weintrinken untersagt, so giebt es doch einzelne Mohammedaner, die den Wein im Geheimen trinken, andere, die zum Branntwein greifen, dessen Genuss sie für minder sündhaft halten. Während des Tages wagt man selbst im Geheimen nicht, dem Wein zuzusprechen; man fürchtet, sich durch die Ausdünstung zu verrathen; deshalb wurde ich oft um ein Mittel gegen den Weindunst befragt. Wie leicht aber auch mancher Muselmann sich über das Verbot des Weingenusses hinwegsetzen mag, so wird er doch ängstlich besorgt sein, dass kein Tropfen auf seine Kleider falle; denn diese werden dadurch unrein und dürfen, bevor sie gewaschen sind, nicht wieder in Gebrauch genommen werden.

Der meiste in Jerusalem getrunkene inländische Wein ist roth; der weisse ist sehr stark und wird gewöhnlich nur mit Wasser vermischt genossen. Die Stadtbewohner, sowohl Juden als Christen, kaufen in der Umgegend die Trauben, aus denen sie in der Stadt den Wein bereiten. Weinpressen giebt es nicht; die Trauben werden mit den Füssen zerstampft, hierauf wird der Saft sammt dem grössten Theil der Hülsen in grosse irdenen Krüge geschüttet und an einem kühlen Ort der Gährung überlassen. Die Mönche in den Klöstern halten den Wein in Fässern, die, um das Sauerwerden zu verhüten, vorher mit Schwefel geräuchert werden. Dieser mangelhaften Bereitung muss man es zuschreiben, dass trotz der vortrefflichen zuckerhaltigen Trauben die Weine im Durchschnitt nur eine mittelmässige Qualität erreichen; sie sind meistens sehr alkoholhaltig, sehr stark und schwer, so dass sie leicht berauschen. Aus Mangel an guten Kellern bleibt der Wein nicht lange gut; bei der hohen Lufttemperatur hält er sich meist nur ein Jahr; drei bis vier Jahre alte Weine sind selten. Der Branntwein wird aus den Weintrestern bereitet.

Im Allgemeinen ist bei den Einwohnern Jerusalems der Verbrauch von Wein und Branntwein nicht übermässig gross; einen grossen Theil der bereiteten geistigen Getränke consumiren die Pilger, besonders die aus den griechischen Provinzen und der Wallachei. Wirkliche Säufer giebt es unter den Einheimischen nicht, und Fälle von Delirium tremens sind mir nie vorgekommen.

Hauseinrichtungen.

Das Mobiliar eines orientalisch eingerichteten Wohnzimmers besteht fast nur aus den Ottomanen rings um die Wände und den Teppichen, oder den Matten aus Palmblättern bei den Armen, mit welchen man den Fussboden bedeckt. Ist ein Zimmer mit diesen gehörig versehen, so ist

es auch nach orientalischen Begriffen vollkommen möblirt, denn von anderen Möbeln und ihrem Gebrauch versteht der Orientale nichts. Er schafft wohl, in Nachahmung der Europäer, einige Rohrstühle an, macht aber fast nie Gebrauch davon. Bettstellen hat er nicht; das Bett wird zur Nachtzeit am Boden bereitet und des Morgens wieder entfernt. Nur für Kinder giebt es in den wohlhabenden Häusern hölzerne Wiegen, ungefähr von derselben Form wie bei uns; bei den Unbemittelten stellt die Wiege eine Art Hängematte vor; an zwei von den Zimmerecken ausgespannten Schnüren hängt das Bettchen, welches mittelst einer anderen daran befestigten Schnur, die man hin und her zieht, geschaukelt wird. Als Schränke dienen die in den Mauern angebrachten Nischen; in diese werden der Bettbedarf und die zum täglichen Gebrauch bestimmten Kleider, in Tücher eingewickelt, hineingelegt, während der übrige Vorrath in Koffern aufbewahrt wird. Die Häuser der eingewanderten Europäer sind mehr oder weniger nach abendländischer Art möblirt.

Zum Feuern in der Küche und zur Erwärmung in den Wohnzimmern gebraucht man fast allgemein die Holzkohlen. Zur Erhöhung der Zimmertemperatur bedient man sich des Feuers von Kohlen, welche gut ausgeglüht, mit Asche bestreut, in kupfernen oder irdenen eigens zu diesem Zwecke verfertigten Gefässen, Mangal, in die Mitte des Zimmers gestellt und nach Bedürfniss erneuert werden. Zur Vermeidung des üblen Geruches werden auf die glühenden Kohlen Citronenschalen gelegt. Das Mangal der Wohlhabenderen ist ein zierliches grosses Gefäss von Kupfer, das auf einem tellerförmigen Fuss ruht. Bei den Armen ist das Mangal ein cylinderförmiges, irdenes Gefäss, welches auch zum Kochen dient. Diese Erwärmungsart ist nicht unangenehm; nur muss man Acht geben, wenn man sich nicht Kopfschmerzen, oder noch schlimmere Folgen zuziehen will, dass die Kohlen vollständig zur flammenlosen Gluth ausgebrannt seien. Handwerker und Kaufleute, die sich frei im Bazar beschäftigen,

setzen in ihre Nähe Kohlentöpfe, an denen sie die erstarrten Hände wärmen.

In dem Harem hat man hin und wieder einen eigenthümlichen Wärmeapparat, den Tandur. Dieser ist ein runder oder viereckiger Tisch, unter welchen man ein Mangal mit gut ausgeglühten und mit Asche bedeckten Kohlen stellt; der Tisch ist mit mehreren Decken überzogen, die bis zur Erde reichen und so die Hitze nicht entweichen lassen. In dem dadurch gebildeten Raum finden vier Frauen, kreuzweise gelagert, vollkommenen Platz; nur der Kopf und die Hände bleiben frei; zur Lehne dient ein Polster oder ein Bündel Wäsche. Während des Winters verlassen manche orientalische Frauen nur selten den Tandur; an diesem bringen sie ihre Zeit zu, empfangen Besuche, nehmen ihre Mahlzeiten ein und schlafen auch darunter. In ökonomischer Beziehung ist der Nutzen des Tandurs bedeutend, da mit wenig Kohlen eine Familie sich während des ganzen Tages erwärmen kann, weniger ist derselbe der Gesundheit zuträglich. Varicositäten, Anschwellungen der unteren Extremitäten und manche Genitalleiden sind oft die Folgen dieser Sitte.

Zur Beleuchtung der Zimmer brennt man meist Sesam- oder Olivenöl, in den besseren Häusern auch Stearin- oder Wachskerzen. Gewöhnlich hängt von der Mitte der Kuppel eine Lampe herunter, die aus einer mit Oel gefüllten, mit einem oder mehreren Dochten versehenen Glasschüssel besteht und nur ein spärliches Licht verbreitet. In der neuern Zeit ist die Beleuchtung mittelst Petroleum in manchen Häusern in Gebrauch gekommen.

Der Abort ist, wie im Orient überhaupt, für den Europäer sehr unbequem. In der Mitte des Bodens befindet sich ein länglicher Ausschnitt, der zu beiden Seiten mit einem Stein zum Daraufstellen der Füsse versehen ist, weil sich der Muselmann zur Verrichtung seiner Nothdurft nicht setzt, sondern niederhockt. Auch die excretio urinae verrichtet er in derselben Stellung, aus Furcht, seine Kleider zu be-

schmutzen, wodurch er unrein würde. Den Abort, der sehr rein gehalten wird, betritt er mit hölzernen Sandalen, um die Fusssohlen nicht zu verunreinigen. Die Reinigung der geheimen Theile wird nur mittelst Wasser bewerkstelligt. Zu diesem Behufe trägt jeder eine kupferne Kanne mit langem Rohr bei sich, oder lässt sich dieselbe nachtragen. Niemand unternimmt eine Reise, ohne diese unentbehrliche Kanne mit sich zu führen.

Kleidung und Schmuck.

Die Kleidung der orientalischen Bewohner Jerusalems ist im Allgemeinen von den Veränderungen, welche die Mode in Konstantinopel und in anderen grossen Städten des türkischen Reiches herbeigeführt hat, verschont geblieben und trägt noch immer den Stempel der alten morgenländischen Tracht an sich.

Der Orientale beobachtet das Entgegengesetzte der im Abendlande geltenden hygienischen Regel „Halte den Kopf kalt, die Füsse warm"; er hält den Kopf sehr warm, die Füsse kalt. Die absolute Zweckmässigkeit dieser im Abendlande allgemein anerkannten Regel wird dadurch widerlegt, dass im Orient ganze Nationen dem umgekehrten Grundsatze huldigen und trotzdem einer guten Gesundheit und einer langen Lebensdauer sich erfreuen. Jedoch lässt sich dieser Contrast in den occidentalischen und orientalischen Grundsätzen leicht erklären, wenn man bedenkt, wie gross die Macht der Gewohnheit ist; es ist offenbar, dass jeder Körpertheil, der von frühester Jugend auf kalt oder warm gehalten wird, das Entgegengesetzte nicht ungestraft verträgt. So zieht sich der Orientale durch Entblössung seines Hauptes leicht einen Katarrh der Luftwege, oder eine Augenentzündung zu, während er ohne Nachtheil mit blossen Füssen auf dem kalten Steinboden einhergehen kann. Als der Sultan Muhamed seine Soldaten zwang, den Turban mit dem Fes

zu vertauschen, erkrankten viele an Augenentzündungen, die oft mit Blindheit endigten.

Für den wichtigsten Theil der Kleidung gilt die Kopfbedeckung. Sie besteht bei den Männern aus einer weissen, leinenen Mütze (Takieh), die auf dem rasirten Schädel getragen wird, einer weissen Filzmütze (Labadeh) über der Takieh und der rothen wollenen Mütze (Tarbusch), die mit einer Troddel versehen ist; mithin trägt man drei Mützen über einander. Unten um die rothe Mütze oder um die Ohren und Stirn wird das lange Musselintuch, der Turban (Keffeh), mehrfach gewunden. Dieser ist gewöhnlich weiss mit weissen herunterhängenden Fransen, grün bei den Effendis, welche Nachkommen Alis sind. In den Turban wird gewöhnlich der Zahnstocher und Ohrlöffel, manchmal auch der Kamm gesteckt. Der Turban wird so getragen, dass er den grössten Theil der Ohrmuscheln verbirgt, wodurch diese, von frühester Jugend auf an den Schädel gedrückt, flach und anliegend werden. Einen Gast barköpfig oder in der weissen Kappe, Takieh, zu empfangen gilt für höchst unschicklich; daher ist das Erste, was der Orientale bei Anmeldung von Gästen thut, dass er den Turban aufsetzt und in die gehörige Positur bringt. Die Beamten und das Militär machen eine Ausnahme; sie trägen alle keinen Turban, sondern den Fes, Tarbusch, allein. Auch manche Civilpersonen von der jüngeren Generation haben diese militärische Tracht angenommen.

Der Hals wird frei getragen oder mit einem dünnen Tuch strickartig umwickelt. Ueber dem kurzen, nur bis an den Nabel reichenden Hemde wird zunächst die mit vielen Knöpfen versehene Weste (Sadrieh) getragen, und dieser folgt eine Jacke (Mantian), die aufgeschlitzte Aermel hat. Darüber trägt man den Rock (Kombas) von Baumwollenstoff, Tuch, Seide und von verschiedener Farbe. Der Kombas ist lang und weit, einem Schlafrock ähnlich, am schmalen stehenden Kragen mit drei Knöpfen zugeknöpft, unten an den Seiten, zur Erleichterung des Schrittes, mit einem langen Schlitze

versehen. Mittelst eines Gürtels (Sonnar) wird der Kombas zusammengehalten. Der Gürtel besteht aus einer langen, mehrmals um den Leib gewundenen Binde, aus Baumwolle, Wolle oder Seide; seine Farbe ist roth, blau, grün u. s. w. Die Reichern umgürten sich mit einem werthvollen Kaschmir-Shawl. Der Gürtel ist seit dem grauen Alterthum die allgemeine Tracht im Morgenlande und die Hauptursache der graden und freien Haltung, sowie der anmuthigen Bewegungen der Orientalen. In dem Gürtel steckt gewöhnlich das silberne oder messingene Tintenfass mit dem langen hohlen Stiel, der zur Aufbewahrung der Feder dient. Im Busen wird das Taschentuch getragen. Dieses braucht der Orientale selten als Schnupftuch, sondern um verschiedene Gegenstände, selbst Nahrungsmittel, darin einzuschlagen und auch zum Abtrocknen der Körpertheile nach der gesetzlichen Waschung. Ueber dem Kombas wird noch eine lange Weste (Fermalieh), aus Tuch von verschiedener Farbe, mit kurzen, nur bis zum Ellbogen reichenden Aermeln getragen, die nicht selten auch mit Pelzwerk ausgeschlagen ist. Zum Ausgehen wirft der Orientale noch über alle Kleider einen weiten Mantelrock (Dschubeh) von Tuch oder Tibetstoff um, der ihn bis zu den Fersen einhüllt und dessen Aermel sehr weit und lang sind. Die Beinkleider (Schalwar), aus Tuch oder Merino von verschiedener Farbe, sind weit und schlotternd, damit sie das knieende Sitzen nicht hindern, und werden um die Hüfte befestigt. Die Füsse sind mit kurzen, nur bis an die Knöchel reichenden Strümpfen (Dschurab) bekleidet. Als äussere Fussbekleidung dienen die Mest aus gelbem Leder, die bis über die Knöchel reichen; die Pantoffeln (Babudsch) von gelbem Chagrinleder, welche über der Mest getragen werden, oder die Surmai, rothe, schwarze oder gelbe Schuhe mit schnabelartiger Spitze, die so eingerichtet sind, dass sie vor dem Eintritt ins Zimmer schnell abgestreift werden können. Wie es unschicklich ist, in Schuhen ein Zimmer zu betreten, so ist es auch unpassend, sich mit Handschuhen vorzustellen.

Der Orientale trägt Handschuhe nur bei strenger Kälte oder auf Reisen, jedoch nie lederne, sondern wollene oder seidene.

Sämmtliche Kleidungsstücke der Orientalen müssen weit und bequem sein. Die Aermel sind so eingerichtet, dass sie behufs der Waschung vor dem Gebete leicht zurückgestreift werden können. Das Verbrämen oder Füttern der Kleider mit Pelzwerk ist sehr beliebt; es scheint dem Orientalen sowohl zur Erwärmung, als auch zur Entfaltung der Pracht unentbehrlich. Die untern Klassen lieben Kleiderstoffe von hellen Farben und mit grossen Mustern. Bei guten Stoffen bleibt das Fabrikzeichen im Kleide eingenäht; man bringt es gewöhnlich hinten am untern Theil des Kleides an.

Die im Harem übliche Kleidung der Frauen ist sehr verschieden von der, welche auf der Strasse im Gebrauch ist; die letztere ist bestimmt, alle Theile des Körpers den Augen des Vorübergehenden zu entziehen und die Frauen vollkommen unkenntlich zu machen. Im Hause trägt die Frau auf dem Kopfe die rothe Mütze (Tarbusch), welche mit einer buntfarbigen Binde umwunden ist. Eine Weste, eine Jacke mit Aermeln, Beinkleider und ein Rock (Fustan), alle aus feinen Wollenstoffen oder Seide, im Schnitt denen der Männer mehr oder weniger ähnlich, dienen zur Bekleidung des Körpers. Die Fussbekleidung ist wie bei den Männern. Hölzerne Stelzschuhe (Kabakib), welche durch zwei querstehende Brettchen mehrere Zoll vom Boden erhoben sind, tragen die Frauen im Hofe des Hauses. Wegen der eigenthümlichen Bauart der Häuser ist man oft genöthigt, von einem Zimmer zum andern durch den Hof zu gehen; daher werden diese Stelzschuhe gebraucht, um die Wohnräume reinlich zu halten. Geht eine Frau auf die Strasse, so trägt sie eine weisse, betttuchartige Hülle (Isar), welche den ganzen Körper von Kopf bis Fuss vermummt. Vor dem Gesicht hängt ein feines, buntes Tuch (Burko), welches, obwohl durchsichtig, doch das Gesicht vollkommen verhüllt. Dieser Schleier ist besonders im Sommer sehr lästig und erschwert die Respiration; daher sind die

Frauen gezwungen, ihn von Zeit zu Zeit ein wenig zu lüften. Das Strassencostüm erreicht aber vollständig seinen Zweck, denn es hüllt den Körper gänzlich ein und lässt keine Formen, keine Haltung und auch kein Alter erkennen. Die Sitte der Verschleierung herrscht sowohl bei den Mohammedanern, als bei den Armeniern. Der Schleier wird bei ihnen schon vom zehnten Lebensjahre an getragen; die ärmste, in Lumpen gekleidete, sowie die vom Alter gebeugte Frau verhüllt sich ebenso, wie die reiche und junge. Die anderen einheimischen Frauen tragen nur die weisse Hülle, ohne den Gesichtsschleier zu gebrauchen. Der Anstand erfordert, dass man beim Begegnen einer Frau die Augen abwende; eine Frau auf der Strasse scharf anzublicken oder sie anzusprechen kann zu bedeutenden Unannehmlichkeiten führen.

Die Landleute tragen den Turban ähnlich wie die Städter, nur ist derselbe bei ihnen von einfachen Stoffen und in Farbe nach den Gegenden verschieden. Ein fliegender wollener Mantel (Schalleh), der über dem Hemde getragen wird, ein Oberkleid von bunter Farbe (Abbaieh) aus Kameel- oder Ziegenhaar wasserdicht gewebt, ein Gürtel von Leder, plumpe Schuhe mit Sohlen von ungegerbter Kameelhaut und ein Schaffell (Farweh), dessen Wollenseite im Winter nach innen und im Sommer nach aussen gewendet wird, bilden die ganze Bekleidung des Landmannes. Die Frauen vom Lande tragen eine Art Mütze, von welcher der Kopfschleier, blau oder weiss, herabhängt, und sind mit einem langen, blauen Hemde bekleidet, das durch einen baumwollenen Gürtel zusammengehalten wird. Ein roth und weiss gestreiftes kurzes Oberkleid mit Aermeln bis an den Ellbogen ergänzt die Kleidung.

Von Schmucksachen trägt der Mohammedaner in Jerusalem gewöhnlich eine Uhr und ein oder zwei Ringe mit Steinen. Ausserdem führt er einen Rosenkranz, ein Tintenfass, ein Petschaft und ein Federmesser bei sich. Eine gute Uhr wird von ihm sehr in Ehren gehalten und sorgfältig in

einem Beutelchen verwahrt; im Monat Ramadan ist sie sein einziger Trost, sie zeigt die Stunde und Minute, die ihn von Hunger, Durst und der Enthaltung des Rauchens erlöst. Der Rosenkranz dient ihm theils zum Zeitvertreib, indem er in müssigen Tagen oft stundenlang die Körner durch seine Finger gleiten lässt, theils als Orakel, das in zweifelhaften Fällen entscheidet. Die Körner werden aus wohlriechendem Holze, aus der von Mekka gebrachten Frucht der Dompalme, aus der Erde von Medina u. s. w. geformt. Das Petschaft ist dem Orientalen unentbehrlich, da das Siegel die Stelle der Namensunterschrift vertritt und einer Urkunde Rechtskraft verleiht. Gewöhnlich wird in einen Karneol der Name des Besitzers gravirt und mit feinen Arabesken umgeben, so dass eine Nachahmung schwierig ist. Die Fassung des Steines besteht aus Silber oder Gold.

Die orientalischen Frauen lieben leidenschaftlich Schmucksachen verschiedener Art. In der Mitte der rothen Mütze prangt eine Goldplatte; den Turban zieren Perlen, Goldstücke, die am Rande durchbohrt und an einem Golddraht befestigt sind, und eine goldene Kette mit einem Ohrlöffel. Von anderen Geschmeidearten werden getragen: ein goldenes Halsband nebst einem Schilde mit Diamanten in der Form des zunehmenden Mondes, eine goldene Kette, welche über die Brust bis zum Gürtel reicht, ein Gürtel mit zwei grossen Schilden von Silber oder Gold, Ohrringe, Fingerringe, Armspangen u. s. w. Sogar die ärmlich nur mit einem blauen Hemde bekleideten Frauen vom Lande (Fellachin) tragen silberne Münzen auf der Mütze, silberne Armbänder, Fingerringe u. dgl. Dieser übermässige Luxus der Frauen lässt sich durch den Umstand rechtfertigen, dass eben diese Schmucksachen im Falle der Scheidung die einzige Habe sind, welche diese unglücklichen Wesen mitnehmen dürfen. In Zeiten der Noth wird ein Stück nach dem andern verpfändet oder verkauft, bis endlich der Vorrath erschöpft ist.

Zur orientalischen Toilette der Frauen gehört das Färben

der Augenbrauen. Hierzu bedient man sich eines schwarzen Pulvers, das Kochel heisst und hauptsächlich aus Spiessglanzmohr besteht. Mit dieser Farbe werden auch die Augenbrauen verlängert und an der Nasenwurzel vereinigt, sowie zuweilen sogar die Augenlider gefärbt. Die armen Frauen bedienen sich zu diesem Zwecke der Holzkohle. Ausserdem färben sich die Orientalinnen die Nägel der Finger und die Handteller mit dem Wurzelpulver der Lawsonia inermis, von den Arabern Tamer el Henna genannt, indem sie einen mit Wasser angemachten Teig auf den betreffenden Stellen mehrere Stunden liegen lassen; es giebt diesen ein rothgelbes Aussehen, das im Orient sehr beliebt ist. Auch die Kopfhaare färbt man sich mit dieser Henna, vermischt sie jedoch mit anderen Farben. Die weisse und rothe Schminke, aus Bleipräparaten bereitet, ist weit häufiger als in Europa im Gebrauche und wird manchmal Ursache von Koliken.

Eine sonderbare Zierерei der Haut ist das Tätowiren. Es ist im Morgenlande Sitte, dass Leute, welche nach Jerusalem oder Mekka pilgern, ihrem Leibe, gewöhnlich am Vorderarme, manchmal auch auf der Brust, die Jahreszahl ihrer Pilgerfahrt, irgend ein Heiligenbild oder einen Koranspruch einätzen. In Jerusalem geben sich sowohl Lateiner als Armenier mit dem Tätowiren ab. Die Griechen halten es nach der Bibel für eine Sünde. Die heilige Schrift verbietet mit klaren Worten das Tätowiren: „Ihr sollt nicht eingeätzte Schrift an euch machen.“ Die Mohammedaner lassen, im Gegensatz zu diesem Verbote, den König David das Tätowiren erfinden und beobachten noch heutzutage diese Sitte. Die moslemischen Frauen tätowiren einzelne Maale auf Stirn, Kinn und Wangen, die Beduinenweiber auch die Lippen als unvergängliche Schönheitspflästerchen. Die Operation, bei den Arabern Däk genannt, wird auf folgende Weise verrichtet. Den blauen Farbestoff (Cheber), eine Mischung von Schiesspulver, Indigo und Essig streicht man auf einen hölzernen Model, drückt diesen auf die Haut und erhält da-

durch den Abdruck des gewünschten Bildes oder Zeichens. Darauf sticht der Operateur mit einer langen, feinen, in die Farbe getauchten Nadel etwa 1 Linie tief längs der gedruckten Linien wiederholt ein, bis das ganze Bild vollendet ist. Nach der Operation wird die Farbe kräftig eingerieben, worauf die tätowirten Punkte dunkelblau erscheinen. Das Tätowiren verursacht gewöhnlich keine bedeutenden Schmerzen und hat keine nachtheiligen Folgen.

Bäder.

Wie im ganzen Orient, so sind auch in Jerusalem die Bäder ein unentbehrliches Bedürfniss; die Zahl derselben ist aber, aus Mangel an Quellen oder fliessendem Wasser, nicht so gross, wie in anderen orientalischen Städten und sind auch die fünf Badeanstalten, welche existiren, in regenarmen Jahren nicht beständig brauchbar.

Das Badehaus besteht aus drei Gemächern; das erste, die Vorhalle, ist geräumig, hat in der Mitte ein Bassin mit kaltem Wasser und an den Wänden Ottomanen, wo die Gäste sich entkleiden und bei dem Genusse von Kaffee und Pfeife ausruhen, bevor sie sich in das Innere begeben; die Lenden werden mit einem langen, bis zu den Knieen reichenden Tuche und der Kopf mit einem solchen in Turbansform umbunden. Beim Gange in die eigentlichen Baderäume ruhen die Füsse auf hölzernen Stelzschuhen. Die zwei Badezimmer sind von unten mit Mist geheizt und werden, um das Sinken der Temperatur möglichst zu verhüten, sorgfältig geschlossen gehalten; in den Ecken sind Behälter angebracht, die sowohl kaltes als warmes Wasser nach Belieben liefern. Im ersten Zimmer, wo die Temperatur verhältnissmässig geringer ist, bleibt man einige Zeit, damit der Uebergang nicht zu rasch sei, und begiebt sich darauf in das zweite, bedeutend wärmere Zimmer. Ist die Haut durch das Verweilen in diesem in Transpiration gekommen, so übergiebt man sich den Hän-

den eines Badewärters. Dieser durchknetet den ganzen Körper, besonders den Unterleib, drückt und dehnt mit den Fingern sämmtliche oberflächliche Muskeln und streckt die Gelenke der Wirbelsäule, sowie der Gliedmassen bis zur schmerzhaften Empfindung aus. Nach diesem methodischen Durchkneten beginnt die Reinigung. Der Wärter bedeckt den in starker Schweissabsonderung befindlichen Körper, den behaarten Theil des Kopfes nicht ausgenommen, mit Seifenschaum, reibt sämmtliche Theile mit einem aus Kameelhaar gemachten Handschuh und spühlt darauf den ganzen Körper mit Wasser ab. Die Haut wird hierdurch weich, sammetartig und in einen Zustand der vollkommenen Reinheit versetzt. Hierauf begiebt man sich in das erste Badezimmer, wo der Kopf, der Körper und die Extremitäten nach gehörigem Abtrocknen mit warmen Tüchern bedeckt werden, um darauf in die Vorhalle zurückzukehren und dort, abermals bei Kaffee und Pfeife, der Ruhe zu pflegen. Nach dem Aufhören der Transpiration kleidet man sich an und verlässt die Anstalt.

Unmittelbar nach dem Bade empfindet man eine ziemliche Mattigkeit, die aber bald dem Gefühle von Wohlbehagen und Leichtigkeit in allen Bewegungen Platz macht. Vollblütigen Europäern ist das Bad unerträglich, da es ihnen Andrang des Blutes nach dem Kopfe und Athmungsbeschwerden verursacht. Dem Orientalen hingegen ist das Bad höchst angenehm und ein unerlässliches Erforderniss sowohl zu seiner Behaglichkeit als zur rituellen Reinigung. Im Allgemeinen ist das orientalische Bad sehr nützlich; es reinigt den Körper durch das Abreiben mit einem rauhen Handschuh weit vollständiger als durch gewöhnliche europäische Bäder und leistet auch in rheumatischen Krankheiten durch das Kneten gute Dienste; jedoch erschlafft und verweichlicht es bei übermässiger Anwendung.

Familienleben.

Der Orientale in Jerusalem verheirathet sich gewöhnlich im Alter von 16—17 Jahren; das Mädchen heirathet schon zu 13 Jahren. Im Allgemeinen ist jedoch das Heirathen im Morgenlande nicht so leicht, wie man glaubt. Bei der Sitte, dass das Mädchen nur wenig Aussteuer erhält, dass der Bräutigam alle Kosten der Trauung tragen, viele Geschenke machen und alle Ausgaben der Einrichtung bestreiten muss, kommt es nicht selten vor, dass unbemittelte junge Männer als Hagestolze, und dass Mädchen, die weder mit Gütern noch mit besonderen körperlichen Vorzügen ausgestattet sind, als alte Jungfrauen leben. In der Regel nimmt sich der Orientale eine Frau zur Ergänzung seiner physischen Genüsse; er betrachtet sie als ein willenloses Wesen, das sich ihm ganz ergeben muss. Daher wird bei der Erziehung der Mädchen Alles auf die Kunst zu gefallen verwendet, die geistige Bildung aber so vernachlässigt, dass Frauen, die lesen und schreiben können, höchst selten sind.

Die Polygamie ist unter den Muselmännern nicht so häufig, wie man in Europa gewöhnlich meint. Nur wenige der Wohlhabenden heirathen zwei oder drei Frauen; der Mittelstand kann die Last der damitverb undenen Ausgaben nicht ertragen, auch scheut er den häuslichen Unfrieden, der unausbleiblich ist, wenn die Hareme nicht separirt sind, da keine Frau zurückstehen, keine vernachlässigt werden will; daher lebt er meist in Monogamie. Dem Moslem sind gesetzlich vier Frauen erlaubt; die erste hat die grössten Rechte. Hat jedoch nur eine der Frauen Kinder geboren oder allein das Glück gehabt, von einem lange ersehnten Knaben entbunden zu werden, so pflegt sie die Bevorzugte zu sein.

Da der Mann seine zukünftige Frau unverschleiert vor der Trauung nicht sehen darf, so sucht ihm seine Mutter oder Anverwandte eine Gemahlin. Diese schildert ihrem

Sohne oder Anverwandten die körperlichen Vorzüge der ihm zugedachten Braut, kommt dann ins elterliche Haus des Mädchens und bringt die Geldangelegenheit in Ordnung. Hiermit sind die vorläufigen Verhandlungen geschlossen, denn dem Mädchen ist fast nie freie Wahl gelassen und nur die Eltern haben über dasselbe zu verfügen. In Folge dieser Sitte kommt es vor, dass Männer im hohen Alter von siebzig Jahren ein dreizehnjähriges Kind heirathen, ohne dass ein solcher Fall irgend ein Aufsehen erregt. Bemerkenswerth ist die im Orient herrschende Ansicht, dass Greise durch Verheirathung mit jungen Mädchen verjüngt werden.

Das Religionsgesetz verbietet dem Muselmann, sich mit seiner Mutter, Tochter, Schwester, Tante, Nichte, Milchschwester, Amme, Schwägerin zu begatten, sowie auch zwei Schwestern zu ehelichen. In sittlicher Beziehung räth Mohammed den Gläubigen, der Krähe in drei Dingen nachzuahmen: sich im Verborgenen zu begatten, zeitig auf den Beinen zu sein, um Nahrung zu suchen, und jener an Klugheit zu gleichen. Aus diesem Grunde zeichnet sich der Moslem, obwohl er zum Geschlechtsexcesse, als Vorspiel seines himmlischen, im Jenseits nie endenden Genusses, sehr geneigt ist, durch eine formelle Reinheit in allen Gesprächen aus; im Verborgenen ist er jeder Art Verirrung seiner Gelüste fähig, nie wird er aber in Gegenwart von Fremden davon reden. Der Orientale spricht nie in fremder Gesellschaft von seiner Frau oder seinen Kindern und nimmt es nicht gut auf, wenn man über seine Frau oder Kinder Erkundigung einzieht. Es wird selbst als eine Unschicklichkeit angesehen, wenn der Arzt beim Manne nach dem Befinden seiner kranken Frau oder Tochter sich erkundigt.

Im Heirathsvertrag wird bestimmt, was die Eheleute mitbringen, welche Geschenke sie sich gegenseitig machen und was der Mann im Falle der Scheidung der Frau zu entrichten hat. Ist dieser Contract im Beisein der Zeugen vor dem Richter abgeschlossen, so wird zur Hochzeit geschritten.

Der religiöse Trauungsact bei den Muselmännern wird gewöhnlich in der grossen Omarmoschee vollzogen; er besteht hauptsächlich darin, dass der Bräutigam der Braut den Antrag macht und diese darauf ihre Einwilligung erwiedert. Sowohl der Antrag als die Antwort müssen nach dem Gesetze in einer bestimmten Formel arabisch ausgesprochen werden. Das Aussprechen dieser Formeln ist auch ohne Anwesenheit von Zeugen zur Schliessung einer Ehe gültig.

Nach Vollendung der religiösen Ceremonie, die immer an einem Dienstag vollzogen wird, beginnt die Hochzeitsfestlichkeit; bei der ärmern Klasse wird die Braut schon in der folgenden Nacht in das Haus ihres Mannes geführt, bei den Wohlhabenden aber erst am dritten Tage. Während dieser Zeit werden für die männlichen Gäste im Hause des Bräutigams und für die weiblichen im Hause der Braut Gastereien veranstaltet. So lange diese Festlichkeiten dauern, darf der Bräutigam die Braut nicht sehen. Am Donnerstag wird die Habe der Braut in die Wohnung ihres Gatten auf die folgende Weise getragen. Beim schrillen Klange einer Klarinette und dem dumpfen Tone einer Handtrommel schreiten Männer, die mit den Händen klatschen, in gemessenem Schritte voran. Knaben tragen bunt bemalte Blumenstöcke, einen Tschibuk, hölzerne mit Perlmutter eingelegte Stelzschuhe, einen weiblichen Anzug, einen Spiegel u. dgl. Endlich folgt eine bemalte Holzkiste mit dem übrigen Eigenthum der Braut. Zuweilen unterbricht der Zug die Töne der Klarinette mit einem Liede, welches das Glück des Gatten und die Vorzüge der Braut schildert. Am Abende desselben Tages wird die Braut in feierlichem Zuge unter Trommelschlag und unter dem Vorantragen von Fackeln und bunten Papierlaternen von den Verwandten des Bräutigams und ihm selbst in sein Haus eingeführt. Es herrscht der Aberglaube, dass die Frau, der es gelingt, bei dem Eintritt in das Haus dem Gemahl auf den Fuss zu treten, die Oberhand im Hause erhält. Im Hause angelangt empfängt sie vom Manne die Ge-

schenke, und erst jetzt darf dieser seine Frau unverschleiert sehen.

Dieselben Sitten werden auch bei den Hochzeiten der orientalischen Christen beobachtet, nur mit dem Unterschiede, dass die Trauung am Sonntag Abend stattfindet.

Die Ehescheidung ist bei den Muselmännern ein gerichtlicher Act, der nur aus wichtigen Gründen, wie z. B. wegen Verdacht der Untreue, einer unheilbaren, schon vor der Heirath entstandenen Krankheit, Verschwendungssucht oder eines unerträglichen Charakters erfolgen kann. Da aber der Mann bei der Scheidung für die Kinder sorgen und der Frau die im Heirathsvertrage bestimmte, gewöhnlich beträchtliche Summe entrichten muss, dann bei der Verheirathung mit einer neuen Frau viele Kosten zu bestreiten hat, so entschliesst er sich nicht so bald, seine Frau zu verstossen. Eine geschiedene Frau kann der Moslem wieder aufnehmen, nach einer zweiten Scheidung aber nur in dem Fall, wenn sie in der Zwischenzeit an einen andern Mann verheirathet war und von diesem den Scheidebrief erhielt.

Zum Aufenthalte für die Frau dient das Frauengemach, Harem. Sind mehrere Frauen im Hause, so bewohnt jede eine besondere Abtheilung desselben. Der Harem bleibt für den Fremden geschlossen und ist durch enge Holzgitter an den Fenstern vor der Neugier der Vorübergehenden geschützt. Nur der Arzt findet beim Eintritt keine besonderen Schwierigkeiten. Im Hofraume wird er von dem Hausherrn oder einem Diener empfangen, der ihn begleitet und rufend, dass sich Niemand sehen lassen solle, die Stiegen vorangeht. Im Frauengemach angelangt findet derselbe die Kranke im Bette, das stets auf dem Estrich bereitet ist, oder auf der breiten Ottomane tief verschleiert, umgeben von den ebenfalls verhüllten weiblichen Verwandten und Hausangehörigen. Ein schon seit längerer Zeit bekannter Arzt wird als Hausfreund empfangen, und die Kranke entschleiert sich in seiner Gegenwart. Der Untersuchung der Kranken, sowie auch der Per-

cussion und Auscultation bei Leiden, wo dieselben nothwendig sind, werden keine Hindernisse in den Weg gelegt. Uebrigens ziehen auch die anderen anwesenden Frauen von Zeit zu Zeit ihren Schleier in die Höhe und lassen ihn wieder fallen. Das Gesetz Mohammeds hat in dieser, wie in mancher andern Beziehung seine Kraft verloren: „Und sage den gläubigen Frauen, sie sollen ihre Augen niederschlagen und ihre Keuschheit bewahren und sie sollen ihre Schleier auf ihre Busen fallen und ihre Reize Niemand als ihren Gatten sehen lassen."

Die Beschäftigung der Frauen ist nach dem Stande verschieden, die aus den niederen Ständen verrichten alle häuslichen Arbeiten, die Wohlhabenden verbringen die Zeit mit Rauchen, Kaffeetrinken, Abstatten und Empfangen von Besuchen, Baden u. dgl. Die Meinung, dass die orientalischen Frauen von den Männern sehr hart behandelt werden und dass sie zu fortwährendem Gefängniss verurtheilt sind, ist sehr irrig. Von Seiten des Mannes erfreut sich die Frau im Allgemeinen einer guten Behandlung. Im Ausgehen geniessen die Frauen viel Freiheit; sie machen ihre Spaziergänge nach dem Thalabhange vor dem Jaffathor, nach dem Thale Hinnom oder nach Siluan. Hier wird der mitgebrachte Speisevorrath unter dem Schatten eines Olivenbaumes verzehrt, es wird geraucht und geplaudert. Die jungen Mädchen singen den arabischen Gesang Sagharet oder Salilah und ergötzen sich mit Schaukeln auf einem Seile, das von Ast zu Ast eines Baumes gespannt wird. Am Freitage sind die Friedhöfe ein beliebter Sammelplatz der moslemischen Frauen, wo die Kinder auf den Gräbern ihrer Vorfahren lustig umherlaufen, und die Mütter, zwischen den Grabmälern neben den steinernen Turbanen sitzend, sich des Genusses der frischen Luft, der Pfeife und des Kaffees erfreuen.

Das grösste Unglück, welches einer orientalischen Frau widerfahren kann, ist die Unfruchtbarkeit; die Unfruchtbare wird von ihrem Manne vernachlässigt oder verstossen, von

andern Frauen verspottet. Wenn es in anderen Städten der Türkei häufig vorkommt, dass die Frau, nachdem sie zwei Kinder geboren hat, mit Wissen ihres Mannes Abortivmittel gebraucht, theils um das schnelle Verblühen zu verhüten, theils um die Nachkommenschaft aus finanziellen Gründen zu verringern, so geschieht dieses in Jerusalem niemals. Die dortigen Frauen sind im Gegentheil stolz darauf, eine zahlreiche Nachkommenschaft zu besitzen; sie greifen sogar nicht selten zu gewissen Mitteln, welche die Befruchtung begünstigen sollen. Dem Missbrauch dieser Mittel, sowie dem trägen Haremleben der Wohlhabenden und der durch den Schleier beschränkten Freiheit der Respiration sind die krankhaften Zustände des Uterus, die Bleichsucht und die nervösen Zufälle, an denen sie oft leiden, zuzuschreiben.

Während der Schwangerschaft tragen die Frauen zur Vernichtung des Einflusses der bösen Geister Amulete mit verschiedenen Sprüchen und ein Stück Knoblauch, welcher nach ihrer Meinung besonders wirksam ist. Sie ersuchen öfters den Arzt, aus dem Pulse zu bestimmen, ob das Kind ein Knabe oder ein Mädchen sein wird.

Das Kind wird von der Mutter selbst zwei Jahre hindurch gesäugt. In besonderen Fällen, namentlich wenn das Kind schwach ist, und die Eltern seines Gedeihens wegen besorgt sind, wird es erst nach Vollendung des dritten Jahres entwöhnt. Nur in dem Falle, wenn die Mutter ihr Kind nicht säugen kann, nimmt man eine Amme; künstliche Ernährung der Kinder ist in Jerusalem unbekannt. Tritt bei einer Wöchnerin die Brustwarze nicht gehörig hervor, so werden junge Hunde angelegt, deren es überall in grosser Menge giebt. Aus Furcht vor den bösen Geistern, ansteckenden Krankheiten, dem bösen Auge, cattivo occhio, behängt man den Kopf, die Brust des Neugebornen mit Amuleten aus Papier oder Metall und heftet Knoblauch an die Kopfbedeckung.

Die Sterblichkeit der Kinder in den ersten Lebensjahren

ist in Jerusalem allgemein sehr gross. Viele werden besonders im Sommer und Herbst vom Fieber, Durchfall, von der Cholera infantum ergriffen; die Mehrzahl der Erkrankten unterliegt diesen Leiden und in manchen Jahren übersteigt die Zahl der Todesfälle die der Geburten. Selten wird man eine mit vielen Kindern gesegnete Familie sehen, hingegen häufig Ehen, die ganz kinderlos sind. Dies erklärt auch hinlänglich das Missverhältniss der Volkszahl Jerusalems zu der häufigen Einwanderung; während nämlich die letztere immer fortdauert und in manchen Jahren bedeutend ist, bleibt die erstere stationär oder nimmt nur unmerklich zu.

Der Knabe bringt die Zeit bis zum siebenten Lebensjahre in Gesellschaft der Mutter und der anderen weiblichen Bewohner des Harems zu. Nach diesem Jahre verlässt er den Harem, um sich von nun an im Männergemach aufzuhalten und einigen Unterricht zu empfangen. Besonders werden ihm die Regeln des Anstandes und Benehmens, in Gegenwart älterer Leute sich ruhig zu verhalten, keine kindischen Fragen an sie zu richten, überhaupt nicht mitzusprechen und dgl. eingeprägt. Das Haupt der Familie ist der Vater und nach seinem Tode der älteste Sohn oder Anverwandte. Der orientalischen Sitte gemäss betrachtet der Sohn seinen Vater als den Gebieter, dem er Ehrfurcht schuldig ist; er darf, auch nachdem er schon bejahrt ist, in dessen Gegenwart sich nicht niedersetzen, nicht rauchen, ohne vorher von ihm Erlaubniss dazu eingeholt zu haben. Im Allgemeinen spielt bei den Orientalen das Familienleben eine grosse Rolle. Da die Oeffentlichkeit nur sehr wenig Zerstreuung und Unterhaltung bietet, so ist der Orientale meistens auf den Kreis seiner Familie beschränkt und thut Alles für sie. An Verwandte schliesst er sich eng an und empfindet ihr Glück und Unglück, wie sein eigenes.

Zur Familie gehören auch die Diener und Sklaven. Der Diener bei den Wohlhabenden steht in einem patriarchalischen Verhältnisse zu seinem Herrn. Er kennt dessen An-

gelegenheiten, denn dieser bespricht Alles mit seinem vertrauten Diener und hält es nicht für unschicklich, dass während seiner Unterredung mit einem Freunde der Diener aufmerksam zuhört und sich sogar in das Gespräch mischt. Auch der Diener erwartet, dass der Herr ihn über seine Angelegenheiten ausfrage, sich für dieselben interessire und ihn überhaupt familiär behandle; wo dies nicht stattfindet, fühlt er sich fremd im Hause und bleibt nur ungern in einem solchen Dienst. Diese vertrauliche Gemeinschaft pflegt er selbst auf das Gut seines Herrn auszudehnen und sich kein Gewissen daraus zu machen, manche Kleinigkeiten aus dem Hause zu verschleppen. Aber trotz des familiären Lebens erlaubt sich der Diener nie eine respectwidrige Aeusserung gegen seinen Herrn, auch wenn dieser ihn mit ungerechten Vorwürfen überhäuft. Die Sklaven werden in den grössern Häusern, sowohl männliche als weibliche, zur Verrichtung der gewöhnlichen Hausarbeiten gehalten; sie werden mit Schonung und Milde behandelt, gut genährt und gekleidet, und es wird für ihre Verheirathung gesorgt.

Beschneidung der Mohammedaner.

Die Beschneidung, arabisch Tahara, ist von den Arabern, den Nachkommen Ismaels, des Sohnes Abrahams, immer genau beobachtet worden. Die Mohammedaner aller Sekten haben sie als religiösen Gebrauch, Sunnet, dem nachzukommen Mohammed den Gläubigen empfahl, beibehalten; jedoch wird sie bei der Bekehrung zum Islam nicht als der wichtigste Act betrachtet, dessen Vollziehung sogleich vorzunehmen ist. Der Christ wird zum Moslem, wenn er im Beisein wenigstens zweier Muselmänner das islamitische Glaubensbekenntniss: „Gott ist gross und barmherzig; er ist der einzige Gott, und Mohammed ist sein Prophet“ ausspricht; die Beschneidung wird an ihm später vorgenommen. Bei den Moslemin wird sie nicht nur im 13. Lebensjahre voll-

zogen, wie man gewöhnlich glaubt, sondern es steht den Eltern frei, sie zwischen dem 8. und 13. machen zu lassen.

Der Tag der Beschneidung wird in wohlhabenden Familien als ein Fest gefeiert, das nicht unbedeutende Kosten verursacht; bei dieser Gelegenheit werden auch mehrere Knaben ärmerer Familien beschnitten, welche gewöhnlich diese Ceremonie eine Zeit aufschieben, bis sie in einer vermögenden Familie stattfindet. Der Knabe, mit seinem schönsten Kleide angethan, seine rothe Mütze mit Münzen geschmückt, wird auf ein Pferd gesetzt, dem ein mit Handtüchern bedecktes Kopfkissen vorangetragen wird; ihm folgen die Schulcameraden singend und Segen vom Himmel für den bevorstehenden Act erflehend; so bewegt sich der Zug unter den Tönen der Pauke und der Schalmei durch die Stadt bis zur Omarmoschee. Hier wird gebetet, und der Knabe legt vor dem Iman das Glaubensbekenntniss ab, darauf kehrt der Zug in derselben Ordnung nach Hause zurück, wo die Operation vorgenommen wird. Die geladenen Gäste werden vor und nach der Operation bewirthet; die Sitte erfordert auch, dass sie dem zu Beschneidenden Geschenke, wie Süssigkeiten, Kleiderstoffe, auch baares Geld mitbringen.

Die Operation geschieht durch den Barbier. Nach erfolgter Entkleidung des Knaben, welcher auf den Füssen stehend von einem sitzenden Gehülfen festgehalten wird, fasst der Operateur die Vorhaut mit zwei Fingern, zieht sie so viel als möglich herunter und trägt sie in raschem Zuge mit dem Rasirmesser ab. Die Blutung wird durch styptische Mittel gestillt, das Glied mit einem Leinwandläppchen eingewickelt, der Operirte zu Bette gelegt und drei Tage ruhig gelassen; hierauf wird der Verband abgenommen, die Wunde gewaschen und durch einige Zeit Hexenmehl aufgestreut, bis Heilung erfolgt. Der abgeschnittene Theil der Vorhaut wird von den Mohammedanern begraben, da sie keinen ihrer Abfälle, Haare, Nägel, verstreuen dürfen. Die bei den Israeliten gebräuchliche longitudinale Trennung der Vorhaut,

Periah, ist den Mohammedanern fremd. In Folge dessen verwächst das Präputium theilweise wieder und nimmt nach erfolgter Heilung die frühere Form an, wesshalb man den Moslem einen „unbeschnittenen Beschnittenen“ nennen kann. Während der ganzen Woche nach der Operation, bis die Wunde zuheilt, dauern die Festlichkeiten im Hause des Beschnittenen fort, damit dieser seine Schmerzen vergesse.

Beerdigung.

In dem festen und unerschütterlichen Glauben an ein unabänderliches Fatum, das erfüllt werden muss, verlässt den Moslem seine im Leben sich kundgebende Resignation auch in den letzten Momenten seines Lebens nicht; er erwartet daher den Tod mit Fassung und Ruhe. Von der Auferstehung seines Leibes ist er fest überzeugt, da ihm der Koran ausdrücklich sagt: „Weiss der Mensch nicht, dass wir ihn aus dem Staube geschaffen? Der ihn erzeugte, kann ihn auch wieder beleben; wir haben euch aus Erde geschaffen, ihr werdet dahin zurückkehren, und wir werden euch daraus ein zweites Mal hervorgehen machen.“ Befindet sich der Muselmann in der Agonie, so liest ihm die Umgebung Verse aus dem Koran mit lauter Stimme vor und bemüht sich, durch Zuwehen von Luft seine Todesqual zu mindern. Man befeuchtet seine Lippen, seine Zunge, trocknet ihm den Schweiss von der Stirn, um die letzten Augenblicke weniger peinlich zu machen.

Sobald der letzte Lebenshauch entwichen ist, beginnt das durchdringende Geheul der Frauen, welche unbändig umherlaufen, sich die Haare ausraufen und ins Gesicht schlagen, oder mit dem Kopfe an die Wand rennen. Nach etwa einer Stunde erfolgt die Abwaschung des Cadavers, welche die Priester unter Hersagen bestimmter Koransprüche bewerkstelligen. Darauf wird der Leichnam mit Rosenwasser benetzt, mit einem Leintuche bedeckt und dann in Musselin ge-

hüllt. Da der Koran die baldige Beerdigung anordnet, so werden sofort die nöthigen Vorbereitungen getroffen und in kaum drei Stunden nach dem Tode setzt sich der Leichenzug in Bewegung. Den Leichnam legt man in einen allgemeinen, der Moschee gehörigen Sarg, in welchem er nur bis zur Grabstätte getragen wird, um dort bloss in der erwähnten Umhüllung in die Erde gelegt zu werden.

Unter den lärmenden Wehklagen der Frauen wird der Leichnam aus dem Hause getragen; in der Strasse erkennt man die männliche Leiche durch den auf den Sarg gelegten Turban. Die Bahre ruht auf den Schultern der Freunde des Verstorbenen, welche zu dem letzten Liebesdienst sich drängen und fortwährend abwechseln, da der Koran sagt: „dass vierzig Schritte eine Leiche auf den Achseln zu Grabe getragen, eine schwere Sünde verzeihen macht.“ Der Leichenzug, welchem Derwische mit langen Palmzweigen voranschreiten, begiebt sich in das Haram esch-Scherif, wo der Sarg auf einen dazu bestimmten Stein niedergelegt wird und Gebete abgehalten werden, und von dort unter dem ununterbrochenen monotonen Gesang: La illa il Allah (es ist nur ein Gott) zum Friedhofe. In die etwa drei Fuss tiefe, mit einigen Steinen ausgekleidete Grube senkt man den Verstorbenen hinein, wendet sein Gesicht in der Richtung nach Mekka, und schliesst die Mutter Erde über ihn.

Die Gräber sind mit einem langen Steine bedeckt; am Kopfende erhebt sich ein Pfeiler, dessen Spitze entweder zu einem Turban, wie ihn die Männer tragen, ausgehauen ist; oder man giebt ihm als Zeichen des Grabes einer Frau, oder eines Kindes, die Form eines Vierecks, oder einer Scheibe. Jeder Todte hat sein besonderes Grab, mehrere Leichen in Friedenszeiten in eines zu legen, verbietet der Koran. Familiengräber bestehen nicht.

XII.

Medicinische Verhältnisse.

Die Krankheiten.

Der mir hier vorgeschriebene beschränkte Raum gestattet mir nicht, alle in Jerusalem vorkommenden Krankheiten ausführlich zu betrachten; ich muss mich daher damit begnügen, eine nur allgemeine Darstellung derselben zu geben. Nur einzelne Krankheiten, die dort am häufigsten herrschen, wie Wechselfieber und Ruhr, werde ich ausführlicher abhandeln, und ebenso umständlicher die Leprosen besprechen, welche in Europa weniger beobachtet werden.

Unter dem warmen Himmel Jerusalems, wie Palästinas überhaupt, und bei einer daher an Sauerstoff ärmeren Luft ist die Lungenrespiration minder thätig; dagegen sind die Functionen der Haut, der Leber und des Darmkanals, welche einen bedeutenden Theil der Respiration unter dem Einflusse der Wärme übernehmen, sehr gesteigert. Durch diese vermehrte Thätigkeit der letztgenannten organischen Apparate treten dieselben in pathologischer Beziehung in dasselbe Verhältniss, wie in nördlichen Ländern die Lungen und der grosse Gefässapparat. Daher gehören Entzündungen, besonders der Brustorgane, zu den weniger häufigen Leiden; vorherrschend aber sind Krankheiten der Unterleibshöhle, der Leber, der Milz und des Darmkanals, vor allen Fieber, welche mit Erkrankungen der Unterleibsorgane im Zusammenhange stehen,

und Ruhr. Von Hautkrankheiten sind nicht nur viele in Europa gekannte Formen dort herrschend, sondern auch einzelne Dermatosen, welche wegen besonderer, theils in den klimatischen Einflüssen, theils in den Sitten der Bewohner liegenden Ursachen in höhern Breitegraden selten oder garnicht vorkommen, wie die Leprosen und der Aleppo-Knoten. Im Allgemeinen erscheint in Jerusalem die Zahl der Krankheitsarten weniger reichlich als in Europa; dagegen treten die einzelnen weit zahlreicher auf. Manche Krankheiten fehlen oder sind sehr selten, so die Tuberculose, die Rhachitis und die Geisteskrankheiten.

Fieber.

Von diesen betrachte ich hier hauptsächlich die fieberhaften Krankheiten, welche unter dem Einflusse der Sommerconstitution entstehen und am häufigsten erscheinen. Sie steigern sich unter dem Einflusse der grossen Sommerhitze, mindern sich mit dem Eintritt der Regenzeit und verschwinden, je mehr sich der Spätherbst nähert und die Winterconstitution die Entwickelung catarrhalischer und rheumatischer Krankheiten begünstigt. Als Producte des Einflusses der Sommerconstitution sind jene fieberhaften Zustände zu betrachten, welche in Veränderungen des Verdauungsapparates und in Umstimmungen seiner Functionen bestehen, nämlich die gastrischen und biliösen Fieber, denen sich die Wechselfieber anschliessen.

Der Uebergang der Winterconstitution in die des Sommers wird schon vorübergehend in den Monaten April und Mai bemerkbar, und später übt die letztere gewöhnlich von Juni bis October ihre ununterbrochene Herrschaft aus. Der Einfluss des aus Aegypten kommenden Südwestwindes, der im Frühling in Jerusalem vorherrscht, zeigt sich bei allen Menschen, auch im gesunden Zustande, mit einer Umstimmung der Thätigkeit verschiedener Organe durch folgende Merkmale: Müdig-

keit, Unlust zur Arbeit, Eingenommenheit des Kopfes, bitterer Geschmack, belegte Zunge, Appetitlosigkeit, unregelmässige Verdauung, spärliche, trübe Urine und nicht erleichternde Schweisse. Während bei vielen Individuen die angeführten Zeichen sich ohne Fieber bis zu einem Zustande, welchen man mit dem Namen Status gastricus zu bezeichnen pflegt, steigern und dem freiwilligen Erbrechen oder den Durchfällen allmählig weichen, gesellt sich bei anderen Personen, welche durch unregelmässige Lebensweise, durch moralische Affectionen oder physische Anstrengung heruntergekommen und zum Erkranken besonders disponirt sind, Fieber dazu, und so entsteht das gastrische Fieber.

Das Fieber steigert sich in den ersten Tagen der Krankheit und nimmt deutlich einen remittirenden Typus an. Wo das Uebel nicht durch eine gehörige Behandlung zwischen dem zweiten und dritten Tage abgeschnitten wurde, entscheidet es sich erst im Zeitraum von 7—14 Tagen, oder nimmt den intermittirenden Typus an. Die Kranken erholen sich langsam und bekommen leicht Rückfälle. Bei der Behandlung dieser Fieber, besonders in Fällen, in welchen schädliche Ingesta, oder in Zersetzung begriffene Nahrungsmittel die Krankheit unterhielten, leistete am Anfange, wenn keine zu grosse Schmerzhaftigkeit in der Magengegend vorhanden war, die Darreichung eines Brechmittels sehr gute Dienste. Im weiteren Verlaufe habe ich Abführmittel in gehöriger Auswahl mit dem besten Erfolg gebraucht; die Dosen der Abführmittel können jedoch im Allgemeinen, besonders bei den Eingebornen kleiner sein als in nördlichen Ländern. Die einheimischen Aerzte huldigen dem Grundsatz, dass dort Brech- und Abführmittel schädlich und verderblich seien und behandeln die gastrischen Fieber mit Aderlass und Setzen von Blutegeln an den Warzenfortsatz, eine Behandlung, die nicht selten traurige Resultate hat.

Das Gallenfieber kommt in Jerusalem um Vieles häufiger vor als bei uns. In der zweiten Hälfte des Sommers,

wenn die Hitze einen bedeutenden Grad erreicht, äussert sich bei vielen Menschen ein polycholischer Zustand durch folgende Erscheinungen: gelbe Zunge mit vorübergehendem bittern Geschmack, häufiges Aufstossen, Durst mit dem Verlangen nach Säuren, dunkel gefärbte, dicke Urine, unregelmässige Stuhlgänge mit intensiv brauner Färbung der Faeces und häufigen Koliken, Schwindel und Eingenommenheit des Kopfes, Trübung der Augen und Gesichtsfarbe, unruhiger und verminderter Schlaf. Wo dieser Zustand nicht sofort beim Beginne gehoben wurde, da tritt häufig nach einigen Tagen Fieber ein, wobei die Pulsfrequenz und die Körpertemperatur weit höher gesteigert sind als bei dem gastrischen Fieber. Die Krankheit besteht unter steigender Heftigkeit der Symptome länger als eine Woche und endigt dann gewöhnlich mit dem Auftreten galliger Diarrhöen. Bei der Behandlung dieses Fiebers fand ich auch hier die alte Erfahrung bestätigt, dass auch in solchen Fällen, in welchen nicht unverdaute und zersetzte Ingesta im Magen vorhanden sind, ein gereichtes Brechmittel von günstigem Einflusse auf den Verlauf der Krankheit ist.

Die Wechselfieber, sowohl gastrischen als nervösen Ursprungs, sind bekanntlich in warmen und heissen Ländern ausserordentlich verbreitet. In Syrien sind die hauptsächlichsten Fieberorte die Küstengegenden von Jaffa, Akra, Beirut, Tripoli und Skanderun, sowie die Ufer des todten Meeres und des Jordan. Ausserdem finden sich die Fieber in verschiedenen Stellen im Innern des Landes. So ist in Jerusalem das Wechselfieber eine der grössten Plagen dieser Stadt. Es kommt daselbst zu jeder Jahreszeit vor, hält aber gewöhnlich seine Haupternte in den Sommer- und Herbstmonaten bis zum Eintritt der Regenzeit.

Im Allgemeinen entstehen bekanntlich die intermittirenden Fieber durch die Infection des Körpers mit einer Substanz, welche man Sumpfmiasma oder Malaria nennt. Disponirte Individuen, welche sich an Orten aufhalten, an wel-

chen im Boden, in der Luft oder im Wasser dieses Miasma enthalten ist, erkranken an jenen Fiebern. Bei der Entstehung der Malaria spielt nach der gewöhnlichen Annahme die Zersetzung vegetabilischer Stoffe eine wichtige Rolle, indem durch dieselbe die Entwickelung des Giftes bedingt wird. Als ursächliche Momente der Maleria in Jerusalem betrachtet man gewöhnlich die Ausdünstungen des nahen todten Meeres, wie die der grossen offenen Wasserbehälter im Innern der Stadt, die engen, unsaubern, wenig gelüfteten Strassen und die Fäulniss vegetabilischer und thierischer Stoffe. Nach meiner Meinung liegt die Ursache der Endemicität der Fieber in Jerusalem hauptsächlich in den in einem jeden Hause vorhandenen Cisternen, welche, besonders die nicht reinlich genug gehaltenen, mit dem Sinken ihres Wasserinhaltes in den Sommer- und Herbstmonaten kleine, unterirdische Sümpfe, Malariaherde, bilden. Für diese Ansicht spricht zunächst die Thatsache, dass bei dem Eintritt der Regenzeit, wenn in Masse fallende Regen den Wasserstand in den Cisternen erhöhen und eine dicke Wasserschicht den modernden Boden derselben vor der Einwirkung der Luft schützt, die Wechselfieber wie durch Zauberschlag schwinden oder höchst selten werden. Da das angegebene Verhältniss in seiner periodischen Wiederkehr dauernd ist, so ist auch die Wirkung dem entsprechend constant; jedoch ist zu bemerken, dass dabei der atmosphärische Einfluss nicht zu übersehen ist, da die Localverhältnisse immer dieselben sind und doch die Heftigkeit der Fieber nach den verschiedenen Jahren höchst different ist. In Bezug auf die Ausbreitung der Malaria habe ich die Beobachtung gemacht, dass das Fieberagens von seiner ursprünglichen Stelle, von den Cisternen, sich leichter in horizontaler als in vertikaler Richtung verbreitet, da in vielen Häusern das Fieber in dem unteren Stockwerke häufig vorkommt, während die höheren Wohnräume von demselben meist verschont bleiben.

In Betreff des Typus desselben in Jerusalem ist zu be-

merken, dass er in allen Formen erscheint. Man findet quotidianae, tertianae nnd quartanae, sowohl simplices als duplices. Der häufigste Rhythmus ist der tertiane, jedoch ist der quartane auch nicht selten. Die Anfälle erscheinen gewöhnlich am Tage, selten nach Sonnenuntergang. Die Dauer des Paroxysmus beobachtete ich von 4 bis 12 Stunden, die Kälte gewöhnlich beim ersten Anfalle bedeutender als bei den folgenden. Während ich von dem Quotidianfieber fast nie nachtheilige Folgen sah, fehlten beim Tertian- und Quartantypus die Schwellung der Milz und Leber nie, und der Hydrops fand sich häufig im Gefolge der letzteren Form, wenn den Fieberanfällen nicht durch eine zweckmässige Behandluug Einhalt gethan wurde. Schon nach einer kurzen Dauer der Krankheit war meist das Ansehen der Kranken auffallend blass und cachectisch, und diese Veränderung trat um so früher und um so hochgradiger ein, je bedeutender die Milzanschwellung war. Wurde die Krankheit gänzlich sich selbst überlassen, so erreichte die Hydrämie, welche durch den sehr beträchtlichen Verbrauch der Körperbestandtheile bei den sehr hohen Temperaturgraden (gewöhnlich 41° bis 42°) erfolgt, einen so hohen Grad, dass sich ein mehr oder weniger beträchtlicher Ascites entwickelte. Je länger diese Wechselfieber bestehen, um so mehr ist zu besorgen, dass sich bleibende Gewebsstörungen in den Unterleibsorganen entwickeln, welche gewöhnlich zu einem irreparablen Siechthum führen. Wo nicht ein zweckmässiges Curverfahren der Krankheit ein Ende macht, da dauern diese Fieber und ihre Folgen manchmal Jahre lang. In den Fällen, in welchen die Behandlung eine nur palliative ist, bleiben 7, 14 oder 21 Paroxysmen aus, und der nächste Anfall tritt fast immer regelmässig am 14., 21. oder 28. Tage ein.

Für Kinder, für sehr alte und für alle sehr geschwächte und anderweitig kranke Individuen kann ein Wechselfieberanfall gefährlich werden, ohne dass er sich durch eine ausserordentliche Intensität, durch eine ungewöhnliche lange Dauer

oder durch Complicationen auszeichnet. Manche Wechselfieber in Jerusalem bekommen dadurch einen perniciosen Charakter, dass die gewöhnlichen Krankheitserscheinungen eine sehr grosse Intensität oder eine sehr lange Dauer annehmen. In solchen Fällen ist manchmal die Frostperiode vorherrschend, und der Kranke klagt über eine eisige Kälte, die nicht selten vierundzwanzig Stunden dauert. Es stellen sich bei einer ausserordentlichen Empfindlichkeit der Magengegend sehr häufige Erbrechen und Durchfälle ein; dabei ist die Zunge nur leicht belegt und bläulich, der Puls kleiner als im Normalzustande und sehr beschleunigt, der Herzstoss wird immer schwächer, und das Blut häuft sich in den Venen an; oder das Stadium der Hitze zeichnet sich durch eine unbeschreibliche Angst aus; es erscheinen Schlafsucht, Delirien mit einem vollen langsamen Pulse. Die Bösartigkeit besteht hier in der Leichtigkeit, womit das eine oder das andere Stadium schon im zweiten oder dritten Anfalle durch eine Herzparalyse oder durch Hyperämie tödlich wird.

Unter dem Einflusse der Malaria kommen in Jerusalem auch die larvirten Wechselfieber nicht selten vor. Ich sah intermittirende Neuralgien des Supraorbitalastes des Trigeminus, Amblyopien, sowie Lähmungen der oberen Extremitäten, deren Anfälle durch regelmässige, den Apyrexien eines einfachen Wechselfiebers entsprechende Intermissionen von einander getrennt waren. Sie waren meist ganz fieberlos und nur in einzelnen Fällen von einem sehr leichten, blos thermometrisch wahrnehmbaren Fieber begleitet.

Ausser den erwähnten Anschwellungen der Unterleibsorgane und dem Hydrops stellen sich in Jerusalem im Gefolge des Wechselfiebers noch folgende Uebel ein. Urticaria erscheint und verschwindet mit den einzelnen Anfällen schwerer Fieber. Die Bildung von Aphthen findet sich oft im Geleite der Wechselfieber; dieselben entwickeln sich zumeist bei Fiebern gastrischen Ursprungs. Scorbut, besonders scorbutische Mundaffection und mit blutiger Flüssigkeit gefüllte Blasen auf

der Haut erscheinen häufig als Hinterlassenschaft des Fiebers. Die Ruhr herrscht häufig mit Intermittens gleichzeitig, was für die Annahme zu sprechen scheint, dass die Entwickelung der Malaria und die Entwickelung des Ruhrgiftes durch dieselben oder doch sehr ähnliche Verhältnisse begünstigt werden.

Das Wechselfieber verschont kein Alter; nicht selten ist es, dass Säuglinge zugleich mit der Mutter an Intermittens leiden. Frauen sind in Jerusalem, wie überall, diesem Uebel weniger unterworfen als Männer, Eingeborne weniger als Fremde. Die Gelegenheitsursachen sind meistens Erkältungen und Diätfehler. Der unter dem Volke verbreitete leidenschaftliche Genuss von rohen Zwiebeln und Gurken, von Wasser- und Zuckermelonen, und der Gebrauch des Saftes unreifer Trauben ziehen das Fieber herbei; die reifen Trauben sind unschädlich. Das Trinken von Wasser unreiner Cisternen, die Excesse im Wein und Branntwein, begünstigen das Erkranken. Erschöpfende Anstrengungen und andere schwächende Potenzen steigern die Anlage in so hohem Grade, dass viele Fremde, welche lange Zeit vom Wechselfieber verschont bleiben, erst an diesem Uebel erkranken, wenn die genannten Schädlichkeiten auf sie eingewirkt haben. Als Präservativmassregeln gegen Fieber sind Mässigkeit, täglicher Genuss etwas guten Weines und Tragen von Flanell auf dem Leibe zu empfehlen.

Bei dem einfachen Fieber rein miasmatischen Ursprungs hatte ich keinen Grund mit der Anwendung des Chinin zu zögern und reichte ungesäumt das Specificum, wenn keine besondere Bedenken der Darreichung desselben entgegen standen, um die Wiederkehr der Anfälle zu verhüten und den schweren Folgen derselben vorzubeugen. Je früher der Kranke von seinen Fieberanfällen befreit wird, um so besser ist es für ihn. Nur in den Fällen, in welchen der Magen mit kurz vor dem Eintritt des Fieberanfalles genossenen und unverdaut gebliebenen Speisen angefüllt war, lag Ver-

anlassung vor, ein Brechmittel zu verordnen. Die leichte Dyspepsie aber, welche bei den meisten fieberhaften Krankheiten vorhanden ist, fordert kein Brechmittel und darf nicht von der baldigen Anwendung des Chinin abhalten. In der Regel genügte bei Erwachsenen die Darreichung von Chinin. sulphur. alle 2 Stunden 2 Gran, bis 12—15 Gran während einer Apyrexie, um die Anfälle zu coupiren; bei Kindern reichten 2—5 Gran für diesen Zweck aus. Die Methode, das Chinin in einer einzelnen grösseren Dose, etwa 10 Gran zu verordnen, wurde von mir in mehreren Fällen angewandt; der Erfolg war jedoch meistens ein unvollkommener, denn fast immer wurde die grosse Dose von den Kranken wieder ausgebrochen. Eine Lösung von schwefelsaurem Chinin war besonders wirksam, jedoch versagte auch die Pillenform ihre Wirkung nie. Die übrigen Chininsalze zeigten vor dem schwefelsauren Chinin keine Vorzüge; das Chinoidin und die Tinct. Chinoid., die sich wegen ihres geringeren Preises für die Armenpraxis empfehlen, sind nach meiner Erfahrung nicht so wirksam wie das Chinin. Die endermatische Methode und die Einbringung des Chinin durch den Mastdarm habe ich durch vielfältige Versuche erprobt und besonders bei der Behandlung von Kindern oder sonstigen Personen, deren Magen das Chinin auf keine Weise vertragen konnte, sehr zweckdienlich gefunden. Meine Versuche mit Chinasurrogaten, mit Salicin, Piperin und Kochsalz haben negative Resultate geliefert. Die als Febrifugum bekannte Solutio arsenicalis Fowleri habe ich bei der weit sichereren und ungefährlicheren Wirkung des Chinin nicht gebraucht.

Bei der besprochenen Behandlung bleiben gewöhnlich die Fieberanfälle aus oder es erscheint noch ein letzter Anfall, der die früheren an Stärke übertrifft, woraus man mit Sicherheit auf die bereits erfolgte Wirkung des Mittels schliessen kann. Indessen fand ich es zweckmässig, besonders wenn die Milz nicht deutlich detumescirte, noch einige Tage lang den Gebrauch des Chinin in kleineren Gaben fortsetzen zu

lassen. Je vollständiger die Milz auf ihr normales Volumen zurückkehrt, um so grösser ist die Aussicht, dass kein Recidiv eintreten werde. In den Fällen, in welchen Anzeichen, wie krankhafte Farbe der Haut, fortwährend gestörte Verdauung, periodisch nicht erleichternde Schweisse und ein ziegelrothes Sediment des Urins, dafür sprachen, dass das Fieber wiederkehren könne, fand ich das Repetiren des Chinin unmittelbar vor dem 7., 14., 21. und 28. Tage, an welchen die Recidiven, wie erwähnt, fast immer eintreten, angezeigt und sah von dieser Methode die besten Erfolge. Es ist wohl überflüssig zu bemerken, dass die Kranken und Reconvalescenten ausser dem Gebrauche von Chinin, oder der Wiederholung desselben noch eine geeignete Diät und eine passende Lebensweise überhaupt lange beobachten müssen. Nahrhafte und kräftige Kost, Chinawein und Eisenpräparate beseitigten schnell das Malariasiechthum und beförderten die vollständige Genesung. Dieses Verfahren leistet fast in allen Fällen die augenscheinlichsten Dienste, so dass selbst ein vorgeschrittener Hydrops in kurzer Zeit ohne Anwendung irgend eines diuretischen Mittels verschwindet; lässt es wider Erwarten im Stich, so muss man auf einen vorübergehenden Wechsel des Aufenthaltsortes dringen, der allein häufig in Kürze Personen herstellt, welche vergebens ihre Hülfe in den Arzeneien gesucht haben. Eine räthselhafte Thatsache ist es, dass Fieberkranke oft ohne weitern Medicamentengebrauch genesen, wenn sie sich in einen andern Fieberort begeben. So sind mir Fälle bekannt, in welchen Personen von Jaffa auf 6 bis 8 Wochen nach Jerusalem übersiedelten und dort ihr Wechselfieber verloren und auch ebenso umgekehrt.

Die Behandlung des perniciosen Fiebers gehört zu den schwierigen Aufgaben, welche die praktische Medicin besonders dem Neulinge gebieterisch vorhält. Ein rasches Handeln ist hier von entscheidender Wichtigkeit, da Alles darauf ankommt, den Eintritt des nächsten Anfalls zu verhüten.

Man darf bei dieser Form, abgesehen von den durch die Erscheinungen während des Anfalls geforderten therapeutischen Eingriffen, nicht abwarten, dass sich eine vollständige Intermission entwickelt, ehe man Chinin giebt; man muss vielmehr dasselbe als das einzige wahre Rettungsmittel, sobald ein nur geringer Nachlass der Erscheinungen bemerkt wird, in grossen Gaben anwenden. In solchen Fällen verordnete ich Dosen von 20 bis 30 Gran und liess, wenn der Kranke unfähig war zu schlucken, ihm diese Dose in Form von Klystieren beibringen.

Gegen die larvirten Wechselfieber leistete das Chinin dieselben Dienste, wie gegen die einfachen Wechselfieber; doch war seine Wirkung auch bei diesen meistens eine nur palliative und symptomatische, da es keineswegs vor Recidiven schützte.

Das Volk gebraucht als Mittel gegen Wechselfieber das Verschlucken von Aprikosenkernen oder gewissen Insekten, das Trinken von Raute oder Anis mit Urin und Citronensaft vermischt; dabei enthält sich der Kranke während vierzig Tage des Fleischgenusses. Ausserdem tragen die Araber Amulete, einen Papierstreifen, welcher Verse des Koran enthält, einen Faden, der im Grabe eines Heiligen gelegen haben soll u. dgl. Es ist eine nicht zu läugnende Thatsache, dass sowohl die Volksmittel durch ihre Ekel erregende Wirkung als die Amulete durch den beruhigenden Effect, welchen sie auf den für jede Art Aberglauben empfänglichen Naturmenschen üben, in manchen leichten Fällen Heilung ohne Zuthun der Kunst zu Stande bringen.

Das typhöse Fieber tritt in Jerusalem nie epidemisch auf; auch sporadisch ist es eine höchst seltene Erscheinung und äussert sich niemals als Abdominal-Typhus. Dies scheint die Annahme, dass Wechselfieber und Typhus sich gegenseitig ausschliessen, zu bestätigen. Wenn manche behaupten, dass in Jerusalem im Herbste typhöse Fieber herrschen, so muss ich dies nach meiner Erfahrung in Abrede stellen.

Ueberhaupt sollte der Begriff Typhus fester stehen, als es gewöhnlich der Fall ist, denn in Jerusalem werden oft schwerere gastrische und biliöse Fieber mit einigen Nervenstörungen, sowie perniciose Wechselfieber mit dem Namen Typhus bezeichnet.

Hautkrankheiten.

Nach dem bereits erwähnten Grundsatze, dass mit der zunehmenden Wärme sowohl die physiologischen Verhältnisse der einzelnen organischen Systeme zu einander, als die Erkrankungsfähigkeit derselben sich ändern, ist es klar, dass unter südlichen Breiten die Haut, welche einen bedeutenden Theil der Respiration unter dem Einflusse der Hitze übernimmt, durch ihre gesteigerte Thätigkeit eine grössere Disposition zu Krankheiten hat als unter nördlichen Breiten. Sie bietet bei den Bewohnern des Orients durch den starken Absatz von Pigment in die Epidermis, die Tränkung mit Gallenstoff und die gesteigerten, qualitativ veränderten dunst- und schweissartigen Secretionen gewisse Eigenthümlichkeiten dar, welche auf das häufigere Erkranken bestimmend einwirken.

Wenn schon die übermässig grosse Thätigkeit der Haut die Hauptursache ihrer häufigen Erkrankungen im warmen Klima bildet, so kommen noch andere Nebenumstände hinzu, welche einen reizenden oder erschlaffenden Einfluss auf die Haut ausüben, einen krankhaften Zustand derselben erzeugen und unterhalten. Das starke Sonnenlicht und die hohe Wärme rufen häufig erythematöse Entzündungen an gewissen Stellen der Haut hervor. Die schwere Kopfbedeckung erzeugt Hautleiden an dem betreffenden Körpertheile. Die vermehrten Absonderungen der Haut reizen durch ihre Menge und Beschaffenheit, wenn die Hautreinigung vernachlässigt wird, wie dies bei den unteren Klassen der Bevölkerung nicht selten der Fall ist. Selbst die warmen Bä-

der und die Abreibungen, so wohlthätig sie auch bei einem mässigen Gebrauche wirken, haben, allzuhäufig angewandt, durch Beförderung eines übergrossen Blutzuflusses zur Haut manche Krankheiten dieses Organs zur Folge.

Eine excessiv gesteigerte Neigung zum Schwitzen, Hyperidrosis, ist bei den Orientalen am Kopf wegen der überaus warmen Bedeckung dieses Körpertheiles sehr häufig und weit allgemeiner als an den Handtellern und an den Fusssohlen; der Grund davon liegt theils in der Sitte der Orientalen, die Füsse weniger warm zu halten als den Kopf, theils in der religiösen Pflicht des Mohammedaners, sich die Füsse täglich 5 Mal vor dem Gebete mit kaltem Wasser zu waschen. Die Haut des Negers erscheint wegen der starken Entwickelung des Drüsenapparates und der vermehrten Talgsecretion glänzend, als wäre sie mit Fett eingerieben, und ist stets schmierig anzufühlen. Der unangenehme Geruch, welchen jeder Schwarze, auch der reinlichste, um sich verbreitet, ist eine Folge dieser ganz eigenthümlichen Organisation und scheint nicht auf der Absonderung eines mit übelriechenden Substanzen vermischten Schweisses, sondern auf der Bildung von übelriechenden Zersetzungsproducten des Hauttalges zu beruhen.

Erythema erscheint in allen Formen, ist jedoch von keiner besonderen Bedeutung. Die Einwirkung der Sonne auf die unbedeckten Körpertheile, z. B. im Gesichte, auf dem Handrücken, hat häufig eine solche Congestion mit Spannung und Brennen zur Folge.

Die Rose zeigt sich in Jerusalem häufig in der warmen Jahreszeit unter dem Einflusse gastrisch-bilioser Zustände; sie ist meist eine einfache oder ödematöse Gesichtsrose, welche ihren Verlauf gewöhnlich in einigen Tagen mit Abschuppung der Oberhaut vollendet. Jedoch sah ich auch einzelne Wandererysipele, Erysipelas migrans, die einen sehr trägen Verlauf nahmen und durch die Fieberbewegungen die Kräfte des Kranken zu consumiren drohten.

Der Scharlach soll in manchen Jahren sporadisch vorkommen; ich hatte jedoch während meines ganzen Aufenthaltes keine Gelegenheit, ihn zu beobachten.

Die Masern erscheinen ebenfalls selten und erheben sich nie zu epidemischer Macht und Bedeutung. In den wenigen Fällen, die ich sah, war der Verlauf gutartig; die Krankheit löste sich mit Schweiss ohne Abschilferung der Epidermis, und auch der Husten verschwand bald.

Die Blattern erscheinen von Zeit zu Zeit in grösseren Zwischenräumen und wüthen mitunter mit grosser Heftigkeit. In einer Epidemie im Jahr 1854 beobachtete ich bösartige Blattern, welche sich durch einen unregelmässigen Ausbruch, eine Confluenz der Pusteln und Complication mit Gehirnaffectionen oder bedeutenden Lungencongestionen auszeichneten; die meisten Kranken unterlagen zwischen dem 7. bis 14. Tage der Krankheit, und in den günstigsten Fällen folgte auf das schwere Erkranktsein eine sehr langsame Reconvalescenz. Diese Sterblichkeit hat seit der Einführung der Vaccination in Jerusalem durch die dort ansässigen europäischen Aerzte wesentlich abgenommen. Die Impfung wird schon seit vielen Jahren vom Volke in Syrien ausnahmsweise ausgeübt, jedoch mit der Eigenthümlichkeit, dass man eine in die Lymphe einer milden Variola getauchte Stecknadel in die Haut des Vorderarmes senkt und mit drehender Bewegung zurückzieht. Gegenwärtig wird in Jerusalem Kuhpockenlymphe eingeimpft, die man gewöhnlich aus dem Auslande bezieht. Die Einwohner aus allen Ständen unterwerfen sich willig der Impfung; selbst Dorfbewohner aus der Umgegend drängten sich zu der von mir in jedem Frühjahre vorgenommenen Vaccination. Die Varicellen kommen in Jerusalem auch zu Zeiten vor, in denen keine Variola-Epidemie herrscht und endigen in allen Fällen nach 8 bis 14tägigem Bestehen mit Genesung.

Die Nesselsucht findet sich nicht sehr häufig, sie erscheint gewöhnlich nur im Sommer, namentlich in Ver-

bindung mit den Anfällen schwerer Wechselfieber, und weicht der Darreichung von Chinin. Zu derselben Jahreszeit zeigt sie sich bei nicht acclimatisirten Fremden, in Folge örtlicher Reizung der Haut durch Mückenstiche u. dgl., manchmal am ganzen Leibe.

Die Hydroa wie die Miliaria finden sich nicht selten als Zugabe zu Fieberkrankheiten. Das Eczema tritt in der heissen Jahreszeit auf und ergreift vorzüglich die nicht acclimatisirten Personen mit zarter Haut. Das acute Eczema kommt gewöhnlich im Gesichte vor; es befällt vorzugsweise die Wangen und das Kinn, deren Oberfläche ein rothes und glänzendes Aussehen bekommt und nachdem einige Bläschen und Pusteln aufgeschossen und zerplatzt sind, sich mit einer hellgelblichen Flüssigkeit überzieht. Das chronische Eczema beobachtete ich nur bei Frauen in der Umgebung der Brustwarzen und bei fetten Personen in der Umgebung des Nabels. Herpes und Scabies sind in Jerusalem seltene Erscheinungen. Der Pemphigus ist bei Kindern, besonders bei cachectischen Säuglingen, häufiger als bei Erwachsenen. An einem Kinde habe ich einen chronischen Pemphigus malignus mit einem intermittirenden Verlauf beobachtet. Das Kind bot zuerst die Erscheinungen eines Pemphigus acutus dar und schien nach einigen Wochen genesen zu sein; aber nach einigen Monaten wiederholte sich ein ähnlicher Anfall und so recidivirte das Leiden einige Male bis es endlich zum Tode führte.

Die Furunkeln gehören zu den gewöhnlichen Hautkrankheiten der heissen Jahreszeit; sie erscheinen, besonders bei neu Eingewanderten, oft in unglaublicher Menge. Eine magere, kühlende Diät und nach Umständen auch gelinde Abführmittel reichen vollkommen zur Heilung hin. Der Anthrax erscheint sowohl im Winter als im Sommer ziemlich häufig. Er kommt ebenso am Rücken wie an den Extremitäten vor. Bei der Behandlung dieses Leidens habe ich mich oft überzeugt, dass tiefe, über die Grenzen der Ge-

schwulst reichende Kreuzschnitte die Spannung und die überaus grossen Schmerzen schnell beseitigen und tiefere Zerstörungen, die gewöhnlich das Leben des Kranken bedrohen, verhüten, und dass die Anwendung anderer Mittel, welche die Zertheilung der Geschwulst bezwecken, nicht allein fruchtlos, sondern sogar durch den Zeitverlust sehr nachtheilig ist. Die frühzeitig ausgeführte Operation allein ist es, welche ohne Beihülfe anderer Mittel den Kranken rettet.

Der Aleppo-Knoten, Bouton d'Alep, ist in den Gegenden von Aleppo, Diarbekir, Mosul und Bagdad endemisch. In Jerusalem beobachtete ich ihn nur an Personen, welche aus der genannten Heimath dieses Uebels kamen. Das Leiden erscheint bei Eingebornen jener Gegenden fast immer im Gesichte, bei Eingewanderten dagegen häufig an den Extremitäten, seltener an den übrigen Theilen des Körpers. Die Zahl der Knoten ist von 1 bis 50 beobachtet worden. Kein Alter und Geschlecht bleibt von diesem Uebel verschont. Wer aber einmal den Aleppoknoten überstanden hat, der ist für sein ganzes Leben vor ihm gesichert. Fremde, die sich in jenen Ländern aufhalten, werden entweder schon nach kurzer Zeit von diesem Uebel befallen, oder auch erst, nachdem sie jene Gegenden verlassen haben.

Der Verlauf ist je nach dem Individuum und der Form der Krankheit verschieden. Gewöhnlich rechnet man in den Ländern, wo die Krankheit einheimisch ist, 1 Jahr als unumgänglich nothwendig zum natürlichen Verlaufe derselben. Bei der gutartigen Form entsteht an einer der genannten Stellen ein rother, erhabener Punkt; diesem gesellen sich noch andere bei, welche sich allmählig zu einem Knoten vereinigen. Dann fällt die Oberhaut ab, und nun beginnt die Verschwärung und mit ihr der Schmerz. Das gewöhnlich $^1/_2$ bis 1 Zoll grosse Geschwür zeigt einen rothen Hof im Umfange und ist mit einer blassen Kruste, die später bräunlich wird, bedeckt. Nach kürzerem oder längerem Be-

stande beginnt die Eiterung mit Entleerung einer ätzenden, übelriechenden Flüssigkeit; dann schliessen sich manchmal die Ausflussstellen, um nach einigen Tagen wieder aufzubrechen, bis durch die zunehmende Eiterung die Haut und das Zellgewebe im ganzen Umfange geschmolzen sind. Die eiternde Fläche hat ein missfarbiges Ansehen und einen konisch vertieften Grund, aus dem blasse Granulationen sich erheben. Der Ausbruch und die fortschreitende Verschwärung dauern gewöhnlich 6 Monate; dann folgt der Rückschritt mit der Vernarbung in beiläufig eben so vieler Zeit. Nachdem der Knoten vom Eiter ganz verzehrt ist, füllt sich die Wunde immer mehr mit guter Granulation, und nach mehrmaliger Abstossung der frisch gebildeten Epidermislagen bleibt eine unvergängliche Narbe, welche glatt, glänzend und heller als die Umgebung gefärbt ist. Bei der nur selten vorkommenden bösartigen Form bilden sich sehr ausgebreitete Geschwüre, deren Boden und Ränder unregelmässig und deren Absonderung sehr übelriechend werden. Der Heilungsprocess verzögert sich dann oft mehrere Jahre, und das Uebel hinterlässt eine strahlig zusammengezogene Narbe, welche bei einem Knoten an der Wange manchmal Ectropium zur Folge hat.

Die Orientalen glauben allgemein, dass der typische Verlauf des Uebels sich nicht durch die Kunst abkürzen lasse; sie warten daher unbekümmert das Ende des Leidens ab und wenden nur solche Mittel dagegen an, welche mehr zum Schutz der Wunde als zu ihrer Heilung dienen. Jedoch habe ich mich überzeugt, dass Cauterisation mit Höllenstein, in bösartigen Fällen Bestreuen mit Sulfas Cupri, die Eiterung und die Vernarbung beschleunigt, und so den ganzen Lauf der Krankheit wenigstens um 6 Monate verkürzt.

Der morgenländische Aussatz (Lepra orientalis, Lepra tuberculosa s. articulorum), bei den Arabern El-Barass genannt, ist in Jerusalem eine nicht seltene Krankheit. Wie bereits erwähnt, ist eine Anzahl Aussätziger aus der Stadt

und Umgegend in abgesonderten Hütten untergebracht, wo sie, ausgestossen von der menschlichen Gesellschaft, ihr trauriges Dasein beschliessen.

Die Krankheit bricht erst zur Zeit der Pubertät, etwa im 14. oder 15. Jahre aus, häufig jedoch später im reiferen Alter bis zum 50. Lebensjahre. Dem Ausbruche gehen allgemeine Mattigkeit, Trägheit der Verdauung und ziehende Schmerzen in den Gliedmassen voraus. Die Haut schwillt nun an den Extremitäten, besonders an den Ellbogen, am Knie, an den Knöcheln sowie an den Finger- und Zehenspitzen; am Rumpfe mehr auf dem Rücken als an der Vorderseite; am Gesicht hauptsächlich auf den Wangen, Lippen und Nasenflügeln. Zur selben Zeit brechen an diesen Theilen runde, einige Linien grosse, breit aufsitzende, hochrothe Knoten aus, welche anfangs schmerzlich sind, später aber unempfindlich werden. Gewöhnlich sind sie an den Extremitäten zahlreicher und grösser als am Rumpfe und im Gesichte. Die Gesichtszüge des Kranken sind nun entstellt, zeigen einen düstern Blick und drücken einen tiefen Kummer aus. Manchmal rasch, oft im Verlauf mehrerer Jahre geht die Entwickelung der Knoten vor sich; dieselben vereinigen sich dann und bilden unter der Haut harte Knotenstränge, die längs der Lymphgefässe laufen.

Mit der vorgeschrittenen Knotenbildung in der Haut beginnen ähnliche krankhafte Processe auf den Schleimhäuten; Knoten erscheinen auf der Zunge, am Gaumen, im Rachen, in der Nasenhöhle und auf der Bindehaut des Auges. Der Gaumen und die Mandeln sind höckerig geschwollen; die Krankheit steigt nach hinten auf die drüsenreichen Ränder des Kehlkopfes hinab, wodurch die Stimme einen heisern und dumpfen Klang erhält. Die Conjunctiva ist bis zur Hornhaut mit schwammigen Knoten bedeckt, dabei Ectropium und Geschwulst der Meibomischen Drüsen mit einer übermässigen scharfen Absonderung. Die Zähne verlieren ihren Glanz, nehmen ein gelbbraunes Ansehen an und werden

brüchig; die Haare verlieren ihre Farbe und werden dünn und wollig. Die Nägel schwellen, zerspringen und fallen theilweise ab. Die Kranken bekommen eine charakteristische Physiognomie. Die dunkle kupferfarbige Geschwulst der Wangen, Nasenflügel und Lippen und die hervorragende, mit nur wenigen Haaren versehene Augenbraunen-Gegend stimmen zu den eingefallenen Augen, die ein tiefes Leiden, Seelenkummer und Ueberdruss ausdrücken. Das Gemüth dieser Unglücklichen ist im Beginne des Leidens tief erschüttert; ihre Verdauung träge, der Körper mager und die Muskelkraft schwach. Bleibt aber die Krankheit eine lange Zeit stationär, wie dies bei vielen Leprakranken zu geschehen pflegt, so stillt sich der Kummer im Laufe der Zeit, die beeinträchtigte Ernährung des Körpers erholt sich, und die Kranken ertragen während einer langen Reihe von Jahren, manchmal 20 und mehr Jahre, mit stiller Resignation die auf ihnen lastende Bürde.

Im weiteren Verlaufe der Krankheit beginnen früher oder später die Knoten sich zu erweichen, und zwar an den Gelenken der Extremitäten und dann höher im Gesichte. Mit dem Fortgange der Erweichung bildet sich eine fluctuirende Stelle; die Berstung erfolgt, und es zeigt sich nun ein Geschwür von eigenthümlicher Natur. Das Lepragеschwür ist erhaben, rund oder oval, von gelbrother Färbung und sondert eine klebrige und stinkende Flüssigkeit ab, die bei der Austrocknung gelbe oder schwärzliche Schorfe bildet. Dabei wird die Haut in der Umgebung trocken, unempfindlich, rissig, und durch die Spalten schwitzen die Lymphgefässe ihren Inhalt aus. Es bilden sich unregelmässige, geschwürige und von Krusten bedeckte Stellen, besonders um die Gelenke, wo die Verschwärung gewöhnlich reissende Fortschritte macht. Nach kurzer Zeit sind die Gelenkbänder zerstört, die Gelenkhöhlen öffnen sich, und die Gliedertheile fallen ab; darauf reinigt sich das Geschwür, und der zurückbleibende Stumpf heilt vollkommen. Gewöhnlich sterben blos

die Finger- oder Zehenglieder ab; Abfallen der Hände und Füsse kommt nur sehr selten vor. In der sogenannten Gelenklepra, wo sich die Krankheit hauptsächlich auf die Gelenke wirft, sind die andern Körpertheile oft ganz im normalen Zustande, und die Kranken erlangen nach dem Abfalle der kranken Theile bis zu einem gewissen Grade ihre Gesundheit wieder. Ich sah einige Aussätzige, bei denen die Lepra sich allein auf die Fingerglieder beschränkte; sie hatten fast alle Finger eingebüsst, im Uebrigen aber war ihre Gesundheit scheinbar gut.

Die Verschwärung ergreift ebenso die Schleimhäute wie die Haut. Am Gaumensegel verbreiten sich Geschwüre, welche den Gaumen durchbohren und das Zäpfchen zerstören. Die Knoten an der Zunge erweichen sich und verschwären; das Zahnfleisch wird livid, die Zähne schmutziggelb und in ihren Fächern wackelnd. In der Nasenhöhle vernichten die Geschwüre die knorplige Scheidewand, und die Nase sinkt in Folge dessen ein. Auch das Augenleiden nimmt denselben Verlauf. Die Knoten an den Rändern der Augenlider und auf der Bindehaut verschwären und diese Verschwärung geht manchmal bis zur gänzlichen Berstung der Hornhaut mit Atrophie des Augapfels.

Die den Fortschritt der Krankheit begleitenden allgemeinen Symptome sind nach dem Verlaufe und nach der Ausdehnung sehr verschieden. Sind nur wenige Knoten vorhanden, die langsam zu verschwären beginnen, so leidet das Allgemeinbefinden nur wenig mit. Tritt dagegen die Verschwärung bei einem schnellen Verlaufe des Uebels auf, oder hat sie eine bedeutende Ausdehnung erreicht, dann stellen sich Fieberanfälle, Abzehrung und Symptome von Lungen- und Darmleiden ein, die den Kranken zu Grabe führen.

Ueber die ursächlichen Verhältnisse der Lepra herrscht noch viel Dunkel. Der Genuss von verdorbenen Speisen und das Trinken eines schlechten Wassers scheinen neben

den klimatischen Einflüssen auf das Haut- und Lymphsystem die vorzüglichsten Ursachen zu sein, welche zur Entwickelung der Krankheit unter der armen Klasse beitragen. Bemerkenswerth ist es, dass die Lepra unter den Juden in Jerusalem nicht vorkommt, wenigstens habe ich während 15 Jahre meiner dortigen Anwesenheit nie bei diesen die Krankheit beobachtet, und auch von früheren Zeiten ist kein Fall von Aussatz an einem jüdischen Einwohner zu meiner Kenntniss gekommen. In manchen Fällen ist die Krankheit eine Folge der Vererbung; die Kinder aussätziger Eltern kommen zwar mit reiner Haut zur Welt, fallen jedoch gewöhnlich später dieser Krankheit anheim. Die Contagiosität der Lepra ist jetzt nicht mehr so augenscheinlich, wie sie in alten Zeiten war.

In alten Zeiten scheint die Contagiosität des Aussatzes bedeutend gewesen zu sein, wie das mosaische Gebot: „abgeschieden soll der Aussätzige wohnen, ausser dem Lager sei seine Wohnung" vermuthen lässt. Obwohl die Ansteckungsfähigkeit nicht der Grund dieses Gesetzes war, so wurde es doch so streng und ohne Rücksicht auf Rang des Kranken durchgeführt, dass selbst der König Usiah, der „für seine Anmassung, als Nichtpriester im Heiligthume zu räuchern, mit Aussatz an der Stirn bestraft wurde, bis zu dem Tage seines Todes in dem Siechhause als Aussätziger wohnte." Was die Form der in der Bibel beschriebenen „Zaraath" (Aussatz) betrifft, so scheint aus den dort angeführten Symptomen hervorzugehen, dass es die eben geschilderte Lepra tuberculosa war, denn von dem ersten Ausbruche des Ausschlages wird gesagt: „So bei einem Menschen auf der Haut seines Fleisches eine Geschwulst, ein Knoten oder ein Fleck („Seheth, Sapachath, Bahereth") entsteht, so werde er zum Priester gebracht," und über den weiteren Verlauf des Uebels heisst es: „Wenn ein Mal rohen Fleisches in der Geschwulst („Michjath Bassar chaj") sich zeigt, so ist es ein alter Aussatz in der Haut. Sowie der

Priester das rohe Fleisch sieht, so erkläre er ihn für unrein; das rohe Fleisch ist unrein, es ist der Aussatz," d. h. der Knoten ist in Verschwärung übergegangen, und dadurch ist die Gegenwart des Aussatzes constatirt. Uebrigens ist jetzt die Bedeutung mancher im hebräischen Urtexte vorkommenden Ausdrücke, wie z. B. „Nethek" und „Bohak," unvollkommen bekannt, so dass es schwierig ist, den Begriff von allen daselbst angeführten Formen des Ausschlages genau aufzufassen.

Von einem medicamentösen Verfahren ist in der Lepra keine Hülfe zu erwarten, jedoch soll im Anfange des Uebels Aenderung des Klimas und der Nahrung im Stande sein, Heilung herbeizuführen, oder wenigstens die Heftigkeit des Leidens zu beschränken. Bei den in Jerusalem in den Hütten lebenden Aussätzigen werden jetzt keine Heilungsversuche vorgenommen; es wurden Blutegel, Brech- und Abführmittel, Mercur und Jodpräparate sowohl innerlich als äusserlich versucht, jedoch ohne einen besonderen Erfolg zu erreichen.

Die Elephantiasis Arabum, bei den Arabern Da-elfil genannt, ist von der eben geschilderten Lepra wohl zu unterscheiden. Bei der Elephantiasis bemerkt man zwar, wie bei den übrigen Leprosen Ablagerungen im Zellgewebe, welche von verschiedener Consistenz sind und das organische Gewebe in einen hypertrophischen Zustand versetzen; jedoch zeigt sich als wesentlicher Unterschied zwischen der Elephantiasis und der Lepra, dass bei der letztern der abgelagerte Stoff Knoten bildet, welche früher oder später erweichen und die umliegenden Gebilde in den Kreis der Zerstörung ziehen, während bei ersterer die Knotenbildung fehlt, und die Form und Function des leidenden Theils, meistens an den untern Extremitäten, durch eine gleichförmig ausgebildete Hypertrophie beeinträchtigt werden; die Augen sowohl als die Nase bleiben vollkommen gesund, und von Absterben der Finger ist keine Spur vorhanden. In Jerusalem

kommt dieses Uebel nur selten vor. In Tiberia sah ich einen Fall dieses Leidens am linken Unterschenkel, wobei der Fuss verkürzt schien, grösstentheils bedeckt war und nur einen ganz kleinen Vorsprung bildete, so dass der Unterschenkel durch die Geschwulst zu einem fast gleichförmigen Cylinder umgestaltet war; die bedeckende Haut war verdickt und sehr verhärtet und hatte ein rinnenartig gefurchtes Ansehen.

Die Syphilis gehört in Jerusalem zu den seltensten Krankheiten; sie kommt nur in vereinzelten Fällen durch Verschleppung aus den Küstenstädten vor und nimmt gewöhnlich einen milden Verlauf an.

Krankheiten des Verdauungs-Apparates.

Von den Krankheiten der Mundhöhle kommt die Aphthen-Bildung sowohl bei Kindern als Erwachsenen am häufigsten vor. Die vernachlässigte Reinigung des Mundes, was bei den Orientalen nicht selten ist, leistet der Entwickelung des Uebels wesentlich Vorschub. In leichteren Fällen reichte das Bestreichen mit Syr. mororum, dem Borax zugegeben war, vollkommen aus; während bei der geschwürigen Form die Cauterisation mit Höllenstein den besten Erfolg hatte. Unter dieser Behandlung lösten sich schon nach ein paar Tagen die Pseudomembranen ab; es zeigten sich lebhaft rothe Granulationen, worauf bald vollständige Heilung eintrat. Die Zähne sind bei den Orientalen gewöhnlich schön, vollkommen ausgebildet und nur selten von Caries angefressen. Dies ist besonders bei den Landbewohnern der Fall. Bei den Städtern wird der Kauapparat durch die oft vorkommende chronische Beinhaut-Entzündung der Alveolen (periostitis alveolaris) frühzeitig zerstört. Diese im Orient häufige Krankheit besteht in der Aufsaugung der Alveolarränder, wodurch die Zahnpulpe atrophisch wird, und der Zahn sich allmählig hebt, bis er von selbst ausfällt, oder

ohne Schmerz und Blutung leicht herausgenommen werden kann. Bei diesem ganzen Processe leidet nur die Umgebung des Zahnes und dieser selbst bleibt fast unversehrt. Im Beginne der Krankheit kann man durch die Entfernung aller schädlichen Einflüsse und Anwendung geeigneter Mittel ein günstiges Resultat erzielen. Leicht verdauliche, nahrhafte Kost, Unterlassen des Tabakrauchens, Bewegung in reiner Luft, sorgfältige Reinigung der Zähne und hauptsächlich mehrmaliges Aetzen des Zahnfleisches mit Höllenstein leisten die besten Dienste. Ist aber das Uebel bereits so weit vorgeschritten, dass die Zähne zu wackeln beginnen, so kann das Ausfallen derselben schwer verhindert werden.

Einzelne Fälle von diphtheritischer Stomatitis mit Zerstörung der Schleimhaut in ihrer ganzen Dicke beobachtete ich an schwachen Individuen, die in Folge chronischer Krankheiten an Säfteverderbniss litten. Die Krankheit hatte ihren Sitz an einer Seite, an dem Theile der Wange, welcher den Zähnen anliegt. An dieser Stelle zeigte sich anfänglich eine schmutzige Verfärbung der Schleimhaut; nach wenigen Tagen wurde die innere Fläche des Mundes in grosser Ausdehnung in einen missfarbigen Schorf verwandelt, der sich bald abstiess und eine ausgebreitete Geschwürsfläche zurückliess. Die Aetzung mit Höllenstein und der Gebrauch von Mundwasser mit Mineralsäuren versetzt reichten hin, den Fortschritt des Uebels zu hemmen und allmählig Heilung herbei zu führen. Bei einem zehnjährigen Knaben aus Hebron sah ich jedoch einen Fall dieser Krankheit, der, in der ersten Zeit vernachlässigt, brandige Zerstörung der ganzen Wange und der angrenzenden Knochen zur Folge hatte und mit dem Tode endete.

Halsentzündungen sind besonders im Winter häufig und treten zuweilen epidemisch auf. Am häufigsten kommt die Angina tonsillaris vor; sie führt gewöhnlich zur Abscessbildung, nimmt aber keinen gefährlichen Charakter an. Im Allgemeinen sind die fremden Eingewanderten, besonders in

den ersten Jahren ihres Aufenthaltes, mehr der Angina unterworfen als die Eingebornen.

Leiden des Magens kommen bekanntlich in den südlichen Ländern sehr häufig vor. Bei dem eingewanderten Nordländer stellen sie sich gewöhnlich mehr oder weniger schon im zweiten Jahre nach seiner Ankunft in jenen Gegenden ein. Jedoch sind gefährliche Magenleiden, wie phlegmonöse Entzündung, Scirrhus und Krebs in Jerusalem sehr selten. Weit häufiger ist in der heissen Jahreszeit der Magencatarrh mit chronischem Verlaufe. Die Kranken klagen über ein Gefühl von Druck und Vollheit in der Magengegend, welches nach dem Essen vermehrt wird, sich aber nur selten zu heftigen Schmerzen steigert; damit sind Blähungen, Sodbrennen, Unregelmässigkeit der Entleerungen und eine Reihe von krankhaften Gefühlen in anderen Theilen des Körpers verbunden. Bei der Behandlung dieses Uebels reicht man gewöhnlich mit strengen diätetischen Vorschriften und der Darreichung von kohlensauren Alkalien aus. Wird aber die Krankheit vernachlässigt, so dauert sie längere Zeit; nicht selten ist sie der erste Act einer bald folgenden Ruhr.

Die Dysenterie ist in Jerusalem, wie in ganz Syrien, eine permanent endemische und sehr bedeutungsvolle Krankheit. Sie fehlt daselbst zu keiner Jahreszeit, erreicht jedoch ihre Höhe an Ausdehnung und Heftigkeit in derselben Zeit wie die Wechselfieber, in den Monaten Juli bis October. Dieser Umstand, dass Ruhr und Intermittens immer zur selben Jahreszeit neben einander herrschen, berechtigt zur Annahme, dass die Endemicität der Dysenterie in Jerusalem in einem Ruhrgift gegründet ist, dessen Entwickelung ebenso wie die der Malaria durch die faulige Zersetzung vegetabilischer Substanzen in den Cisternen, wie bereits bei den Fiebern erörtert wurde, begünstigt wird. Aus dieser Thatsache kann man jedoch keineswegs schliessen, dass die Malaria und das Ruhrgift verwandt seien; man muss vielmehr bei der ungleichen Wirkung beider Gifte es für wahrscheinlich halten, dass sie

specifisch von einander verschieden sind. Denn bekanntlich lehrt die Erfahrung, dass auch an solchen Plätzen, wo Malariakrankheiten nicht endemisch herrschen, die Anhäufung vieler Menschen in einem verhältnissmässig engen Raum zur Entstehung von Ruhrepidemien Veranlassung giebt, und dass auch die faulige Zersetzung animalischer Substanzen auf die Bildung oder auf das Gedeihen des Ruhrgiftes günstig einwirkt. Dennoch ist es möglich, dass in Jerusalem der gleiche Einfluss der Entwickelung beider, wenn auch specifisch verschiedener Gifte, Vorschub leistet. Dass Hitze, verdorbene Nahrung und schlechtes Wasser, Genuss unreifer Früchte, Erkältung des Körpers und andere Schädlichkeiten zur Entstehung der Ruhr wesentlich beitragen, kann man nicht in Abrede stellen. Nichtsdestoweniger ist die Infection mit dem specifischen Gifte die einzige Ursache der in Rede stehenden Krankheit, und die Rolle, welche jene Schädlichkeiten in der Aetiologie der Dysenterie in Jerusalem spielen, ist lediglich die, dass sie den Organismus empfänglicher für die Einwirkung des Giftes machen.

Die Eingebornen leiden an leichteren Formen dieser Krankheit als die Fremden. Frauen sind weniger der Dysenterie ausgesetzt und genesen leichter als Männer.

Die Krankheit tritt als eine acute, fieberlose und fieberhafte, und als eine chronische auf. Dem Ausbruche gehen nur selten Vorboten voraus, welche in Unregelmässigkeit der Verdauung und in einer unbestimmten Störung des Allgemeinbefindens bestehen. In den meisten Fällen beginnt vielmehr die Ruhr plötzlich mit einem scheinbar unschuldigen Durchfall, durch welchen fäculente Massen von unverdächtigem Aussehen entleert werden. Diesem folgen die wahren dysenterischen Ausleerungen, kolikartige Schmerzen (Tormina) verursachend, welche einige Zeit vor jeder Ausleerung beginnen und kurz vor dem Eintritt derselben eine quälende Höhe erreichen. Die Entleerungen selbst sind von einem peinlich schmerzhaften Drängen auf den Mastdarm, zu wel-

chem sich gewöhnlich Harnzwang gesellt, begleitet. Trotz des heftigen Drängens werden nur sehr geringe Mengen schleimiger oder schleimig blutiger Massen, zuweilen auch reines Blut entleert. Unmittelbar nach der Entleerung fühlt sich der Kranke erleichtert und empfindet gewöhnlich nur noch Schmerzen, wenn man einen starken Druck auf den Leib ausübt; bald aber beginnen die Tormina von Neuem, und wenn die Schmerzen den höchsten Grad erreicht haben, stellt sich abermals Stuhlzwang ein, und wiederum werden geringe Mengen der eben erwähnten Massen entleert. Diese Scene wiederholt sich oft 20 bis 30 Mal innerhalb 24 Stunden. Von den leichteren Graden der acuten Ruhr genest der Kranke gewöhnlich in 6 bis 8 Tagen.

Bei den höheren Graden der Krankheit folgen die Entleerungen in sehr kurzen Pausen auf einander; sie wiederholen sich manchmal 80 bis 100 Mal in 24 Stunden; die Schmerzen dauern fast ununterbrochen an und steigern sich immer mehr. Der Unterleib ist aufgetrieben und schon gegen einen leichten Druck, namentlich auf die Gegend des Colon, sehr empfindlich. Bei nicht sehr beleibten Individuen fühlt man auch Geschwulst in der Tiefe und vermehrte Wärme an den schmerzhaften Stellen. Auch der Stuhlzwang ist anhaltender und peinlicher als bei den leichteren Graden der Krankheit. In einzelnen Fällen sind die Schmerzen und der Stuhlzwang sehr wüthend und folternd und erreichen eine unerträgliche Höhe, die der am Besten zu bemessen weiss, der diese Phasen selbst durchgemacht hat. Die Ausleerungen enthalten viel Blut, zahlreiche Flocken und zuweilen grössere häutige Concremente. Dazu kommen Fiebererscheinungen, schwere Störungen des Allgemeinbefindens, Schlaflosigkeit, Angst, Unruhe und tiefe Depression der Kräfte. Verläuft die Krankheit günstig, so nehmen die Schmerzen allmählig ab, die Pausen zwischen den einzelnen Ausleerungen werden grösser, die Excremente werden wieder bräunlich gefärbt und nehmen wieder einen fäcalen Geruch an; die ihnen noch

längere Zeit hindurch beigemischten anomalen Absonderungsproducte, sowie der Blutgehalt werden geringer; die Fiebererscheinungen verlieren sich, und die Haut- und Urin-Excretionen stellen sich wieder gehörig ein. Die Reconvalescenz ist aber immer eine langsame und es gehen Wochen darüber hin, ehe völlige Wiederherstellung erfolgt. Nimmt die Krankheit einen tödtlichen Ausgang, so wird der Puls immer kleiner, das Bewusstsein schwindet, die Ausleerungen gehen unwillkührlich ab, und der Kranke stirbt unter den Erscheinungen einer allgemeinen Paralyse.

Nicht selten geht die Ruhr höheren Grades aus der acuten in die chronische Form über, in welchem Falle die Krankheit Monate lang mit einzelnen Unterbrechungen währen kann. Gewöhnlich wechselt Durchfall mit Verstopfung ab; zeitweise werden normale Fäces, denen schleimig-blutige Massen anhängen, zu anderen Zeiten wird allein eine eiterige Flüssigkeit entleert. Dabei besteht jedoch der Appetit, ja häufig auch Heisshunger. Der Kranke magert ab und geht nach lang andauerndem Siechthum hydropisch zu Grunde. Nicht selten endet die Krankheit mit Genesung, wenn der Kranke ein zweckmässiges Regimen beobachtet; jedoch leidet er für den Rest seines Lebens an habitueller Verstopfung und an den mannigfachen Störungen, welche sich dieser Anomalie in der Regel anschliessen.

In Betreff der Behandlung gelten folgende Grundsätze: In acuten Fällen ist das Einhalten einer consequent strengen Diät ein Haupterforderniss zur Heilung; dem Kranken werden daher nur schleimige Suppen, schwächlichen Individuen auch Fleischbrühe verabreicht. Bei den leichteren Graden der Ruhr empfiehlt es sich, die Behandlung mit der Darreichung eines milden Abführmittels, am Besten aus Ricinusöl oder Tamarindendecoct bestehend, zu beginnen und zu dieser Verordnung jedesmal zurückkehren, wenn die Ausleerungen ein paar Tage lang keine Fäcalmassen enthalten haben. Nur in solchen Fällen, in welchen der Magen mit unver-

dauten Nahrungsmitteln angefüllt ist, wird im Beginn der Krankheit ein Emeticum aus Ipecacuanha gereicht. Sind nach vorläufiger Entleerung der schädlichen Stoffe die Tormina noch sehr heftig, oder ist der Leib sehr empfindlich gegen Druck, so ist die Application der Blutegel an den After, oder an die empfindlichsten Stellen der Bauchdecken das geeignete Mittel, die Fortschritte des Entzündungsprocesses zu hemmen. Allgemeine Blutentziehungen und Schröpfköpfe sind unpassend. Die Cataplasmen auf den Unterleib und die Halbbäder sind oft dem Kranken mehr lästig als nützlich. Dasselbe ist von den erweichenden Klystieren zu bemerken. Sie werden da, wo der Tenesmus sehr heftig ist, und die Ausleerungen rasch sich folgen, durchaus nicht behalten und martern den Kranken. Innerlich ist die Darreichung einer Emulsion und des Abends einer Dosis Pulv. Doveri indicirt. In sehr vielen acuten Fällen habe ich diese Behandlung mit Erfolg angewandt. In den höheren Graden der Ruhr reichen jedoch diese Mittel nicht aus. Hier verdient, ausser den örtlichen Blutentziehungen, die Darreichung von Calomel mit Opium oder Plumbum aceticum mit Opium das meiste Vertrauen. Einreibungen der Tart. emeticus-Salbe auf die untere Bauchgegend leisten gute Nebendienste. Von der innerlichen Anwendung des Argentum nitricum habe ich eben so wenig dauernden Erfolg gesehen, als von der des Tanin. Bei den höchsten Graden der Ruhr bleibt meistens jede Behandlung erfolglos. Die grosse Schwäche des Kranken verbietet sowohl die Blutentziehungen, als die Darreichung von Calomel mit Opium, und man muss sich darauf beschränken, durch reizende Mittel möglichst die Kräfte des Kranken zu erhalten und der drohenden Paralyse vorzubeugen.

In der chronischen Dysenterie, zumal wenn der Tenesmus nachgelassen hat, sind Klystiere aus Sulf. Chinini und Opium, nach Umständen einzeln oder vereinigt, von vorzüglicher Wirksamkeit. In den Fällen, in welchen Erschlaffung und Trägheit im oberen Theile des Darmkanals herrscht, kann

man auch innerlich Opium und Chinin reichen. Bei nervösen Personen habe ich in einzelnen Fällen das Extr. nuc. vom. mit Vortheil angewandt. Die Diät in der chronischen Dysenterie ist derart zu regeln, dass die Kräfte des Kranken durch eine gemässigte und gewählte Nahrungweise aufrecht gehalten und unterstützt werden. Jeder Diätfehler straft sich durch Verschlimmerung oder Recidive. Es ist daher Alles zu vermeiden, was den Magen und Darmkanal reizt und belästigt und zu reichlichen Ausleerungen führt. Nahrhafte, leicht verdauliche vegetabilische Speisen, wie Arrow-Root, Sago u. dgl., sind die passendsten Nährmittel, und wenn diese gut verdaut werden, kann Hammelfleisch beigefügt werden. Wo die chronische Dysenterie allen Mitteln widerstanden hat, da ist, besonders bei Fremden, die Uebersiedlung in eine kühlere Gegend, wo die Ruhr nicht endemisch herrscht, entschieden das sicherste Mittel zu einer baldigen und gründlichen Herstellung. Ich selbst litt im Sommer 1866 an einer hochgradigen acuten Ruhr, welche die chronische Form annahm, und wurde derart angegriffen, dass ich völlig entkräftet Monate lang das Bett kaum verlassen konnte. Alle Mittel liessen mich im Stich, und die Prognose zeigte sich sehr ungünstig. Unter diesen Umständen blieb mir Nichts übrig, als Jerusalem ungesäumt zu verlassen und trotz diesem Zustande die Reise nach meiner nordischen Heimath zu wagen. Ich liess mich von Jerusalem nach Jaffa tragen und daselbst auf das Schiff bringen. Schon nach ein paar Tagen der Seereise trat eine kleine Besserung ein, die mit dem Verlassen der dysenterischen Zone stets zunahm, und bald nach meiner Ankunft in Hamburg war ich genesen. Nur ein schweres Augenleiden, von dem ich in Jerusalem gleichzeitig mit der Ruhr ergriffen wurde, was dort nicht selten der Fall ist, blieb zurück und hatte später gänzlichen Verlust der Sehkraft eines Auges zur Folge.

Die epidemische Cholera herrschte zum ersten Male im Jahre 1831 in Palästina, gelangte aber nicht nach Je-

rusalem, obwohl sie in der Umgegend, in Bethlehem und anderen Orten stark grassirte. In späterer Zeit kam sie zwar auch in Jerusalem epidemisch vor, das Uebel war aber nicht sehr ausgebreitet. Die nicht epidemische Cholera beobachtete ich häufig in der heissen Jahreszeit; die Krankheit nahm gewöhnlich keinen gefährlichen Charakter an.

Die Cholera infantum kommt in Jerusalem häufig vor und rafft zahlreiche Kinder in den ersten Lebensjahren dahin. Vorzugsweise zur Zeit der Entwöhnung und meist im Sommer bekommen ganz gesunde Kinder plötzlich Diarrhöe und Erbrechen, das Gesicht entfärbt sich, eine eigenthümliche Dyspnoe stellt sich ein, der Puls wird klein, fast unfühlbar. In der Regel geht der erste Anfall vorüber und es bleibt nur der Durchfall mit Stuhlzwang zurück. Nach einiger Zeit kehren jedoch die Anfälle wieder und wiederholen sich immer häufiger, bis die Kinder der Erschöpfung unterliegen; in manchen Fällen erfolgt schnelle und vollständige Erholung aus den scheinbar gefährlichsten Zuständen.

Stuhlverstopfung wird besonders unter den wohlhabenden Klassen der Orientalen häufig beobachtet. Die Ursachen sind mannigfach, meistens geben die ruhige, mit nur wenigen Körperbewegungen verbundene Lebensweise und der Missbrauch von Abführmitteln Veranlassung zu dieser Anomalie; daher gelingt es selten diesen in den Sitten wurzelnden Zustand gänzlich zu beseitigen.

Haemorrhoidalaffèctionen und in deren Gefolge partieller Mastdarmvorfall und andere topische Beschwerden sind sehr verbreitet und kommen nicht selten schon im jugendlichen Alter vor. Die Einheimischen sowohl als die Fremden, Frauen wie Männer sind dem Uebel unterworfen; in vielen Familien ist es erblich. Neben den verschiedenen, den Zuständen angemessenen operativen Verfahren trägt ein entsprechendes Regimen viel zur schnellen Heilung bei.

Die Intestinal-Brüche, namentlich der Leisten- und Nabelbruch, sind häufiger als in Europa; seltener kommen

die Schenkelbrüche vor. Eingeklemmte Leistenbrüche sind verhältnissmässig selten, und ihre Reduction gelingt gewöhnlich ohne besondere Schwierigkeiten.

Eingeweidewürmer, der Ascaris lumbricoides, der Oxyuris vermicularis und der Trichocephalus dispar, finden sich unter den Bewohnern Jerusalems, sowohl bei Kindern als bei jugendlichen Personen sehr häufig. Unter den eingewanderten Polen sah ich mitunter den Bandwurm, namentlich die Taenia solium. Gegen diesen habe ich das abyssinische Wurmmittel Kousso mit dem besten Erfolge benutzt und in folgender Weise angewandt. Am Vorabende geniesst der Kranke nur eine dicke Brodsuppe. Am nächsten Morgen werden ihm 6 bis 8 Drachmen von dem aus den stengellosen Blumen bereiteten Pulver, mit einem Pfund Wasser gemengt, auf einmal gereicht. Nach einigen Stunden beginnen die serösen Stuhlausleerungen und mit der vierten oder fünften wird der Parasit gewöhnlich auf einmal, jedoch nicht immer mit Hals und Kopf, ausgestossen. In den Fällen, in welchen der Parasit nicht schon das erste Mal ganz ausgestossen wurde, wiederholte ich das Mittel nach einigen Tagen in kleineren Gaben, und der vollkommene Abgang des Bandwurmes erfolgte.

Krankheiten der Leber sind bekanntlich in südlichen Ländern weit mehr verbreitet als in nördlichen. Schon in den südlichen Gegenden Europas entwickelt die Leber eine überschwängliche Thätigkeit und zeigt eine grosse Disposition zu Krankheiten; um so mehr ist dies in Syrien und somit auch in Jerusalem der Fall, wo ausser dem allgemeinen Einflusse der hohen Temperatur noch die Häufigkeit der typischen Fieber nebst der Milz auch die Leber in Anspruch nimmt. Die primären Leberleiden finden sich häufig bei Eingebornen; die fremden Nordländer sind in den ersten Jahren ihres Aufenthaltes diesen Krankheiten nicht unterworfen, und auch in späterer Zeit werden sie von denselben meistens nur in Folge der Fieber heimgesucht.

Die Milzleiden, besonders die Hypertrophie dieses Organs, sind in Jerusalem, wo die Frequenz des Wechselfiebers gross ist, sehr verbreitet. Es giebt eine grosse Zahl von Personen, welche an colossalen Milzschwellungen leiden und sogar bei Individuen, welche von regelmässig wiederkehrenden Fieberanfällen verschont bleiben, kommen grosse Milztumoren vor, die sich schon bei der blossen Besichtigung durch eine Hervorwölbung der linken Hälfte des Bauches, in welcher sich die Contouren der vergrösserten Milz markiren, leicht verrathen. Bei der Untersuchung fand ich oft die Milz so enorm vergrössert, dass sie bis zum Becken reichte und konnte die flachen Einkerbungen am vorderen stumpfen Rande derselben durch die Bauchdecken deutlich fühlen. Gegen die unter dem Einflusse des Fiebermiasma entstandene Milzhypertrophie, sowohl in Fällen, in welchen nach dem Ausbleiben der Fieberanfälle die Milz vergrössert bleibt, als bei schon veralteten Hypertrophieen, ist das Chinin ein überaus wirksames Mittel, welches, eine Zeit hindurch mit Consequenz fortgebraucht, den Milztumor unfehlbar beseitigt.

Krankheiten der Harn- und Geschlechtsorgane.

Das Blutharnen sah ich bei Männern nach Excessen in der Venus, nach dem Gebrauche der Aphrodisiaca, sowie bei Haemorrhoidalkrankheiten eintreten. Bei einem alten Manne, dem seine junge Frau zur Belebung der sinkenden Geschlechtskraft Canthariden reichte, trat Blutharnen (Haematuria toxica) ein. Ich wurde erst gerufen, nachdem man von Hausmitteln keinen Nutzen gesehen und der Arme dem Tode nahe war; der Kranke unterlag der Vergiftung. Die Lithiasis ist eine der seltenen Krankheiten Jerusalems, wie die Krankheiten der Harnorgane überhaupt nur selten auftreten. Dieses hat wahrscheinlich seinen Grund in dem Genusse eines wenig Salze enthaltenden Wassers, da zum

Trinken fast allgemein nur das Cisternenwasser gebraucht wird. In Damaskus kommt die Steinkrankheit häufig vor und in Aegypten ist sie endemisch. Die dortigen sogenannten Steinschneider entfernen den Stein meistens erst dann, wenn derselbe sich so weit vordrängt, dass er mittelst eines Schnittes durch den Mastdarm leicht entfernt werden kann. In einzelnen Fällen nehmen sie die Entfernung des Steines nach der Methode der alten arabischen Chirurgen vor. Der linke in den Mastdarm gebrachte Zeigefinger drückt den Stein an das Mittelfleisch an, während die rechte Hand im Perinäum, entweder auf der Raphe oder seitlich derselben, bis an den Stein einschneidet, und ihn dann mit einem Haken oder einer Zange entfernt.

Die Krankheiten der Geschlechtstheile sind ebenfalls weniger zahlreich als in Europa und zeigen einen gutartigen Charakter. Bei dem weiblichen Geschlechte finden sich selten solche Bildungsfehler, welche die Empfängniss hindern; die vorkommende Unfruchtbarkeit hat viel öfter ihren Grund in anderen Zuständen, zu welchen hauptsächlich die frühen Heirathen und die örtlichen Mittel gehören, die nach der Verehelichung, wenn nicht bald Schwängerung eintritt, in Gebrauch gezogen werden. Die Leukorrhöe ist in den unteren Klassen weit seltener als in den Ständen, in welchen unthätiges Haremleben und Verweichlichung des Körpers Sitte ist. Anomalien der Menstruation finden sich häufig bei den dort lebenden europäischen Frauen; unter den Eingebornen sind fast nur die im Harem lebenden Frauen diesen Uebeln unterworfen. Puerperalkrankheiten unter verschiedenen Formen treten nur hier und da auf und nehmen selten einen gefährlichen Charakter an. Das ungeschickte Eingreifen der Hebammen und manche verderbliche Sitte, z. B. gleich nach der Niederkunft zum Genusse von Hühnern etc. die Wöchnerin zu zwingen, und das zu warme Verhalten derselben sind gewöhnlich die veranlassenden Momente dieser Leiden. Das begleitende

Fieber erscheint manchmal mit intermittirendem Typus und weicht dann immer der Behandlung mit Chinin. Entzündungen der Brustdrüse bei Wöchnerinnen, gewöhnlich die Folge einer zu reichlichen Nahrung, sind sehr verbreitet. Den Krebs der Brustdrüse habe ich dort nie gesehen und die Phlegmasia alba dolens nur höchst selten. Hysterie ist in Jerusalem eine nicht seltene Krankheit, welche sich besonders durch Hyperästhesie und Krämpfe äussert. Die orientalischen Sitten und die Lebensweise des weiblichen Geschlechtes mögen als die Ursachen jener anomalen Reizbarkeit angesehen werden, welche krankhaft erhöhte Erregbarkeit im Bereiche mancher Abschnitte des Nervensystemes und Störungen in demselben zur Folge haben.

Von den Krankheiten der männlichen Geschlechtstheile zeigten sich nur die acute, idiopathische Orchitis, die durch Druck oder sonstige mechanische Ursachen entstanden war, und die Hydrocele. Die kleine und frische Hydrocele wich immer dem Suspensorium, der Einwickelung mit leichter Compression des Hodens und den Jodeinreibungen in die innere Schenkelfläche. In älteren Fällen zog ich das Seton durch die Hydrocele und entleerte dann den Inhalt mittelst eines Lanzettstiches; der Erfolg war immer günstig und vollkommene Heilung trat ein. Die geschlechtliche Impotenz ist weit seltener, als man gemäss der orientalischen Lebensweise gewöhnlich glaubt. In der Regel währt die Potenz des Orientalen, wenn sie nicht extravagante sexuelle Excesse schwächen, bis zum 70. Lebensjahre des Mannes, und man sieht nicht selten, dass Muselmänner, obwohl sie einen reichen Harem besitzen, dennoch bis ins hohe Alter sich der Zeugungskraft erfreuen.

Krankheiten der Respirationsorgane und der Blutgefässe.

Catarrhe der Luftwege sind während des Winters häufig, heilen jedoch leicht und nehmen selten die chronische Form an. Die Grippe beobachtete ich im Winter 1862;

sie war häufig mit Rheumatismus gepaart und endete manchmal mit Pleuritis, die jedoch fast immer einen gutartigen Verlauf hatte. Croup kommt nur sporadisch, vorzüglich bei Kindern von Europäern vor und endet in den meisten Fällen tödtlich. Den Keuchhusten beobachtete ich meistens als Begleiter mancher Fälle von Masern und nur sehr selten als selbstständige Krankheit. Der Verlauf war immer ein gutartiger; das Stadium convulsivum dauerte zwar als rein nervöses Leiden Monate lang, nach dem Aufhören der Anfälle aber erholten sich die Kinder vollständig.

Brustfell- und Lungenentzündung sieht man in Jerusalem nicht selten im Winter, jedoch kommen einzelne Fälle, manchmal mit Dysenterien complicirt, auch im Sommer unter dem Einflusse kühler Nordwinde vor. Vorzugsweise werden die Eingebornen und die fremden Südländer davon ergriffen. Die geringere Disposition der fremden Nordländer erklärt sich aus dem Umstande, dass sie ein kälteres Klima mit einem südlichen, wärmeren durch die Uebersiedlung vertauscht haben. Wo die Pneumonie bei früher gesunden Individuen einfach auftritt, weicht sie schon zwischen dem fünften und siebenten Tage einer angemessenen Behandlung. Ein Aderlass, wenn dringende Symptome seine Anwendung forderten, die Darreichung von Digitalis und Tartarus stibiatus reichten in solchen Fällen zur Heilung hin. In manchen Fällen trat am fünften oder siebenten Tage zwar eine Remission ein, aber bereits am folgenden Tage exacerbirte das Fieber, und die Krankheit nahm einen adynamischen Charakter an. Auch dieser asthenische Zustand geht, wenn der Kranke nicht vorher durch übermässige Blutentziehungen geschwächt war und jetzt zweckmässig behandelt wird, am elften oder dreizehnten Tage in Genesung über. Wird aber jetzt keine Hülfe durch Anwendung kräftiger Reizmittel gebracht, so nimmt die Erschöpfung überhand, und der Kranke geht unter den Symptomen einer allgemeinen Paralyse zu Grunde. Ein nicht seltenes Brustleiden der Orientalen ist

das chronische Lungenemphysem und dessen constantes Symptom, das Asthma; es nimmt aber hier einen minder gefährlichen Charakter an als in Europa. Der Missbrauch des Tabaks überhaupt und besonders der Wasserpfeife trägt zur Erzeugung dieses Uebels wesentlich bei. Lungentuberculose ist in Jerusalem eine höchst seltene Erscheinung, die man nur bei den vom Süden Afrikas in den Norden herübergebrachten Negern manchmal beobachtet. Die Landeseinwohner und die eingewanderten Europäer erkranken nie daran; ja manche der letzteren, welche mit allen Zeichen der Lungenschwindsucht aus dem Norden hierhergekommen, genesen von dieser Krankheit, wenn dieselbe noch nicht in das letzte Stadium getreten ist.

Noch viel seltener als die Krankheiten der Respirationsorgane finden sich in Jerusalem die Krankheiten des Herzens und der Gefässe. Unter dem Einflusse der verdünnten, nur wenig sauerstoffreichen Luft scheinen diese Uebel fast ganz zu verschwinden, so dass sogar Herzkrankheiten, welche Europäer herüberbringen, hier häufig heilen. Organische Fehler des Herzens beobachtete ich nicht; dagegen sah ich oft Herzklopfen, welches, ohne Herzfehler entstanden, mit anämischen oder rheumatischen Zuständen zusammenhing. Varices an den unteren Extremitäten finden sich häufig bei Frauen, die durch den Gebrauch des Tandur zur Erwärmung im Winter die Entstehung dieses Uebels begünstigen.

Krankheiten des Nervensystemes.

Die Hyperämie des Gehirns, meist von der Einwirkung intensiver Hitze herrührend, kommt häufig im Sommer vor, doch in der Regel mit gutartigem Verlauf und gedeiht selten zur Entzündung. Gewöhnlich erscheinen nur die geringeren Grade und äussern sich durch mehr oder weniger heftige Kopfschmerzen und eine Steigerung der Empfindlichkeit gegen Sinneswahrnehmungen; die Kranken werden

durch Reize belästigt, welche weit schwächer sind als solche, welche sie früher leicht ertragen konnten. Bei der seltener vorkommenden hochgradigen Hyperämie gesellen sich dazu Schwindel, körperliche Unruhe, oft auch allgemeine Convulsionen und ähnliche Symptome einer hoch gesteigerten Erregbarkeit des Gehirns. Eine nicht seltene Form der Gehirnhyperämie ist der Sonnenstich, der übrigens nicht auf den hohen Sommer allein beschränkt ist. Ich beobachtete denselben auch während der Winterzeit, besonders bei Reisenden, welche keine gehörig schützende Kopfbedeckung trugen.

An Meningitis leiden häufig Kinder, besonders der Eingebornen, welche die Gesundheitspflege ihrer Kinder auf eine unrationelle Weise handhaben, und ein grosser Theil der Säuglinge unterliegt dieser Krankheit. Apoplexie ist sehr selten; die wenigen Fälle, die mir vorkamen, betrafen fast alle nur Greise, bei denen Schlagfluss im Verlaufe acuter Krankheiten eintrat und rasch den Tod herbeiführte. Die nicht häufig vorkommende Epilepsie gilt beim Volke nicht für eine natürliche Krankheit, sondern für das Werk böser Geister, das kein Arzt heilen kann; man wendet sich daher an die Geistlichen, um den Dämon durch mysteriöse Gebete und Formeln zu bannen. Vom kleinen Veitstanz habe ich einige Fälle bei Kindern gesehen; sie heilten unter dem Gebrauche des Ferrum hydrocyanicum allein oder nach vorheriger Darreichung von Santonin, wenn Würmer im Darmkanal vorhanden waren.

An Prosopalgie und Ischias mit intermittirendem Charakter leiden viele Personen; dreiste Dosen Chinin leisten hier glänzende Dienste. Paralytische Krankheiten finden sich besonders bei Kindern häufig; es zeigte sich bei diesen immer nur ein Fuss, ein Arm oder beide unteren Extremitäten, nie aber beide Extremitäten der einen Körperhälfte gelähmt. Delirium tremens kennen die Orientalen nicht, obwohl es auch unter ihnen Einzelne giebt, die sich dem Trunke ergeben. Geisteskrankheiten sind in Jerusalem äusserst sel-

tene Erscheinungen; selbst religiöse Monomanie ist bei weitem seltener als man, gemäss der religiösen Tendenz der Bewohner, glauben sollte. Es scheint, dass die umgebende Natur das Gemüth zur beschaulichen Ruhe stimmt und somit zur Seltenheit der Seelenstörungen wesentlich beiträgt. Selbstmord ist unerhört, weil die festen Glaubensprincipien der Orientalen einen dahin führenden Ideengang garnicht aufkommen lassen.

Krankheiten des Blutes und der Bewegungsorgane.

Der Scorbut findet sich bei den dürftigen Volksklassen unter dem Einflusse von Entbehrungen jeder Art sehr häufig; jedoch beschränkt er sich meistens auf Mundaffectionen und erscheint nur selten als allgemeine Cachexie. Die Scropheln, sowohl angeborne als nach der Geburt erworbene, sind in Jerusalem sehr verbreitet. Am häufigsten leiden an diesem Uebel die Unbemittelten, deren Lebensverhältnisse, namentlich ihre unzweckmässige Ernährung mit einer fast nur aus Vegetabilien bestehenden Kost und ihr Aufenthalt in engen, mangelhaft beleuchteten und schlecht ventilirten Wohnungen, die Entwickelung des Leidens schon im Kindesalter begünstigen. Ausser den Drüsenscropheln sieht man die Abdominalscropheln und in deren Folge Kinder mit aufgetriebenem Bauche sehr häufig. Uebrigens sind die Verheerungen der Scrophelsucht bei Weitem unbedeutender als im Norden. In Betreff der Therapie fand ich, dass unter den antiscrophulosen Medicamenten der Leberthran bei der erethischen Form und das Jod bei der torpiden die besten Dienste leisten. Weit weniger häufig als die Scropheln ist die Rhachitis und kommt nur hier und da bei Kindern der Fremden vor; sie entwickelt sich bei diesen gewöhnlich schon in den ersten Lebensmonaten, mithin in einer Zeit, in welcher die Kinder noch nicht zu gehen begonnen; daher bleiben dieselben von allen Verkrümmungen der Extremitäten verschont. Wasser-

sucht als secundäres Uebel ist keine seltene Erscheinung; meistens findet sie sich als Folgekrankheit des vernachlässigten, langdauernden Wechselfiebers und der dabei eintretenden Gewebe- und Functionsstörung der Milz und der Leber. Diese schwere Folge des Fiebers ist gewöhnlich durch Chinin, Chinawein und grosse Dosen Eisen heilbar. In den meisten Fällen habe ich diese Mittel mit dem augenscheinlichsten Erfolg angewandt, so dass nicht selten selbst ein vorgeschrittener Hydrops in kurzer Zeit ohne Anwendung irgend eines diuretischen Mittels verschwand.

Rheumatismus gehört zu den häufigen Uebeln und entsteht besonders mit dem plötzlichen Sinken der Temperatur zur Regenzeit unter dem Einflusse der feuchten Wärme. Meistens erscheint er ohne Fieber und ist nur local, indem er den glatt rasirten Schädel, die Brust, den Nacken angreift; in manchen Fällen äussert er sich mit Fieber und afficirt dann die Gelenke der Extremitäten, besonders die Kniee. Gewöhnlich ist der Verlauf gutartig, nach 8 bis 14 Tagen stellt sich, auch in Fällen, wo ausser der Diät Nichts angewandt wurde, eine Krise durch wässerige Schweisse ein. Wie bei jeder fieberhaften Krankheit in Jerusalem beobachtete ich auch bei diesem Leiden, dass hin und wieder das Fieber im Laufe des Uebels den intermittirenden Typus annahm. Unter diesen Umständen leistete das Chinin vortreffliche Dienste. Die Gicht zeigt sich mitunter bei den Eingebornen als Kopfgicht; als Podagra habe ich sie nur an einigen Europäern gesehen.

Augenkrankheiten.

Die Zahl der Augenkranken ist in Jerusalem zwar geringer als in Aegypten, jedoch weit grösser als in nördlichen Ländern, so dass man häufig Blinde oder Halbblinde antrifft. Die häufige Blindheit ist aber nicht immer einer besonderen Heftigkeit der Augenkrankheiten zuzuschreiben.

Vernachlässigung und verkehrte Behandlung sind in den meisten Fällen Schuld an der Zerstörung der Augen. Das Volk ist von dem Vorurtheile durchdrungen, die Augenheilkunde verstände der europäische Arzt durchaus nicht, und gebraucht unheilbringende Volksmittel oder wendet sich an die herumreisenden Pfuscher, welche sehr oft die Augenübel mit unpassenden Mitteln behandeln und Entartungen des Auges herbeiführen.

Von den Krankheiten der Augenlider sind Entropium, Trichiasis und Districhiasis die häufigsten. Bei dem ersteren Uebel gelang es mir in vielen Fällen durch Aetzen das Augenlid in die gehörige Lage zu bringen, bei den letzteren vollzog ich immer die Operation nach Jägers Methode mit gutem Erfolge.

Unter den Entzündungen des Auges beobachtete ich am häufigsten die Conjunctivitis. Sie tritt in Jerusalem sowohl unter den Erscheinungen einer gewöhnlichen catarrhalischen Ophthalmie, als auch in der sogenannten ägyptischen Form auf. Die letztere zeichnet sich besonders durch die frühzeitige Ausbildung der Granulationen, welche die ganze Bindehaut einnehmen, und durch die Qualität des Secretes aus. Dieses ist nämlich eine rahmartige Masse, die sich schon im Auge in zwei Theile, einen dünnflüssigen und einen breiigen scheidet. Nicht selten lässt sie beim Rückschritte Geschwüre und Verdunkelungen der Hornhaut, Pannus, grauen Staar, staphylomatöse Entartungen und Atrophie des Auges zurück. Die Zeit ihres Auftretens ist der Sommer. Auffallend ist es, dass die granulöse Ophthalmie und die Ruhr in gleichmässiger Intensität und Verbreitung zu gleicher Zeit erscheinen. Dieses und der Umstand, dass beide Krankheiten mehr die Ausländer als die Eingebornen ergreifen, zeigt auf eine Analogie zwischen dem Krankheitsprocesse der Ophthalmie und dem der Ruhr hin. Die Ophthalmie der Säuglinge in der blennorrhoischen Form hat meist das scrophulöse Gepräge und greift manchmal den

Augapfel derart an, dass er in einigen Tagen an der Cornea berstet, oder sich trübt oder auch staphylomatös entartet. Gewöhnlich bleiben jedoch die Augapfel der Kleinen verschont, obgleich die Augenlider oft sechs Wochen geschlossen und geschwollen waren, und man findet in solchen Fällen nach der Eröffnung der Lider blos die Bindehaut derselben granulös verbildet mit Hinneigung zur Umstülpung.

Bei der Behandlung der catarrhalischen Form der Ophthalmie fand ich, dass, wenn die Krankheit nur als Taraxis erscheint, das frühzeitige Eintröpfeln eines adstringirenden Collyriums, hauptsächlich einer Auflösung des Zinkvitriols, das sicherste Heilmittel ist. Bei der granulösen Ophthalmie, wenn das Leiden im Beginnen zur Behandlung kam, erzielte ich durch die Anwendung des Lapis infernalis als Abortivmittel überraschend günstige Erfolge. Häufig aber sucht der Kranke erst im späteren Verlaufe der Ophthalmie ärztliche Hülfe; in diesen Fällen ist ausser der örtlichen Anwendung des Höllensteins, die auch hier wesentliche Dienste leistet, noch eine allgemeine Behandlung erforderlich. Eine milde Antiphlogose, nach Umständen die Darreichung von Mercur innerlich und einige Ableitungsmittel auf Darmkanal und Haut liessen mich sehr günstige Resultate erreichen.

Acclimatisation der Fremden.

Berücksichtigt man die allgemeine Erfahrung, dass die Nordländer in Italien schwer gedeihen und die Sterblichkeit unter ihnen grösser als bei den Eingebornen ist, so darf es sicherlich nicht befremden, dass unter dem heissen Himmel Palästinas analoge Erscheinungen auftreten. Die verhältnissmässig grössere Mortalität der Fremden ist auch, neben der schon besprochenen grossen Sterblichkeit der Kinder, die Mitursache des auffallenden Phänomens, dass trotz der häufigen Einwanderungen die Zahl der Bevölkerung Jerusalems entweder stationär bleibt oder nur unmerklich zunimmt.

Der Hauptgrund des häufigen Erkrankens der Europäer ist offenbar der Wechsel der klimatischen Verhältnisse, den der Fremde bei seiner Ankunft erfährt, wodurch er — abgesehen von dem Mangel einer öffentlichen Gesundheitspflege, welche die Reinlichkeit in den Strassen, die Güte der Nahrungsmittel u. s. w. überwacht, ein Mangel, der für den unter der wohlthätigen Pflege einer wachsamen Sanitätsbehörde geborenen und auferzogenen Europäer besonders fühlbar ist — Einflüssen ausgesetzt wird, die ihm früher völlig fremd waren und daher auf ihn um so heftiger wirken.

Mit wenigen Ausnahmen haben alle nach Jerusalem kommenden Europäer den Process der klimatischen Angewöhnung durchzugehen. Dieser besteht in einer Umänderung des relativen Gleichgewichtes zwischen den verschiedenen organischen Systemen und Apparaten. Das Resultat davon ist eine Annäherung an den für das Land normalen Typus, der in Bezug auf Constitution, Temperament und geistige Stimmung mehr oder weniger dem der Eingebornen entspricht. Der Nordländer erhält sich gewöhnlich kaum ein Jahr in dem aus dem Vaterlande mitgebrachten Zustande. Das frische Colorit, die Muskelkräfte, sowie die geistigen Thätigkeiten fangen schon im zweiten Jahre an abzunehmen. Die überthätige Leber mit dem Einflusse der Sonnenstrahlen ändern meistens die Gesichtsfarbe in das blass Gelbliche; die Haut erschlafft durch eine übermässige Thätigkeit, und eine geistige Aufregung des Gemüthes, besonders während der Sommermonate, macht im Laufe der Zeit einer gewissen Abstumpfung, Trägheit und Apathie Platz, welche mehr oder weniger der constante Ausdruck der ganzen Physiognomie wird. Während dieser körperlichen und geistigen Umbildung, welche drei bis vier Jahre dauert und noch innerhalb der Grenzen der Gesundheit stattfinden kann, erscheinen oft die endemischen Krankheiten und übertreffen gewöhnlich an Heftigkeit diejenigen Formen, welche an den Eingebornen auftreten. Je mehr aber das vaterländische Klima des Fremden dem

neuen sich nähert, desto leichter geht er durch diese Epoche der Krise; daher findet der europäische Südländer weniger Schwierigkeiten bei der Acclimatisation als der Nordeuropäer. Nach dieser Zeit gewinnt der Acclimatisirte fast dieselbe Widerstandskraft gegen die äusseren Einflüsse wie der Eingeborne, und seine späteren Krankheiten treten mehr oder weniger unter der gleichen Form wie bei den Einheimischen auf.

Die Hauptgefahren, welche den Fremden während der Acclimatisation bedrohen, sind Fieber und Ruhr. Daher muss er gewisse Verhaltungsregeln beobachten, welche die genannten Krankheiten ganz abwenden oder wenigstens unschädlich machen.

Schon die Wahl der Jahreszeit zum Reisen nach Jerusalem darf nicht gleichgültig sein. Der Sommer, welcher sonst vorzüglich zur Reise gewählt wird, ist hier durchaus nicht zu empfehlen, denn er ist dort die ungünstigste Zeit für die Gesundheit. Man richte vielmehr seine Reise so ein, dass man im Laufe des Winters nach Jerusalem komme; die Beschwerden der Reise während der kalten Jahreszeit sind zwar grösser, aber man hat den Vortheil, Zeit zu gewinnen, um vor dem Eintritt der ungesunden Sommer- und Herbstmonate sich einigermassen an das Klima zu gewöhnen.

Am Zielpunkte der Reise angelangt, befolge man stets den allgemeinen Grundsatz, dass zu einer glücklichen Acclimatisation Entsagung der alten Neigungen und Gewohnheiten und Fügsamkeit in die neuen Verhältnisse unbedingt erforderlich sind. Besonderes Augenmerk richte man auf die Nahrungsmittel, die Kleidung und die Wohnung, welche die häufigsten Veranlassungen zu den Acclimatisationskrankheiten geben.

Der Nahrungsweise der Orientalen muss sich der dort lebende Europäer mehr oder weniger fügen, da die Ernährung mit heimathlichen Speisen unausführbar ist, indem das

peratur nach Mitternacht einer Erkältung mit deren Folgen gewärtig sein. Zur Schlafstelle wähle er womöglich das erste Stockwerk des Hauses, denn im Erdgeschosse ist die Luft durch die Ausdünstungen des stehenden Wassers in den Cisternen, die noch obendrein nicht immer rein gehalten werden, meistens verdorben. Es giebt in Jerusalem manche nur aus einem Erdgeschosse bestehende Häuser, in welchen aus angeführtem Grunde die Fieber ihren Hauptsitz haben; der Fremde soll daher bei der Wahl einer Wohnung Vorsicht beobachten und immer die grösseren Häuser den kleinen vorziehen.

Schliesslich ist noch zu bemerken, dass ausser der physischen Acclimatisation auch eine moralische Angewöhnung zum Gedeihen des Europäers in Jerusalem unerlässlich ist. Zu diesem Behufe bestrebe er sich durch Verträglichkeit mit den ihm fremden Bräuchen, die in mancher Beziehung mit seinen alten Gewohnheiten contrastiren, und durch Harmonie mit seiner Umgebung, indem er nicht den Personen unbilligerweise zur Last legt, was die Verhältnisse mit sich bringen, die Ruhe seines Gemüths und seine innere Zufriedenheit zu erhalten. Nur auf diese Weise kann er sich eine zwar bescheidene, aber zufriedenstellende Existenz gründen. Wer aber nicht gewillt ist, den dortigen Einrichtungen, gesellschaftlichen Zuständen, Sitten und Gewohnheiten Rechnung zu tragen, der bleibe lieber in der Heimath oder kehre bald dahin zurück, damit er im Einklange mit seinen Neigungen behaglich lebe.

Buchdruckerei von Gustav Schade (Otto Francke) in Berlin N., Linienstr. 158.

BR3 5887 GBC

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
CECIL H. GREEN LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(415) 723-1493

All books may be recalled after 7 days

DATE DUE